

# Phantome PETER KRASSA **des** **Schreckens**



Die Herren in Schwarz  
manipulieren unsere Welt

Wer vergiftete Mozart? Wer stieß den britischen Kriegshelden Lawrence von Arabien vorsätzlich vom Motorrad? Wem sind die tödlichen Anschläge auf die amerikanischen Präsidenten Lincoln und Kennedy anzulasten? Wer trachtete dem „lächelnden Papst“ nach dem Leben? Auf wessen Konto geht das Flugzeugattentat, das den UN-Generalsekretär Hammarskjöld in den Tod stürzen ließ? Hängt jetzt auch das Schicksal des Präsidentschaftskandidaten Ted Kennedy an einem seidenen Faden?

Das sind nur einige der Fragen, die in diesem Buch aufgegriffen werden. Einige jener Tabus, die man am liebsten unter den Teppich kehren würde — und es in den meisten Fällen auch tut. Peter Krassa, um die Erforschung grenzwissenschaftlicher Phänomene bemüht, ist auch diesen dunklen Geheimnissen nicht ausgewichen. Er ist ihnen nachgegangen, hat gründlich recherchiert — und wurde fündig. Er entdeckte seltsame Verästelungen, überraschende Zusammenhänge, verborgene Quellen. Als er mit der Arbeit an seinem Buch begann, besaß er nicht viel mehr als eine Handvoll Fakten. Dokumentiertes Material, das längst um die Welt gegangen war. Es fehlte der Zusammenhang. Doch plötzlich bildeten sich Querverbindungen und fügten sich zu einem geschlossenen Ganzen — zu einem Mosaik von unglaublicher Brisanz.

PETER KRASSA

# Phantome des Schreckens

Die Herren in Schwarz  
manipulieren unsere Welt



CAESAR VERLAG WIEN

PA 115



1988.1276

(b 1350)

ISBN 3-7023-3024-X  
Copyright © 1980 by Caesar Verlag Wien  
Herstellung: Salzer - Ueberreuter, Wien

## VORWORT

Es gibt genügend Dinge, die schlechterdings für unmöglich gehalten werden. So zum Beispiel der beamtete Raumflug zum nächsten Fixstern. Auch den Flug zum Mond hielt man noch vor fünfzig Jahren für eine niemals realisierbare Utopie. Und was man vor hundert Jahren alles für unmöglich gehalten hat — nun, das würde ein paar Dutzend Seiten füllen.

Eines aber scheint gewiß zu sein: Es gab und gibt keine Reise in die Vergangenheit oder Zukunft. Und es wird niemals eine geben. Denn würde in der Zukunft die Zeitmaschine erfunden werden, so argumentiert man, dann wären längst schon Zeitreisende bei uns aufgetaucht. Das aber scheint bisher nicht der Fall gewesen zu sein — wird behauptet.

Jedoch: Stimmt diese Beweisführung wirklich? Ist sie hieb- und stichfest? Ich glaube, sie ist es nicht.

Setzen wir einmal voraus, die Zeitmaschine wird in hundert Jahren erfunden, und versuchen wir eine Erklärung dafür zu finden, daß wir noch keinem Reisenden in die Vergangenheit begegnet sind. Dafür kann es mehrere Gründe geben:

Erstens: Eine Zeitreise ist nur in die Zukunft möglich (mit Hilfe der bekannten Zeitdilatation bei Erreichen der Lichtgeschwindigkeit). Eine Rückkehr in die jeweilige Gegenwart gäbe es dann nicht; wir erführen demnach erst in hundert Jahren von der Existenz der Zeitmaschine — und ein Zeitparadoxon wäre unmöglich.

Zweitens: Mit der Erfindung der Zeitmaschine werden strenge Gesetze erlassen, die jedes Eingreifen in Geschehnisse der Vergangenheit zur Korrektur der Zukunft verbieten. Kein Zeitreisender dürfte sich uns demnach als solcher zu erkennen geben.

Drittens: Die Reisen in Zukunft und Vergangenheit erfolgen körperlos — und daher für uns unmerkbar. Der Besucher aus der Zukunft ist nur unsichtbarer Beobachter und hat nicht die Möglichkeit, durch Veränderung der (unserer) Gegenwart die Zukunft zu verändern oder ein Zeitparadoxon hervorzurufen. Er kann demnach auch nicht seinen Großvater umbringen.

Wenn Peter Krassa mich gebeten hat, ein Vorwort zu seinem provozierenden Buch zu schreiben, dann wohl in erster Linie deshalb, weil ich als Autor utopischer Zeitreisegeschichten bekannt wurde. Das Phänomen Zeit ist für mich eine faszinierende Herausforderung, der ich mit Phantasie und Spekulation zu begegnen versuche. Im Jahr 1957 schrieb ich den Roman „Befehl aus der Unendlichkeit“. Die Handlung: In ferner Zukunft wird die Zeitpatrouille gegründet. Ihre Mitglieder erhalten die Aufgabe, gewisse Ereignisse der Vergangenheit so zu beeinflussen und zu verändern, daß ihre Auswirkungen in der Zukunft ihren negativen Charakter verlieren. Die Patrouille schreckt auch vor politischen Attentaten nicht zurück, wenn ihr das für die künftige Entwicklung notwendig erscheint. Sie weiß ja, was geschehen wird.

Als ich an dem Roman arbeitete, mußte ich unwillkürlich an niemals geklärte Vorgänge der Vergangenheit und Gegenwart denken. Leonardo da Vinci fiel mir ein, der seiner Zeit weit voraus war. Ein gestrandeter Zeitreisender? Oder der angeblich unsterbliche Graf von Saint-Germain, der über Jahrhunderte hinweg immer wieder auftauchte und wie ein Fünfzigjähriger aussah. Oder gar die geheimnisvollen Herren in schwarzer Kleidung, über die es unzählige Berichte und Gerüchte gibt. Mitglieder einer Zeitpatrouille aus der Zukunft?

Das alles mag phantastisch klingen. Unglaublich und unmöglich für unsere nüchterne Gegenwart. Aber ein Jahr 1650 war für die damaligen Zeitgenossen ebenfalls Gegenwart, und was galt nicht in jenem Jahrhundert alles für unmöglich?

Wenn wir zum Nachthimmel emporschauen und die Sterne erblicken, so unternehmen wir ja ebenfalls bereits eine „Zeitreise“, denn wir sehen Licht, das Jahre und Jahrtausende alt ist. Und wenn wir eines Tages mit einem Raumschiff die Lichtgeschwindigkeit erreichen werden, so steht für uns die Zeit still, während auf der Erde die Jahrtausende dahinrasen.

Diese theoretische Überlegung ist bereits der Beginn der Zeitreise. Es wäre unüberlegt zu sagen: sie wird niemals möglich sein. Wenn wir erst einmal das Wesen der Zeit erkannt haben, wird der Mensch auch die Möglichkeit entdecken, sie zu beherrschen.

Wenn es dann den Menschen noch gibt.

Und das könnte der vierte Grund für die Annahme sein, daß wir noch niemals einem Reisenden aus der Zukunft begegnet sind: Die Menschheit existiert nicht lange genug, um dieses Problem zu lösen.

Da sind mir die ersten drei Hypothesen lieber . . .

Im Januar 1980 *Walter Ernsting (Clark Darlton)*

## TÖDLICHER BESUCH

Der schweigsame Gast — Auftraggeber: unbekannt — Requiem für fünfzig Dukaten — Wolferl hat Angst — Wurde er vergiftet?

Der Fremde, der den kleinen eleganten Arbeitsraum betrat, war völlig schwarz gekleidet. In seiner Rechten hielt er einen versiegelten Briefumschlag. Überrascht erhob sich der Hausherr. Der Unbekannte war ihm ohne Namensnennung angekündigt worden, was keineswegs den gesellschaftlichen Regeln entsprach. Wortlos überreichte der Besucher seine schriftliche Botschaft.

Wolfgang Amadeus Mozart war neugierig geworden. Solch schweigsamen Gast hatte er noch nie empfangen. Er brach das Siegel des Umschlages und überflog die Zeilen der Nachricht, die anonym abgefaßt worden war.

Sein Mienenspiel nahm einen überraschten Ausdruck an, als er las:

„... möchte ich Sie ersuchen, ob Sie willens sind und in der Lage, für mich ein Requiem zu komponieren. Es wäre für mich wichtig zu erfahren, in welcher Zeit Sie Ihre Arbeit fertigstellen können und welchen Preis ich dafür zu bezahlen hätte.

Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie Ihre Entscheidung meinem Boten schriftlich überreichen könnten und auch den Kaufpreis Ihrer Komposition, falls Sie meiner Bitte positiv entgegenreten sollten.“

Nachdenklich starrte Mozart auf den dunkel gekleideten Besucher. Das Alter des Mannes war schwer abzuschätzen, sein Gesicht schien ausdruckslos. Die Frage, wer ihn wohl hierhergesandt habe, erstarb ihm im Mund. Er bedeutete seinem Besuch, Platz zu nehmen, dann verließ er den Raum.

Wolfgang Amadeus Mozart war dafür bekannt, daß er schwerwiegende Entscheidungen, auch solche über kompositorische Aufträge, nie ohne vorherige Beratung mit seiner Ehefrau zu treffen pflegte. Und Constanze hatte sich dieses Vertrauens immer würdig erwiesen.

„Es ist ein seltsamer Besucher“, bemerkte der Komponist. „Er sagte nichts, gab mir nur diesen Brief da.“ Constanze las ihn aufmerksam.

„Und?“ Ihre Blicke waren fragend auf den Ehemann gerichtet. Mozart runzelte die Stirn. „Alles ist irgendwie merkwürdig. Dieser unbekannte Bote, der anonyme Brief, dazu noch der Auftrag, ein Requiem zu schreiben. Ich weiß nicht...“

„Mißfällt dir das Angebot?“

„Eigentlich nicht. Ich würde mich recht gerne an einem solchen Werk versuchen“, gab Mozart zu, doch Constanze bemerkte sein Zögern.

„Dann würde ich es an deiner Stelle auf den Preis ankommen lassen“, meinte sie entschlossen. „Nenne deinem Besucher eine entsprechende Summe... sagen wir... fünfzig Dukaten! Warte ab, ob dein Gast auf diese Entlohnung eingeht.“

Mozart wirkte noch immer irritiert. „Ich weiß ja nicht einmal, ob der Fremde nur ein Bote — oder in Wahrheit der sich tarnende Auftraggeber ist. Und dann diese Kleidung. Geradezu unheimlich wirkt das alles. Als wäre es ein Symbol des Todes...“

Constanze hob energisch den Kopf: „Laß doch diese deprimierenden Gedanken — denk an den Preis. Fünfzig Dukaten sind eine stolze Summe. Wenn sie dem Fremden zu hoch sein sollte, wird er von sich aus auf das Requiem verzichten. Wenn nicht . . ., dann steht sich dieser Auftrag doch dafür, oder?“

Mozarts Gestalt straffte sich. Er versuchte, sein Unbehagen zu verdrängen. „Du hast recht, Constanze. Man soll keinen trüben Gedanken nachhängen. Ich werde das Angebot annehmen und dieses Requiem komponieren!“

Mozarts Frau lächelte erleichtert: „Es wird schon gutgehen, Wolferl . . .“

Mozart war überrascht gewesen, mit welcher Selbstverständlichkeit der unbekannte Besucher die Honorarforderung entgegengenommen hatte. Er akzeptierte offenbar widerspruchslos. Immerhin hatte Mozart die Hälfte der Summe als Vorschuß verlangt. Der Fremde versprach, binnen kurzem zu bezahlen.

„Ehe ich das Geld nicht in Händen halte, rühre ich keinen Finger“, sagte Mozart entschlossen zu seiner Frau Constanze, als der Besucher gegangen war. Zwar war ihm ein so stolzer Betrag wie diese fünfzig Dukaten durchaus willkommen, fünfundzwanzig davon sogar im voraus — und doch durchschauerte ihn ein seltsames Gefühl des Unwirklichen, Unheimlichen.

Irgend etwas stimmte nicht, schien ihm wie eine Bedrohung. Das Kalenderblatt zeigte den 2. August 1791. Es war ein warmer Tag, aber Mozart fröstelte trotzdem.

Seine stille Hoffnung, der fremde Bote würde von der geforderten Summe abgeschreckt werden und nicht mehr wiederkehren, erfüllte sich nicht. Schon wenige Tage später stand der Schwarzgekleidete abermals in

Mozarts Arbeitszimmer. Er überreichte dem Komponisten einen prall gefüllten Lederbeutel, und das wohlklingende Klimpern verriet Mozart, was sich darin befand — fünfundzwanzig Dukaten Anzahlung.

„Mein Auftraggeber war von der Bescheidenheit Ihrer Forderung sehr beeindruckt“, sagte der Fremde. Mozart zuckte überrascht zusammen. Diesen Redeschwall war er nicht gewohnt. Aber der vordem so schweigsame Besucher fuhr fort: „Ich bin beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß Sie ein großzügiges Geschenk zu erwarten haben, wenn Sie dem Wunsch meines Auftraggebers, für ihn ein Requiem zu komponieren, erfüllen sollten.“

„Wer ist Ihr Auftraggeber?“ konnte sich Mozart nicht mehr zurückhalten.

Die Miene seines Besuchers wurde eisig. „Ich habe den Auftrag, mit Ihnen handelseinig zu werden. Man wünscht sich ein Requiem aus Ihrer Feder. Folgen Sie daher dem Impuls Ihres Genies — aber kümmern Sie sich nicht um meinen Auftraggeber. Er legt keinen Wert darauf, bekannt zu werden.“ Eine energische Handbewegung erstickte Mozarts Versuch einer Gegenfrage im Keim: „Und versuchen Sie ja nicht, die Anonymität meines Auftraggebers zu entschleiern. Ihre Mühe wäre umsonst!“

Der Fremde empfahl sich mit einem kurzen Gruß. Constanze fand wenig später ihren Mann in Gedanken versunken. Seine Stirn war sorgenumwölkt. Mit untrüglichen Instinkt erkannte sie: Ihr Wolferl hatte Angst! Mozart schien sich zu besinnen. Minuten später rief er nach Feder und Tinte und begann mit der Arbeit.

Doch er kam zunächst nicht weit voran. Für die Krönung Kaiser Leopolds II. in Prag hatte er nämlich die Oper „Titus“ zu komponieren. Schon am 6. September

war die Premiere. Dann kehrte Mozart nach Wien zurück, um hier seine „Zauberflöte“ zu vollenden. Ihre Erstaufführung erfolgte am 30. September.

Wolfgang Amadeus Mozart besaß keine robuste Natur. Der Arbeitsanfall schien seine Gesundheit zu belasten. Als er die Arbeit an dem Requiem wiederaufnahm, war er nur noch ein menschliches Wrack. Seltsamerweise aber schrieb er seinen alarmierenden körperlichen Zustand nicht seiner Überbeanspruchung zu — er war vielmehr von der Idee besessen, man wolle ihn vergiften. Vergeblich versuchte ihn Constanze zu beruhigen. Mozart war nicht davon abzubringen, daß es der schwarzgekleidete Besucher sei, der ihn ermorden wolle. „Ich weiß es“, röchelte er mit fiebrig glänzenden Augen. „Dieses Requiem ist kein Zufallsauftrag. Es soll meine Todeskomposition werden. Der Zeitpunkt wurde satanisch ausgeklügelt . . .“

Mozart sollte recht behalten. Sein Requiem blieb unvollendet und sein letztes Werk. Am 5. Dezember 1791 schloß der erst 35jährige für immer die Augen. Bis heute konnte nicht geklärt werden, wer der geheimnisvolle, schwarzgekleidete Besucher gewesen ist, den Mozart fürchtete wie den Tod.

Vielerlei Vermutungen tauchten auf. Man schrieb den Unbekannten den Freimaurern zu, denen der Komponist angehörte. War die Krankheit künstlich herbeigeführt worden? Einem Racheakt zuzuschreiben? Oder war der Urteilsspruch eines anonymen Femegerichtes vollstreckt worden? Wurde Wolfgang Amadeus Mozart tatsächlich vergiftet, wie er vor seinem Ableben vermutete? Und welche Rollen spielten hierbei jener geheimnisvolle Fremde im schwarzen Gewand und sein anonymer Auftraggeber?

Alles liegt im dunkeln . . .

## DIE SCHWARZE LIMOUSINE

Zeitlebens umstritten — Lawrence von Arabien  
liebte einen Knaben — Ein Telegramm von Adolf  
Hitler — Motorräder waren seine Leidenschaft —  
Das unheimliche Auto — Nur drei Augenzeugen  
— Alles wurde vertuscht

Er war zeitlebens eine schillernde, umstrittene Persönlichkeit. Mit der Wahrheit nahm er es nie sehr genau — aber Thomas Edward Lawrence, der eigentlich Chapman hieß (sein Vater hatte, um Diffamierungen zu entgehen, seinen Namen gewechselt), ist auch nach seinem Tod eine geheimnisumwitterte Legende geblieben.

Sein Aufstieg vom Oxford-Gelehrten zum größten politischen Abenteurer unseres Jahrhunderts war Gegenstand zahlreicher Bücher — und auch die Filmindustrie ging an der bunten, ungewöhnlichen Lebensgeschichte dieses T. E. Lawrence nicht achtlos vorüber. Zwar klein von Statur, er maß nur 1,64 Meter, besaß er doch die Fähigkeit, sich überall in Szene zu setzen. 1914 hatte man Lawrence die Aufnahme in die Armee verweigert, aber sein geringer Wuchs hinderte ihn nicht, schließlich doch noch bei der Armee Karriere zu machen.

1916 organisierte er (als britischer Agent) den Aufstand der Araber gegen die Türken — mit viel List und noch mehr Geld, und im Mittleren Osten begegnete er

seiner großen Liebe: dem jungen Araber Dahoum. Um sich ihm stets nahe zu fühlen, kleidete sich Thomas Edward nur noch in arabischer Tracht. Und dieser Spleen legte den Grundstein für die spätere Berühmtheit des britischen Obersts, den die Nachwelt als Lawrence von Arabien kennt.

Alles war an diesem Mann exzentrisch. Seine Art zu leben, seine seltsamen Begierden, seine homosexuelle Leidenschaft zu dem Araberjungen Dahoum — und sein Interesse an der faschistischen Idee.

Am 18. Mai 1935 erhielt Lawrence eine telegraphische Einladung, sich mit Adolf Hitler zu treffen. Nach Erhalt dieser Depesche stieg der vormalige Offizier — er war 1934 aus der „Air Force“ entlassen worden — aufs Motorrad. Motorräder waren Lawrence' große Passion. Thomas Edward nannte sich damals Shaw, denn der berühmte britische Dichter hatte ihn adoptiert. Doch ausgerechnet jener „Feuerstuhl“, den ihm sein Adoptivvater geschenkt hatte, wurde dem nun arbeitslosen arabischen Helden zum Verhängnis.

Bis zum heutigen Tag blieb die wahre Ursache von Lawrence' tödlichem Motorradunfall ein dunkles Geheimnis. Selbst Augenzeugen, und es gab solche tatsächlich, wichen in ihren Aussagen voneinander ab. Aber lassen wir vorerst das tragische Geschehen noch einmal vor unserem geistigen Auge ablaufen — ein Geschehnis, das dem Dasein des Thomas Edward Lawrence-Shaw ein außergewöhnliches und abruptes Ende setzte.

Die Fahrt des Exobersts führte über die Straße des Lagers Bovington. Eine gute Strecke für Motorradenthusiasten, wie Lawrence einer war. Aber trotz seiner Leidenschaft fuhr er auf kurvigen Bahnen stets vorsich-

tig, und das war gut so. Denn die drei langgezogenen Biegungen der Lagerstraße Richtung Clouds Hill hatten es in sich. Lawrence fuhr immer ohne Sturzhelm und war außerdem ein typischer Gewohnheitsmensch. George Brough zum Beispiel, der die Herstellung von Lawrence' Motorrädern beaufsichtigte, beschrieb den Exagenten als den besten Fahrer, den er jemals erlebt habe. Brough wußte genau (und auch viele andere), an welchen Stellen des Heimwegs Lawrence auf die Bremse stieg. Die Geschwindigkeit auf 120 Stundenkilometer hinaufzusetzen, das riskierte Thomas Edward Lawrence-Shaw nur an übersichtlichen Stellen wie in der Ebene von Salisbury.

Und so war es auch am 18. Mai 1935 gewesen. Aber der Exoberst kam diesmal nicht weit. In einer der Kehren jener Lagerstraße schlug das Schicksal zu.

Es gibt verschiedene Aussagen über den Ablauf von Lawrence' Unglücksfahrt. So jene zweier vierzehnjähriger Burschen, Frank Fletcher und Albert Hargreaves. Beide radelten zum gleichen Zeitpunkt auf Lawrence' Landhäuschen auf dem Clouds Hill zu. In ihrem Rücken hörten sie den Lärm eines Motorrades. „Dann krachte es furchtbar, Berties Rad prallte gegen meines, und ich stürzte auf die Straße“, erinnerte sich Frank Fletcher später bei seiner polizeilichen Aussage. Er sah ein Motorrad über die Fahrbahn schlittern, und er sah dessen Lenker etwa fünf Meter neben seinem Fahrzeug liegen. Sonst will der Junge jedoch nichts bemerkt haben. Auch sein Freund sah angeblich nichts Verdächtiges.

Völlig anders die Angaben von Ernest Catchpole. Der Soldat, ein Gefreiter, war mit seinem Hund unterwegs gewesen und hatte das Tier auf dem unwegsamen

Gelände westlich der Straße ausgeführt. Dabei wurde Catchpole vorübergehend Augenzeuge der unheilvollen Fahrt von Thomas Edward Lawrence. Und er sah etwas, das dem Tod des einstigen Helden der Araber eine völlig andere Bedeutung verleihen sollte.

Ernest Catchpole konnte Lawrence auf seinem Motorrad nicht ununterbrochen beobachten. Bei jeder Straßenwindung entschwanden Fahrzeug und Lenker seinen Blicken. Dennoch sah der Gefreite genug, was ihm zu denken geben sollte.

„Hinter dem Motorradfahrer tauchte plötzlich eine schwarze Limousine in den Straßenkehren auf“, gab Catchpole zu Protokoll. „Im nächsten Augenblick versuchte der Lenker des Motorrads dem Auto auszuweichen. Dann sah ich nur noch, wie sich das Motorrad drehte und sich mehrmals überschlug. Vom Fahrer sah ich nichts.“ Den fand der Soldat dann auf der Straße liegend, bewußtlos. „Sein Gesicht war mit Blut bedeckt — ich versuchte, es ihm abzuwischen.“

Daß die beiden Burschen nichts über das mysteriöse schwarze Auto ausgesagt hatten, ist ihren Vätern zuzuschreiben. Ihnen war von bestimmter Seite nahegelegt worden, ihre Söhne sollten die dunkle Limousine „vergessen“ und ihre polizeilichen Angaben nicht durch die Erwähnung dieses „Corpus delicti“ verwirren. Aber dieses schwarze Auto war eine Tatsache. Es hat offensichtlich den tödlichen Motorradunfall des Exobersts Lawrence-Shaw verursacht. Wer aber waren die Wageninsassen gewesen? Wer hatte das Fahrzeug gesteuert?

Es muß gewichtige Gründe für den britischen Geheimdienst gegeben haben, darüber bis zum heutigen Tag Stillschweigen zu bewahren. Der tragische Un-

glücksfall wurde sofort unter strengste Geheimhaltung gestellt. Wir wissen trotzdem, daß der unberechenbare britische Exagent seiner Regierung Sorgen bereitet hatte. Vor allem deshalb, weil man wußte, wie sehr Lawrence unter den Einfluß des britischen Faschistenführers Sir Oswald Mosley geraten war. Mosley hatte dem arbeitslosen Helden eingeredet, sich mit dem deutschen Reichskanzler Hitler zu treffen. Beide würden angeblich besser als andere Politiker imstande sein, einen Weltkrieg zu verhindern.

Waren es gedungene Mörder, die Lawrence' Motorrad ramnten und ihn tödlich stürzen ließen? Unterwegs im Auftrag des Geheimdienstes? Oder in wessen Auftrag? Lawrence selbst konnte zur Aufklärung des Falles nichts mehr beitragen. Schwerverletzt hatte man ihn ins Militärhospital Bovington eingeliefert — dort starb er, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, am Sonntag, den 19. Mai 1935, um acht Uhr früh. Die Untersuchung am nächsten Tag, dem Tag von Lawrence' Bestattung, verlief hastig.

Rückblickend wird offenbar, daß die Behörden von Anfang an keinerlei Ambition zeigten, Thomas Edward Lawrence' rätselhaftes Ableben wirklich aufzuklären. Je mehr Zeit verstrich, desto schleppender wurde den Unglücksursachen nachgegangen. Unglaublich nachlässig — war dies Absicht? — wurden die Untersuchungen durchgeführt. Und weil man des Gefreiten Catchpole wahrheitsgemäße Aussage, er habe ein „schwarzes Auto“ gesehen, nicht gänzlich vom Tisch wischen konnte, stellten die Untersuchungsbehörden die Behauptung auf, hier habe es sich um einen „Lieferwagen“ gehandelt, der täglich diese Strecke gefahren sei. Ein klarer Widerspruch zur manipulierten Aussage der

beiden vierzehnjährigen Augenzeugen, denen man das „schwarze Auto“, das sie zweifellos gesehen haben mußten, verdächtig schnell ausgeredet hatte.

Zu Thomas Edward Lawrence' Begräbnis fanden sich zahlreiche Ehrengäste ein. Der Dorffriedhof war überfüllt. Gelehrte, Adelige und Soldaten bildeten den Trauerzug — an ihrer Spitze ein ganz Prominenter: Winston Churchill. Keiner von ihnen war später bereit, der genauen Unglücksursache nachzuforschen. Churchill und die anderen werden gewußt haben, warum.

So bleibt der geheimnisvolle Unfalltod des T. E. Lawrence weiterhin ungeklärt und — wie ein Richter in seinem späteren Resümee zu Recht vermerkte — in seiner wahren Ursache „ziemlich unbefriedigend“.

## III.

## SCHACHMATT

Funkspruch für Ndola — UNO-Flugzeug überfällig — Ein „Messias“ des zwanzigsten Jahrhunderts? — Hammarskjöld hatte Vorahnungen — Ein Überlebender — „Go back!“ — Ein Lichtstrahl am Himmel — Einschußlöcher am Flugzeugwrack — Zu falschen Aussagen geprügelt — Ablenkungsmanöver der Rhodesier — Den Absturz selber herbeigeführt? — Gerüchte um eine Plastikbombe — Schachfiguren

Um 21.35 Uhr, am 17. September 1961, empfing der Kontrollturm des nordrhodesischen Flughafens Ndola einen schon längst erwarteten Funkspruch. Um 22.10 Uhr wurde der Kapitän dieser Maschine, Per Hoilanquist, angewiesen, die derzeitige Flughöhe bekanntzugeben, um die Landung in die Wege leiten zu können. Doch die Turmbesatzung wartete vergeblich auf Antwort.

Ungefähr zur selben Zeit beobachtete ein Einwohner von Ndola vom Balkon im vierten Stock seines Hauses, wie eine Maschine mit blinkenden Positionslichtern zu einer Landungsschleife abdrehte. Und gleich darauf wurden zwei Polizeibeamte auf einen Feuerschein am Horizont, etwas außerhalb der Stadt, aufmerksam. Aber erst gegen 0.30 Uhr wurden diese Wahrnehmungen an den Flughafen weitergeleitet. Zu diesem Zeitpunkt

hatte sich das Schicksal der 16köpfigen Besatzung des Flugzeuges bereits erfüllt. Die Maschine war in den Urwald, unweit von Ndola, gestürzt und ausgebrannt. In ihr starben fünfzehn Menschen, nur einer der Unglücklichen überlebte für kurze Zeit.

Es dauerte fast dreizehn Stunden, ehe Suchfahrzeuge die Absturzstelle entdeckten. Das Düsenflugzeug vom Typ „Fouga-Magister“ war nur noch ein Trümmermeer. Es handelte sich um die offizielle UNO-Maschine, mit der Dag Hammarskjöld, der damalige Generalsekretär der Vereinten Nationen, zu einer Konferenz unterwegs war. Der nach Rhodesien geflüchtete Präsident der abgespaltenen Kongoprovinz Katanga, Moise Tschombe, hatte ihn dazu eingeladen. Hammarskjöld erreichte seinen Bestimmungsort nicht mehr. Er fand im brennenden Flugzeug den Tod.

Aber bis zum heutigen Tag sind die näheren Umstände, die zum Absturz der UNO-Maschine führten, rätselhaft geblieben. Nur eines glaubt man mit Bestimmtheit erkannt zu haben: Ein technisches Gebrechen oder menschliches Versagen müssen als Absturzursache ausgeklammert werden.

Um so mysteriöser muten Überlegungen über einen spektakulär inszenierten Selbstmord des UN-Generalsekretärs an. Scheinbare Indizien für eine solch phantastische Annahme lieferte Dag Hammarskjölds Tagebuch, das am Tag der Flugzeugkatastrophe auf dem Schreibtisch seines Freundes und Kabinettssekretärs Leif Belfrage gefunden worden war. Hammarskjöld hatte seine Aufzeichnungen „Vägmärken“ (zu deutsch: „Wegweiser“) betitelt. Durch diese Notizen erfuhr die Öffentlichkeit zum ersten Mal, zu welcher Mission sich der UN-Generalsekretär offensichtlich berufen fühlte:

als „Messias“ des zwanzigsten Jahrhunderts zu wirken. Kraft dieses Glaubens, und sozusagen „im Mantel des Erlösers“, den Weltfrieden zu retten.

Tatsächlich hatte Dag Hammarskjöld, ein gebürtiger Schwede, während seiner Amtsperiode die Geschicke der UN-Weltorganisation mit unerhörten diplomatischen Fähigkeiten geleitet. In Krisensituationen traf dieser Mann rasche und tatkräftige Entschlüsse. In Hammarskjölds Tagebuchnotizen fand sein Freund Belfrage auch eine Botschaft an ihn selbst. Sie bewies, daß der UN-Generalsekretär mit etwas Unvorhergesehenem gerechnet haben muß. Er schrieb:

„... Diese Aufzeichnungen geben das einzig richtige Profil, das man zeichnen kann. Und darum habe ich in den letzten Jahren mit Publizität gerechnet, obwohl ich weiterhin für mich schrieb und nicht für ein Publikum. Wenn Du findest, daß dies verdient, gedruckt zu werden, so hast Du das Recht, dies zu tun — als eine Art ‚Weißbuch‘ bezüglich meiner Verhandlungen mit mir selbst und — mit Gott.“

Auf 178 Seiten hat Dag Hammarskjöld sein Inneres offenbart und sein Seelenleben aufgezeichnet. Dieses seltsame Tagebuch überbrückt die gewaltige Zeitspanne von 36 Jahren. Sein Inhalt läßt erkennen, daß sich der UNO-Chef eine Friedensmission auferlegt hatte. Ja, mehr noch: Hammarskjöld sah sich offenbar als Reinkarnation von Jesus Christus.

„Daß der Weg der Berufung am Kreuz endet, weiß, der sich seinem Schicksal unterwirft — auch wenn ihn dieses durch den Jubel zu Genezareth oder durch die Triumphpforten nach Jerusalem führt.“

Das lesen wir in seinem Tagebuch.

In den letzten Jahren seines Lebens scheint Ham-

marskjöld dieser Gedanke zur Manie geworden zu sein; zur Selbstsuggestion. Aber waren es wirklich nur Wahnvorstellungen, die von dem schwedischen Diplomaten Besitz ergriffen hatten? Aufkeimender Wahnsinn? Oder aber fühlte der oberste Hüter des Weltfriedens eine dunkle Bedrohung seiner Sphäre? Wußte er, was ihm bevorstand? Kannte er sein unabwendbares Schicksal?

Schon acht Jahre vor seinem Tod, 1953, sah sich Hammarskjöld als Opferlamm — im Dienst der höchsten Macht. Seinem Tagebuch vertraute er an:

„Ich bin der Kelch. Der Trunk ist Gottes. Und Gott der Durstende.“

Am Höhepunkt seines politischen Ruhmes, 1957, orakelte er in seinen Aufzeichnungen:

„Nicht ich, aber Gott in mir.“

In den folgenden Jahren muß Hammarskjöld sein herannahendes Ende gespürt haben. Ein Hinweis im Tagebuch beweist dies:

„Früher war der Tod immer mit der Tischgesellschaft. Jetzt ist er ein Tischgefährte: Ich muß Freund werden mit ihm . . .“

Wer war nun dieser Dag Hammarskjöld? Ein zwar weltweit anerkannter, doch keineswegs unumstrittener Mann. Der Schwede entstammte einer Familie hochangesehener Diplomaten und Militärs. 1936 wurde Hammarskjöld stellvertretender Finanzminister und blieb es bis 1945. Ein Jahr danach trat er als Finanzfachmann in den diplomatischen Dienst. 1949 avancierte der Diplomatensohn zum Staatssekretär im Außenministerium, und zwei Jahre später wurde er stellvertretender Außenminister.

Mit überwältigender Mehrheit wählte ihn die UNO-Vollversammlung am 7. April 1953 zum neuen General-

sekretär. In dieser Funktion erwies sich Dag Hammarskjöld als energischer Streiter für den Frieden der Welt. Sein Hauptaugenmerk galt dem Nahen Osten und schließlich den blutigen Unruhen im Kongo. Hier versuchte er zu schlichten, diplomatisch zu regeln. Auch die vereinbarte Konferenz mit Moise Tschombe gehörte zu diesem Plan.

Doch nicht er zog die Fäden, sondern eine anonyme Macht im Hintergrund. Hammarskjöld scheint ihre Pläne gestört zu haben. Darum mußte er sterben. Doch um welche Organisation handelte es sich? Wer beschloß damals, ein teuflisches Spiel mit dem Ansehen dieses Mannes zu treiben, seinen Ruf systematisch zu erschüttern und auch noch nach seinem Tod die Experten und die Weltöffentlichkeit mit verschiedenen Verdachtshypothesen zu verwirren? Was ist damals, in den Nachtstunden des 17. September 1961, tatsächlich vorgefallen? Die widersprüchlichsten Legenden haben sich seither gebildet, wurden gezielt in die Welt gesetzt, von Dunkelmännern, denen nur eines im Sinn lag: den wahren Grund für Dag Hammarskjölds Hinrichtung zu vertuschen.

Denn dieses Ende war präzise geplant. Es wurde ebenso präzise herbeigeführt. Das erwählte Opfer dieses Attentats war ausschließlich Hammarskjöld. Fünfzehn Menschen mußten völlig sinnlos sterben, weil sie sich in jener Maschine befanden, die man zum Abschluß freigegeben hatte.

Abschuß? Sie haben richtig gelesen. Denn das UNO-Flugzeug wurde, knapp vor der Landung in Ndola, von einer fremden Maschine angegriffen und zum Absturz gebracht. Dafür gibt es einen Augenzeugen. Vielmehr, es gab ihn, denn Sergeant Harry Julien, der sich aus

dem abgestürzten, brennenden Flugzeug hatte retten können, erlag wenige Tage danach in einem Spital seinen schweren Verletzungen.

Es gibt Aufzeichnungen über das einzige Gespräch, das Oberinspektor Allen von der nordrhodesischen Polizei mit Julien führen konnte.

Allen: „Das letzte, was wir von euch hörten, war über dem Flugplatz von Ndola. Was ist geschehen?“

Julien: „Es ist explodiert.“

Allen: „War das über der Einflugstraße?“

Julien: „Ja.“

Allen: „Was passierte dann?“

Julien: „Es war große Geschwindigkeit, große Geschwindigkeit.“

Allen: „Was passierte dann?“

Julien: „Dann war der Aufprall.“

Allen: „Was passierte dann?“

Julien: „Es gab lauter kleine Explosionen rundherum.“

Allen: „Wie sind Sie herausgekommen?“

Julien: „Ich habe den Notausgang geöffnet und bin hinausgelaufen . . .“

Der diensthabende Arzt versuchte hinterher diese Angaben abzuschwächen. Es sei unzulässig, in Juliens Worte mehr als nur einen Hinweis zu sehen, meinte er. Diese Behauptung zu widerlegen, war nicht mehr möglich: Harry Julien glitt in den folgenden Tagen in einen Dämmerzustand hinüber, aus dem er nicht mehr erwachte.

Aber es existiert — inoffiziell natürlich — noch eine weitere Aussage des schwerverletzten Sergeants. Sie ergänzt die zuvor gemachten Angaben auf geradezu drastische Weise. Ihre Kenntnis verdanken wir den guten

Ohren jener Krankenschwester, die Julien betreute. Missis McGarth vernahm am selben Abend, als Oberinspektor Allen bereits gegangen war, wie ihr Patient sagte: „Wir waren über dem Flugplatz, und dann war die Explosion.“ Und, nach kurzem Zögern: „Wir waren beim Einflug, als Mister Hammarskjöld sagte: ‚Go back!‘ — und dann gab es eine Explosion.“

Auch der Arzt Dr. Löwenthal versuchte dem Patienten detailliertere Angaben über den Hergang des Unglücks zu entlocken.

„Warum ist euer Flugzeug nicht, wie erwartet, in Ndola gelandet?“ fragte er. Darauf Sergeant Julien: „Mister Hammarskjöld wollte plötzlich nicht mehr. Er gab Anweisung umzukehren.“

In einer späteren Wiedergabe dieses Dialoges meinte Löwenthal, Julien habe inkonsequente Aussagen gemacht. Habe er zunächst behauptet, zuerst sei der Aufprall gewesen und dann die Explosion, so habe er später die zeitliche Reihenfolge dieser Geschehnisse umgedreht: zuerst also eine Explosion und danach der Aufprall. Laut Dr. Löwenthal wollte Sergeant Julien auch von seiner ursprünglichen Aussage, Dag Hammarskjöld habe unmittelbar über dem Flugplatz angeordnet umzukehren, später angeblich nichts mehr wissen.

Ein interessanter Zeuge, vielleicht sogar der wichtigste, meldete sich nach der Flugzeugkatastrophe bei den Behörden. Der afrikanische Beamte Timothy Kankasa gab an, knapp vor dem Absturz zwei Flugzeuge gesehen zu haben: ein großes und ein kleineres. Das kleinere flog etwas höher und habe, so Kankasa, Scheinwerfer auf die größere Maschine gerichtet.

„Ein Flugzeug klang nicht normal. Das Geräusch sei-

ner Motoren wurde abwechselnd lauter und leiser. Das kleine Flugzeug war schneller. Es blinkte das große Flugzeug an. Dann schaltete das große Flugzeug zwei große Lichter ein, und beide Maschinen verschwanden.“

Vertreter der rhodesischen Regierung dementierten diese Angaben und bezeichneten sie als unwahr. Dennoch scheinen sie sich mit einer weiteren Aussage des einzigen, kurzzeitigen Überlebenden zu decken. Die Harry Julien betreuende Krankenschwester erinnerte sich später, der US-Sergeant habe während der kurzen Zeitspanne, wo er bei Bewußtsein war, mehrmals „von einem Lichtstrahl am Himmel“ gesprochen.

Wurde das UNO-Flugzeug von einem Düsenjäger abgeschossen? Vieles spricht dafür. So behauptete der in Ndola lebende Wärter W. J. Chappel, er habe in jener Nacht des 17. September das laute Geräusch eines tieffliegenden Flugzeuges vernommen und kurz darauf den Motorenlärm einer Düsenmaschine. Wenige Minuten später will er sogar Schüsse gehört haben und drei Explosionen. Die rhodesische Staatsanwaltschaft bemühte sich im Laufe der Untersuchung sehr engagiert, Chappels Aussage als unglaubwürdig hinzustellen. Doch der Ohrenzeuge konnte sich auf einen verlässlichen Experten berufen.

Dieser Mann, Sten Virving, Chefingenieur der schwedischen Fluggesellschaft „Transair“, war sofort nach Bekanntwerden des Flugzeugabsturzes nach Ndola geflogen und hatte das Wrack genau untersucht. Dabei fielen ihm Schäden an zwei Teilen der Maschine auf, die ihm verdächtig erschienen.

„Da gibt es Spuren an einem Fensterrahmen in der Kanzel sowie an der gläsernen Flugzeugnase, die ausse-

hen wie Einschußlöcher“, erklärte Virving vor Gericht. „Und ich habe meine Meinung darüber auch heute nicht geändert.“

Ein gewisser Verdacht der Untersuchungskommission fiel sehr bald auf den 44jährigen Fliegermajor Joseph Delin. Dieser Mann, Chefpilot des einzigen Düsenjägers der Katanga-Luftstreitkräfte, hatte den UNO-Truppen bei den Kämpfen im September 1961 schwer zu schaffen gemacht. Nicht zuletzt deshalb und um den Kämpfen ein Ende zu setzen, hatte sich Dag Hammarskjöld damals mit Katangapäsident Moise Tschombe im Kongo treffen wollen. Delin dementierte, mit dem Absturz der UNO-Maschine in irgendeinem Zusammenhang zu stehen.

„Ich bin in der Todesnacht des Generalsekretärs keinen Einsatz geflogen“, erklärte der Major mit Bestimmtheit. „Ein Nachteinsatz wäre schon deswegen unmöglich gewesen, weil mein Heimatflughafen Kolwezi keine Nachtstarteinrichtungen besitzt. Außerdem hat mein Düsenflugzeug vom Typ ‚Fouga-Magister‘ einen viel zu geringen Aktionsradius, um ohne Zwischenlandung von Kolwezi nach Ndola und wieder zurück zu fliegen.“

Allerdings mußte Delin beim nachfolgenden Verhör seine ursprüngliche Behauptung korrigieren, er habe ja gar nicht gewußt, daß Hammarskjöld nach Ndola fliege. Vielmehr war ihm das sehr wohl bekannt und außerdem, daß der UN-Generalsekretär „auf irgendeiner Route am 17. September unterwegs“ gewesen sei, um Tschombe zu treffen. Delin aber beteuerte:

„Ich war in dieser Nacht nicht in der Luft. Ich habe niemals auf ein UNO-Flugzeug geschossen, außer einmal über dem Flugstützpunkt Kamina, als ich einen

Feuerstoß auf eine auf dem Boden befindliche DC-3 abgab.“

Diese Angaben wurden im übrigen vom Kapitän des betroffenen Flugzeuges, Lars Erik Starck, einem Schweden, bestätigt. Präzisere Befragungen des Majors Delin waren danach nicht mehr möglich: Der verdächtige Düsenjägerpilot verschwand unmittelbar nach seiner Aussage vor der Untersuchungskommission aus Ndola.

Es gibt also jede Menge Aussagen und ebenso viele Widersprüche. Widersprüche auch um die Behauptung dreier afrikanischer Köhler, die als erste bei der brennenden Maschine am Absturzort eingetroffen waren. Sie hatten bei ihrer ersten Einvernahme angegeben, bei dem Flugzeugwrack brennende Leichen gesehen zu haben. Die Männer, die wegen Plünderns der zerstörten Maschine später zu längeren Kerkerstrafen verurteilt worden sind, widerriefen in der Folge ihre eigenen Angaben:

„Das mit den brennenden Leichen stimmt nicht. Es ist nicht wahr. Aber man hat uns geschlagen, und so haben wir es zugegeben.“

Solche Verhörmethoden werfen ein bezeichnendes Licht auf die rhodesischen Polizeibehörden. Widersprüchlichkeiten gibt es auch hinsichtlich der Feuersbrunst in der abgestürzten UNO-Maschine. Es meldeten sich nämlich Zeugen, die zweierlei behaupteten:

1. Auf dem Flugplatz von Ndola seien plötzlich die Lichter erloschen, als Hammarskjölds Maschine zur Landung ansetzte.

2. Das Feuer sei erst ausgebrochen, nachdem mehrere Jeeps am Unglücksort eingetroffen waren.

Beachtenswert bleibt auch die angebliche Beobachtung des Rhodesiers Neonson Npinganjira. Der ehema-

lige Provinzvorsitzende der afrikanischen Malawi-Kongresspartei behauptete nämlich, zum kritischen Zeitpunkt in der Nacht des 17. September 1961 drei Flugzeuge gesehen zu haben: zwei kleinere und ein größeres. Die größere Maschine sei dann plötzlich abgestürzt. Unmittelbar danach — und hier deckt sich Npinganjiras Aussage mit jener der anderen Zeugen — sollen zwei Landrover zur Absturzstelle gerast sein. Danach habe sich dieses Gebiet in ein Flammenmeer verwandelt.

Es mutet geradezu lächerlich an, wenn die rhodesische Kommission nach Abschluß ihrer Untersuchungen verlautbarte: Schuld an dem Absturz der UNO-Maschine trage der Chefpilot. Flugkapitän Per Hollanquist starb in den Flammen — er kann sich gegen diesen absurden Vorwurf nicht mehr wehren.

Es war reine Verwirrtaktik, die damals (und in den Jahren danach) von den offiziellen und halboffiziellen Kreisen betrieben worden ist. Aus diesem wohlüberlegten Manöver wird aber andererseits auch deutlich: Die mit der Untersuchung dieses mysteriösen Flugzeugunglücks beauftragten Behörden waren völlig ratlos. Nichts paßte in diesem Puzzle zusammen. In der mühsam gefertigten Beweiskette fehlte letzten Endes das alles entscheidende „missing link“.

Es ist offensichtlich: Von bestimmter Seite war hier eine raffiniert angelegte Vertuschungsaktion in Szene gesetzt worden, um den Verdacht in der ahnungslosen Öffentlichkeit auf Moise Tschombe und die rhodesische Regierung zu lenken. Aber beide waren nur Schachfiguren. Die Züge auf dem Brett der Weltpolitik vollführten andere. Es geschah alles, um die eigentlichen Motive des Mordanschlages auf Dag Hammarskjöld vor den Augen der Welt zu verschleiern.

Dem diene beispielsweise der in den Medien publizierte Vorwurf, der UN-Generalsekretär sei homosexuell gewesen. Aus dem „zufällig“ gefundenen Tagebuch Hammarskjölds wollte man außerdem herauslesen, er sei offenbar nicht ganz normal gewesen und habe sich als Reinkarnation Christi gesehen. Man schreckte — geschickt lanciert — nicht einmal vor der Behauptung zurück, er habe den Absturz seines Flugzeuges selbst herbeigeführt: mit Hilfe einer in die Maschine geschmuggelten Plastikbombe. Es handle sich also in Wahrheit um „Selbstmord“. Hammarskjöld, dessen Bemühungen, die Kongokrise zu lösen, gescheitert wären, habe sich mit der von ihm inszenierten Flugzeugkatastrophe über Ndola einen „heroischen“ Abgang von der Bühne der Weltpolitik sichern wollen, wurde geraunt.

Von diesen wirren Gerüchten könnte tatsächlich nur zutreffen, daß sich in der UNO-Maschine eine Plastikbombe oder sonst ein mit einem Zeitzünder ausgestatteter Sprengkörper befunden hat.

Jener Macht im Hintergrund, das steht fest, war Dag Hammarskjöld im Wege. Er störte ihre Pläne — oder aber: Die Bemühungen des initiativen UN-Generalsekretärs, sich im Kongo gegen Tschombe durchzusetzen, um Frieden zu stiften, hätten bestimmte, längst feststehende Geschichtsabläufe gefährdet.

Und so erfüllte sich Hammarskjölds Schicksal ...

#### IV.

### DAS MORDKOMPLOTT

Präsidenten leben lebensgefährlich — Ein „unechter“ Mörder? — „Sic semper tyrannis!“ — Doppelspiel des Kriegsministers? — Ein mysteriöser Oberst — Wer war der Erschossene? — Achtzehn Tagebuchseiten fehlen — Nur „Werkzeug“ und „Marionette“? — Wer ließ Lincoln töten? — Ein ausgeklügelter Mord — Es fehlt an Beweisen — Fremder Leichnam im Mördergrab? — Es gab eine Geheimtür — In keinem Bericht verzeichnet —  
Mosaiksteine

Amerikanische Präsidenten leben lebensgefährlich. Das hat sich nicht nur bei John F. Kennedy erwiesen. Auch Abraham Lincoln, eine der Idealgestalten der amerikanischen Demokratie, konsequenter Gegner der Sklaverei, konnte sein Präsidentenamt nicht bis zum Ende der Funktionsperiode ausüben: Am Abend des 14. April 1865 wurde der damals 56jährige ehemalige Rechtsanwalt in seiner Loge im „Ford's Theater“ von Washington von einem schwarzgekleideten Mann vor den Augen eines zahlreichen Publikums erschossen.

Der Mörder hieß, so glaubt man zu wissen, John Wilkes Booth. Er stammte aus einer berühmten Schauspielerfamilie und galt zu seiner Zeit selbst als ein gefragter Darsteller. Ausgerechnet an jenem Abend, als Lincoln — gemeinsam mit seiner Frau, einem Major Rathbone

sowie einer Miss Harris – seine Theaterloge aufgesucht hatte, um sich für den im Sezessionskrieg errungenen Sieg der Nord- über die Südstaaten feiern zu lassen, der zur Aufhebung der Negersklaverei in ganz Amerika führte, schlug das Schicksal zu. Vier Jahre hatte dieser grausame Bürgerkrieg gedauert, von 1861 bis 1865, und ebensolange die Präsidentschaft Abraham Lincolns.

Was zunächst – wenn auch nicht vom Motiv her – klar und überzeugend scheint, zeigt sich bei näherem Studium ziemlich undurchsichtig. Denn zweierlei ist, nach Beendigung aller Untersuchungen, ungeklärt geblieben:

War der Schauspieler Booth tatsächlich der Mörder? Und wenn ja – wer wurde dann am 26. April 1865 auf dem Gelände von Garets Farm in Virginia von einer Gruppe Geheimpolizisten gestellt und erschossen? Denn eines glaubt man heute mit Bestimmtheit zu wissen: Der Erschossene war nicht John Wilkes Booth. Ein anderer hatte für den Präsidentenmörder sterben müssen.

Aber gehen wir chronologisch vor. Was passierte am 14. April, vor jetzt einhundertfünfzehn Jahren?

Alles geschah sehr schnell und unvermutet. Abraham Lincoln hatte es sich mit seinen Begleitern in der Präsidentenloge bequem gemacht, als plötzlich eine offenbar unbewachte Tür geöffnet wurde, ein Mann in schwarzer Kleidung trat ein und seine Pistole gegen den Kopf des Präsidenten richtete. Ein Schuß krachte und traf Lincoln in den Hinterkopf. Das Projektil war tödlich. Der Mörder nützte die im Theatersaal ausgebrochene Verwirrung. Mit einem gewaltigen Satz sprang er über die Logenbrüstung in die Tiefe, verfiel sich aber dabei mit dem Fuß in der Fahndrapierung der Loge und brach sich das Schienbein. Dennoch gelang es dem Schwarz-

gekleideten, die Bühne zu erklimmen. Mit dem provokanten Ruf „Sic semper tyrannis!“, den er ins Publikum schmetterte, entflohen die Täter durch den Bühnenausgang ins Freie.

Bei dem Mordanschlag, das steht fest, handelte es sich um keine Affekttat; er war im Gegenteil genau organisiert worden. Vor dem Bühneneingang wartete ein Pferd, mit dem der Mörder flüchten konnte. Bis hierher schien alles klar zu sein. John Wilkes Booth galt allgemein als Anhänger und Agent der Südstaaten, weshalb er den Entschluß gefaßt haben dürfte, den Präsidenten, der den Interessen des Südens zuwiderhandelte, zu beseitigen.

Bei den weiteren Ereignissen tauchen jedoch einige Widersprüchlichkeiten auf. Als die offiziellen Stellen von der Ermordung Abraham Lincolns erfahren hatten, waren zunächst alle telegraphischen Verbindungen um Washington herum unterbrochen worden. Lediglich eine Leitung ins Kriegsministerium funktionierte noch kurze Zeit; wenig später wurde auch sie wegen eines angeblichen Batterieschadens außer Betrieb gesetzt.

Merkwürdig genug erscheint zunächst einmal die Reaktion des Kriegsministers. Er verhinderte nämlich, daß der Name des Mörders, der ja damals in der Theaterwelt ein Begriff war, in den Zeitungen und Regierungsnachrichten genannt wurde. Diese Maßnahme hielt er unverständlicherweise fünf Stunden aufrecht. Davon profitierte der Täter und konnte nach Maryland flüchten.

Schon eine Stunde nach dem Attentat waren Tausende von Soldaten unterwegs. Sie kontrollierten alle möglichen Fluchtwege bis auf jenen, den der Mörder dann tatsächlich benützte: die Straße nach Richmond.

Als man auch sie schließlich abriegelte, hatte sie der Flüchtige längst passiert. Wie man bald herausbekam, war Booth nicht allein unterwegs. Ein Sergeant Cobb, der Dienst auf der Marinewerftbrücke versah, hatte zwei Reiter anstandslos vorübergelassen: Booth war sogar mutig genug, dem Wachposten seinen richtigen Namen und auch das richtige Losungswort anzugeben. Erst am nächsten Morgen wurde diese Tatsache bekannt, und als man jetzt wußte, wohin sich der Täter gewandt hatte, nämlich südwärts, schickte man ihm sechs verschiedene Gruppen von Verfolgern nach.

Die Verfolger waren jedoch in erster Linie darauf aus, die ausgesetzte hohe Belohnung für sich zu gewinnen. Man vermied ängstlich jeden Kontakt zueinander; von einem Teamwork konnte keine Rede sein. Das kam natürlich den flüchtigen Reitern zugute.

Booth und sein Begleiter suchten Zuflucht im Haus des Dr. Samuel Mudd. Es kam jedoch nie heraus, ob Mudd seine Gäste damals erkannt hat – er war Booth schon früher einmal begegnet – oder nicht. Jedenfalls meldete er wenig später den Behörden den Besuch zweier Fremder in seinem Haus. Aber es dauerte wieder ein paar Tage, bis sein Hinweis an die richtige Stelle gelangte. Nunmehr machte sich eine 25 Mann starke Truppe von Geheimpolizisten auf den Weg, angeführt von Leutnant Baker. Dieser mußte jedoch alsbald das Kommando an einen höhergestellten Offizier abgeben, der in der Folge noch eine reichlich mysteriöse Rolle spielen sollte: Oberst Condor.

Es war der 22. April 1865, als sich Booth mit drei Nordstaatensoldaten anfreundete, die ihn zu Garretts Farm brachten. Aber schon hier beginnen die Widersprüche. Der Eigentümer der Farm schwor nämlich ein

paar Tage später, der Mann, der bei ihm Unterschlupf gesucht hatte, sei ein Soldat namens John Howard Boyd gewesen. Offensichtlich besaß aber auch dieser Boyd kein ganz reines Gewissen, denn als er erfuhr, daß ihm Soldaten auf der Spur seien, flüchtete er in einen Tabakschuppen nahe von Garretts Farm; mit ihm auch sein unbekannter Begleiter.

Das weitere Geschehen strotzt von Ungereimtheiten, wobei nicht nur die Rolle der beiden gesuchten Reiter, sondern auch jene des Obersts Condor im dunkeln geblieben ist. Als die Soldaten den Schuppen umstellt hatten und die Flüchtigen zur Übergabe aufforderten, meldete sich Booths Begleiter. „Da drinnen befindet sich John Wilkes Booth“, gab er freimütig zu. Während aller Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war, hatte sich Oberst Condor heimlich abgesetzt und war zur Rückseite des Schuppens geschlichen. Mit Reisigfeuer setzte der den Holzbau in Brand. Leutnant Baker und die anderen hörten plötzlich einen Schuß. Der Knall kam aus dem Inneren des brennenden Schuppens. Von Panik getrieben stürzten die Soldaten in die Baracke – aber sie kamen zu spät. Der Mann, den sie über viele Meilen hinweg gesucht und gejagt hatten, war am Kopf schwer verwundet und nicht mehr ansprechbar. Er starb drei Stunden später an seiner Schußverletzung.

Die wahre Ursache seines Todes wurde nie ergründet. Leutnant Baker war von Anfang an überzeugt, nur Oberst Condor konnte die tödliche Kugel abgefeuert haben. Seine erste erstaunte Frage an seinen Kommandanten lautete: „Warum haben Sie ihn denn um Gottes willen erschossen?“ Oberst Condor allerdings widersprach: „Ich habe ihn nicht erschossen, er hat es selbst getan.“ Seltsamerweise fügte Leutnant Baker bei der

späteren Einvernahme seiner Aussage noch hinzu: „Als der Oberst damals den klaren Tatbestand einfach leugnete, da kam mir der Gedanke, daß man es, wenn er es gewesen war, lieber nicht erfahren sollte.“

Gab es da etwas, das dem Leutnant Unbehagen, ja vielleicht sogar Angst einflößte? Und wer war dieser Oberst Condor, der eine äußerst zwielichtige Rolle spielte? Auch die Historiker haben schon seit langem erkannt, daß es hier von Widersprüchen nur so wimmelt. Da gibt es noch die Aussagen einiger Soldaten, die an der Aktion beteiligt waren. In ihnen taucht der Verdacht auf, der Tote sei in Wahrheit nicht der gesuchte John Wilkes Booth gewesen. Der Schuppen besaß nämlich noch einen Seitenausgang, der Booth die Flucht hätte ermöglichen können. Immerhin gab es im Umkreis genügend Wälder, in denen der Gesuchte vielleicht sein Pferd versteckt hatte. Und vielleicht befanden sich in dem Schuppen nicht, wie angenommen, zwei, sondern drei Personen: Booth, Boyd und ein Mann namens Herold.

War an Stelle von Booth der Nordstaatsoldat John Howard Boyd erschossen worden? Mit voller Absicht, um den wahren Täter zu decken? Um dies feststellen zu können, müßte man die Leiche exhumieren. Aber keine behördliche Stelle ist heute bereit, dafür die Genehmigung zu erteilen. Dies alles macht es leicht erklärlich, daß sich immer noch die tollsten Gerüchte um die wahre Identität des Präsidentenmörders ranken. Eines davon, und nicht das unbedeutendste, will wissen, Booth habe die Tat gar nicht begangen. Er soll nämlich in seinem Tagebuch, das man in dem abgebrannten Schuppen zufällig entdeckt hatte, die seltsame Notiz hinterlassen haben:

„Ich hätte fast Lust, nach Washington zurückzukehren und meinen Namen reinzuwaschen, was ich glaube, ohne weiteres tun zu können.“

Dieses Tagebuch wurde nach seiner Auffindung dem Kriegsminister ausgehändigt. Im Jahre 1867 stellte man fest, daß darin achtzehn Seiten fehlten: Man hatte sie herausgerissen. Diese achtzehn Seiten enthielten Booths Fluchtnotizen. War der Schauspieler das Werkzeug Mächtigerer geworden? Eine Marionette, deren Fäden von Dunkelmännern gezogen wurden?

Izola Forrester, Booths lange Zeit nicht anerkannte Enkelin, hörte jedenfalls von ihrer Großmutter, der Frau Booths, ihr Mann sei „das Werkzeug von anderen“ gewesen. Wer aber waren diese „anderen“? In wessen Auftrag und warum war Abraham Lincoln getötet worden? Es fällt schwer, auf diese Fragen eine alles erklärende Antwort zu geben. Eine Reihe von Büchern ist bereits erschienen, deren Autoren sich um die Lösung dieses heiklen Fragenkomplexes bemühten. Bislang jedoch vergeblich.

Deutlich zeigt sich jedenfalls, daß damals unglaublich nachlässig auf die Sicherheit des Präsidenten geachtet worden ist. Und dies, obwohl man im Kriegsministerium seit einiger Zeit über die Existenz eines südstaatlichen Entführungsplanes genau Bescheid wußte. In diesem Zusammenhang muß die eigentümliche Rolle erwähnt werden, die Lincolns Kriegsminister, Edwin Stanton, offenbar spielte. Er hatte sich nämlich, trotz der bestehenden Gefahren, geweigert, für jenen Abend des 14. April 1865 eine entsprechende Leibgarde zum Schutz des Präsidenten im „Ford's Theater“ bereitzustellen. Und jener Polizist, der eigentlich vor Lincolns Logentür hätte Wache stehen sollen, hatte sich ausge-

rechnet knapp vor dem kritischen Zeitpunkt des Pistenattentats entfernt: In die Theaterbar, wo er sich einen Drink genehmigte. Trotz dieser Tatsache blieb der Mann ungestraft. Er wurde weder gerügt noch gar entlassen. Erst vier Jahre später, als Stanton von seinem Posten als Kriegsminister zurücktrat, ereilte diesen Polizisten die verdiente Strafe. Allerdings nicht etwa für sein Delikt am 14. April, sondern deshalb, weil er angeblich während seiner Runde schlafend angetroffen worden war.

Ungeklärt blieb auch der Umstand, der General Ulysses Grant, siegreicher Feldherr der Nordstaaten, veranlaßt haben könnte, am 14. April „Ford's Theater“ in Washington nicht aufzusuchen. Grant sollte ursprünglich Abraham Lincoln in die Vorstellung begleiten und mit ihm in der Präsidentenloge sitzen. Aber wenige Stunden vor Beginn der Theateraufführung verließ der General Washington. Dies unter dem höchst fadenscheinigen Vorwand, seine Kinder besuchen zu wollen. Eine merkwürdige Einstellung für einen Volkshelden, der außerdem als sehr gewissenhaft galt. Welche Motive könnten den General tatsächlich veranlaßt haben, seinen Präsidenten an jenem 14. April im Stich zu lassen? Gehörte er am Ende ebenfalls zu jenen Verschwörern, die ihr Urteil über Lincoln bereits gefällt hatten?

Aber wer waren diese Verschwörer? Und welche Gründe hatten sie, den Präsidenten zu ermorden? War es sein Sieg im Kampf gegen die Südstaaten? Und welche Rolle spielte in diesem Komplott gegen Abraham Lincoln sein eigener Kriegsminister?

Wie immer man die Dinge dreht und wendet: Beweise gegen Edwin Stanton konnten nie erbracht werden. Die wirklichen Drahtzieher im Hintergrund blie-

ben auch diesmal anonym. Ihre Helfershelfer wußten jedenfalls den Verlauf des Prozesses gegen Booths angebliche Komplizen so zu beeinflussen, daß alles nach einem Anschlag der besiegten Südstaaten aussah. Ob dies tatsächlich zutraf, konnte niemals bewiesen werden.

Während des gesamten Prozeßverlaufes und schon vorher während ihrer Untersuchungshaft wurden die wirklichen oder angeblichen Mordkomplizen des mutmaßlichen Attentäters Booth gezwungen, ihre Köpfe unter enganliegenden Segeltuchkapuzen zu verbergen. Unter anderem hinderte diese Umhüllung die Angeklagten daran, sich anzusehen und miteinander zu reden. Ungeschoren und straffrei blieben damals jene, die Booth — oder wer immer auch der Mörder war — während seiner Flucht Schutz gewährt und ihn bei sich aufgenommen hatten. Trotz aller Widersprüche und unterschiedlicher Angaben hat man immer wieder den Versuch unternommen, John Wilkes Booth als Alleinverantwortlichen für das Pistolenattentat auf Präsident Lincoln hinzustellen. Man ließ das Gerücht kursieren, Booth sei stets ein Anhänger und Agent der Südstaaten gewesen und habe schon lange geplant, Präsident Lincoln zu entführen. Eine andere, offensichtlich lancierte Vermutung ging dahin, Booth sei lediglich Handlanger mächtiger Verschwörer, vielleicht sogar des Kriegsministers Stanton, gewesen. Da aber die Hintermänner des Mordkomplotts es keinesfalls hätten riskieren können, Booth lebendig entkommen zu lassen, habe er damals in dem Schuppen durch eine Kugel des Obersts Condor sterben müssen.

Aber war es wirklich so? Ist Booth umgebracht worden, um ihn für immer zum Schweigen zu bringen?

Oder aber hat man einen fremden Leichnam als den Booths identifiziert? Manches spricht tatsächlich dafür. Es gibt da die Aussage von Basil Moxley, dem Türhüter des „Ford's Theater“. Er hatte Booth von klein auf gekannt, und er war auch Sargträger bei dem Familienbegräbnis. Im Jahr 1903, achtunddreißig Jahre nach Booths wirklichem oder angeblichem Tod, gestand Moxley:

„Ich habe niemals gern darüber gesprochen, ob die Behauptung, John Wilkes Booth sei auf dem Greenmount-Friedhof begraben, der Wahrheit entspricht; denn es bestand bei mir immer ein gewisses Maß an Zweifel, ob der Mörder von Präsident Lincoln überhaupt jemals ergriffen, erschossen oder sonstwie getötet worden ist. Aber damit ich wenigstens eines richtigstellen kann, will ich Ihnen unmißverständlich sagen, daß seine Leiche weder jetzt noch, soviel ich weiß, früher in dieser Stadt begraben liegt. Die Leiche, die auf dem Greenmount-Friedhof begraben wurde, war ganz gewiß nicht die von Booth, denn ich war einer der Sargträger, und ich kann Ihnen mit aller Gewißheit sagen, daß es noch niemals in der Welt zwei Dinge gegeben hat, die sich unähnlicher waren als John Wilkes Booth und diese Leiche. Ich habe Booth von früh auf gekannt . . . Ich habe auch die Leiche mehrmals gesehen, und ich zögere nicht, zu sagen, daß das Haar auf dem toten Körper von rötlichbrauner Farbe war, während Booth einen rabenschwarzen Schopf hatte. Aber diese Einzelheit spielt keine Rolle, denn wir alle wußten ja damals, daß die Leiche nicht die von John Wilkes Booth war. Sie müssen verstehen, die ganze Geschichte war von Freunden der Familie geplant gewesen und aus einem Grund inszeniert, den sie für zwingend hielten.“

Und zwingend sei es, laut Moxley, für die Regierung gewesen, eine Leiche vorweisen zu können, um die Behauptung glaubhaft zu machen, Booth sei tot.

Aber Booth war weder tot noch der tatsächliche Mörder Abraham Lincolns. Seine Aufgabe bestand vielmehr darin, den oder die wahren Täter, freiwillig oder gezwungen, zu decken. Dafür durfte er dann fliehen. Soweit sich seine Spur zurückverfolgen läßt, dürfte John Wilkes Booth, der „Scheinattentäter“, damals Kalifornien verlassen haben. Über den Pazifik gelangte er nach Indien. Ein nordamerikanischer Soldat begegnete dem Exschauspieler eines Tages durch Zufall auf den Karolineninseln. Booth bat ihn flehentlich, sein Geheimnis zu bewahren.

„Glauben Sie mir“, beschwor er den Soldaten, „was immer auch Sie über mich erzählen sollten, die Welt würde Ihnen bestimmt nicht glauben. Ich habe meine Identität verloren, und ich habe jetzt eine neue Existenz.“

Die dunklen Drahtzieher des Mordkomplotts hatten offenbar an alle Eventualitäten gedacht. So kam es, daß auf dem Friedhof Greenmount ein rothaariger Mann begraben wurde; und alle Familienmitglieder Booths sowie Nahestehende wußten von Anfang an, wer der Tote nicht war: John Wilkes Booth.

Acht Jahre nach dem Begräbnis, 1873, riß plötzlich der Vorhang des Schweigens an einigen Stellen. Soldaten, die damals in Garretts Farm eingedrungen waren, um Booth, oder wen auch immer, zu stellen, gaben freimütig zu, der Erschossene sei auf keinen Fall Booth gewesen, den sie ja vorher öfters gesehen hätten. Es sei ihnen aber von bestimmter Seite befohlen worden, den Toten als John Wilkes Booth zu identifizieren.

Das Geheimnis um jene Personen, die auf irgendeine Weise in die Mordaffäre verstrickt gewesen sind, direkt oder auch nur indirekt zur Ablenkung, wurde nie völlig aufgeklärt. Nur General O'Beirne, Generalstaatsanwalt von Washington, lüftete es 1908 ein wenig. Er verriet teilweise, was bisher unter Verschuß gehalten worden war.

„Ich kann Ihnen etwas erzählen“, erfuhr die stauende Presse, „was nie über diesen Fall veröffentlicht, ja nicht einmal erwähnt worden und in keinem Bericht zu finden ist. Es waren drei Männer in dem Schuppen auf Garretts Farm, und einer von ihnen entfloh. Fragen Sie mich nicht, wer es war, denn ich werde es Ihnen nicht sagen. Lassen Sie jedoch Ihre Phantasie arbeiten — denken Sie daran, wie sorgfältig der Schuppen abgeschlossen war und daß die Schlüssel im Farmhaus verlegt worden waren! Es ist auch während des Prozesses niemals erwähnt worden, daß es noch einen anderen Ausgang aus dem Schuppen gegeben hat; aber es hat ihn gegeben. Im unteren Geschoß, hinten, war eine kleine Tür, die direkt in eine Schlucht und in die Wälder führte. Anscheinend hatte man das übersehen, während man sich auf die verschlossene Tür des Vordereingangs konzentrierte. Mehr will ich Ihnen jetzt nicht erzählen, und Sie können Ihre eigenen Schlüsse daraus ziehen. Aber ich spreche die Wahrheit . . . Man hat uns damals alle zur Geheimhaltung verpflichtet.“

Nur, wer „man“ gewesen ist, das wurde niemals ver-raten.

Im übrigen gibt es im Leben jener beiden amerikani-schen Präsidenten, deren manchmal ungestümer und revolutionierender Regierungsstil weltweit zu imponie-ren wußte, eine parallele Besonderheit. John F. Kenne-

dys Sekretär hieß Lincoln — und Abraham Lincolns Sekretär hieß Kennedy.

Nur ein Zufall? Oder ein zufällig entdecktes Mosaiksteinchen, das zur Enthüllung eines unheimlichen Rätsels beitragen könnte? Steckte hinter diesem sonderbaren Zufall am Ende Absicht?

Wer vermag das zu sagen . . .

## VERSCHWÖRUNG AUS DEM DUNKEL

Amerikas berühmteste Wahrsagerin — Sie „sah“ John F. Kennedys Tod elf Jahre früher — Besuch bei Jeane Dixon — Falsche Prophezeiungen — An einem Sonntag in Dallas — „Mein Gott, ich bin getroffen!“ — Mit unendlicher Anmut . . . — Wer war(en) Kennedys Mörder? — Ein Indiziengebäude begann zu wanken — Lediglich „Paradepferde“ — Gab es zwei Attentäter? — Der Mann auf dem Hügel — Ein Augenzeuge weniger — Staatsanwalt Garrison wurde für verrückt erklärt — Ein Netz von Intrigen — Lee Harvey Oswald war nicht der Mörder Kennedys! — Opfer „von echten Verschwörungen“ — Als der Todesreigen begann — Kennedys Gehirn verschwand spurlos — Die dunkle Macht im Hintergrund — Attentat auf Robert Kennedy — Aber war Sirhan B. Sirhan der Täter? — Das Mädchen im getupften Kleid — Gespräch mit Godfrey Isaac — Wichtige Indizien beiseite geschafft — Mordkugel für Martin Luther King — Nur ein Phantombild — James Earl Ray war kein Attentäter! — „ . . . Sie sind fertig, und Sie wissen es . . .“ — Eine falsche Spur gelegt

Sie ist die eigenartigste, sicherlich aber auch umstrittenste Frau Amerikas. Denn sie besitzt, so behauptet

sie, eine Fähigkeit, die nur wenigen zu eigen ist: Die Gabe des Hellsehens.

Daß es zumeist negative Voraussagen waren, die sie ihrer Mitwelt offerierte, tut ihrem Ruf als berühmteste Wahrsagerin der Vereinigten Staaten keinen Abbruch.

Im Sommer 1947 erregte ihre Ankündigung, Mahatma Gandhi würde innerhalb des nächsten halben Jahres ermordet werden, beträchtliches Aufsehen. Die Prophezeiung erfüllte sich am 30. Jänner 1948. Mahatma Gandhi wurde von einem fanatischen Hindu erschossen.

1961 sah sie Marilyn Monroes Selbstmord voraus. Am 5. August des folgenden Jahres starb Hollywoods Sexsymbol an einer Überdosis Schlaftabletten.

Anfang September 1961 hatte sie eine Vision, die ihren Freund Bill Rowallo betraf. Sie sah seinen Tod. Kaum achtzehn Tage später kam Rowallo, der zum Stab des UNO-Generalsekretärs Dag Hammarskjöld gehörte, gemeinsam mit dem Schweden bei jenem bis heute unaufgeklärten Flugzeugabsturz bei Ndola, Rhodesien, ums Leben.

Aber Weltruf erlangte die Amerikanerin Jeane Dixon erst, als sich ihre Prophezeiung, John F. Kennedy würde einem Attentat zum Opfer fallen, am 12. November 1963 tatsächlich bewahrheitete. Die Hellseherin hatte dieses gewaltsame Ende des amerikanischen Präsidenten bereits elf Jahre (!) früher vorausgesehen. Immer wieder hatte sie vergeblich versucht, Kennedy von seiner angekündigten Reise nach Dallas in Texas abzuhalten. „Das wird sein Ende sein“, klagte sie, als der Präsident mit seiner Begleitung das Flugzeug nach Dallas bestieg, und am Tag der Tat, noch bevor die tödlichen Schüsse Kennedys Leben vernichteten, hielt Jeane

Dixon während eines Mittagessens mit Freundinnen im exklusiven Mayflower-Hotel in Washington plötzlich inne, erhob sich und stieß mit bleichem Antlitz die Worte hervor: „Ich kann nichts mehr essen, denn ich sehe es: Heute wird dem Präsidenten etwas Schreckliches zustoßen.“ Und nur wenig später, als noch kein Mensch im Hotelspeisesaal von dem Attentat etwas ahnte, sagte Jeane Dixon plötzlich mit belegter Stimme: „Es ist passiert. John F. Kennedy ist tot!“

Auch Robert Kennedys Ermordung im Juni 1968 sah sie visionär voraus. Schon im Frühjahr, als sich der damalige Justizminister anschickte, nach dem Präsidentenamt zu greifen, erhob Jeane Dixon ihre warnende Stimme. „Bobby wird nicht Präsident der Vereinigten Staaten werden“, verkündete sie: „Man wird ihn in Kalifornien erschießen!“

Und als der vergötterte Negerführer Martin Luther King daranging, seinen berühmt gewordenen „Marsch der Armen“ nach Washington vorzubereiten, meldete sich Jeane Dixon neuerlich zu Wort und prophezeite: „Martin Luther King wird noch vor seinem Marsch nach Washington umgebracht werden.“ Und wieder behielt sie recht: Am 4. April 1968, ziemlich genau zwei Monate vor Robert Kennedys Ermordung, traf den dunkelhäutigen Friedensapostel eine Kugel aus einem automatischen Remingtongewehr mitten ins Gesicht. Martin Luther King starb eine Stunde später im Krankenhaus.

Ich lernte Jeane Dixon am 5. Mai 1974, einem Sonntag, in ihrer Wohnung in der 19. Straße, Washington D. C., persönlich kennen. Sie lebt in einem typischen Reihenhaus aus roten Ziegeln, ist Prokuristin bei der Immobilienfirma James L. Dixon & Comp., die ihrem

Mann Jimmy gehört, hängt sehr an ihrem Kater und gönnt sich auch nach ihrer fast zehnstündigen Büroarbeit kaum Ruhe. Kolumnen für rund 300 amerikanische Tageszeitungen sowie die Beantwortung ihrer sehr umfangreichen Briefpost halten die heute über siebzigjährige Frau, neben diversen repräsentativen Verpflichtungen, in Trab.

Mein Eindruck von Jeane Dixon ist zwiespältig. Wie immer man zu ihren hellseherischen Fähigkeiten stehen mag — und ihre Erfolge auf diesem Gebiet sind nicht abzuleugnen —, so scheint es mir doch, als sei diese Amerikanerin, deren prophetische Gabe angeblich schon in Kindheitsjahren von einer Zigeunerin entdeckt worden ist, in erster Linie eines: eine äußerst tüchtige Frau, die es mit Klugheit und Geschick versteht, Geschäfte zu machen und im Geschäft zu bleiben. Heute noch bedient sich die Hellseherin einer Kristallkugel, die sie von jener Zigeunerin erhalten haben will. Und stolz erzählt sie von ihren eingetroffenen Wahrsagungen. Ihre Mißerfolge, und auch davon gibt es eine ganze Liste, verschweigt sie diskret. Sie selbst bezeichnet sich als äußerst fromm, gehört zwar keiner religiösen Gemeinschaft an, will aber — wie sie mir offen anvertraute — schon mehrere Christus-Visionen gehabt haben. Trotzdem vermochte mich Mrs. Dixon nicht unbedingt von ihren Fähigkeiten zu überzeugen. Sagte sie doch auch voraus, Jacqueline Kennedy würde nach der Ermordung ihres Mannes nie wieder heiraten, der Vietnamkrieg 1966 zu Ende gehen und der Gewerkschaftsführer Walter Reuther 1964 Präsident der Vereinigten Staaten werden. Alles Unsinn, aber schillernd, wie auch Jeane Dixons Ankündigung im Jahre 1969, Richard Nixon werde zweimal zum Präsidenten Amerikas gewählt

werden, jedoch während seiner zweiten Amtszeit mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Schwierigkeiten, die mit Tonbändern (!) in Zusammenhang stünden. Bis hierher eine bemerkenswerte Prophezeiung, die sogar Watergate miteinschloß. Großspurig hatte aber die Wahrsagerin weiter verkündet, Nixon werde schließlich sämtliche ihn belastende Hindernisse überwinden, was sich bekanntermaßen als totaler Reinfall erwiesen hat.

So betrachtet konnten mich auch so schmeichlerische Abschiedsworte wie „Ich sehe, Sie haben ganz große Gedanken“ nicht sonderlich beeindrucken. Kostenlos hatte mir Jeane Dixon nämlich noch eine ihrer Exklusivprophezeiungen mit auf den Weg gegeben. Bis Ende 1974, behauptete sie an jenem 5. Mai, würden erstmals UFOs offiziell auf der Erde landen, und diese Raumschiffe würden ausschließlich von Frauen gesteuert werden. Ausgesandt von einem uns unbekanntem Planeten dieses Sonnensystems, der sich, für uns unsichtbar, hinter dem Jupiter befände und nur deshalb noch nicht entdeckt worden sei. Eine ähnliche Spintisiererei wie Mrs. Dixons „Christus-Visionen“.

Tatsache aber bleibt dessenungeachtet, daß die drei von ihr vorhergesagten spektakulären Mordanschläge auf die Brüder Kennedy sowie auf Martin Luther King exakt eingetroffen sind, und daß Jeane Dixon offenbar über gewisse visionäre Fähigkeiten zu verfügen scheint, die sie allerdings geschäftsmäßig auszuwerten versteht. Es ist ein offenes Geheimnis in den Staaten, daß allein die Zeitungskolumnen der cleveren Wahrsagerin ihr jährlich 100 000 Dollar einbringen. Und Jeane Dixons „Weizen blühte“ erst recht, als sich Freitag, den 22. November 1963, jene furchtbare Tragödie von Dallas er-

eignete, die um Schlag 12.30 Uhr dem amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy das Leben kostete.

Es war ein warmer Mittag, und ganz Dallas schien auf den Beinen zu sein, als die Wagenkolonne des Präsidenten durch die Straßen rollte. Jacqueline saß neben ihrem Mann, in der Hand hielt sie jenen Rosenstrauß, der ihr bei der Begrüßung auf dem Flughafen überreicht worden war. Im Präsidentenauto befanden sich auch John Connally, der Gouverneur von Texas und seine Frau. Connally war Kennedys Gastgeber. Die Lincoln-Limousine fuhr nur sehr langsam durch das Menschenspalier. Vielleicht mit etwa 16 Stundenkilometern. Überall herrschte fröhliche Stimmung, und nichts deutete auf eine Katastrophe hin.

Diese begann scheinbar harmlos. Umstehende hörten plötzlich einen scharfen, knallenden Laut. Jacqueline Kennedy dachte unwillkürlich an einen verstopften Motorrauspuff, Polizeichef Curry wiederum war davon überzeugt, irgend jemand habe einen Knallkörper gezündet, andere hielten den Knall für eine Fehlzündung und lachten. Nur der Geheimdienstbeamte Roy Kellermann lachte nicht. Er hatte die Stimme seines Präsidenten vernommen: „Mein Gott, ich bin getroffen!“ Es waren Kennedys letzte Worte.

Betroffen blickte jetzt der Fahrer des Lincoln, Bill Greer, der neben Kellermann saß, über seine rechte Schulter. Er sah Kennedys Kopf, der blutüberströmt zur Seite gesunken war. Für Augenblicke entglitt das Fahrzeug Greers Kontrolle. Der Wagen begann zu schlingern. Erst in diesen Sekunden merkte auch John Connally, daß er verwundet war. Eine Kugel hatte ihn in den Rücken getroffen. Wie durch eine Riesenfaust wurde der Gouverneur vornüber geschleudert. Sein

Schoß war voller Blut. Dann kippte er nach links, wo seine Frau entsetzt aufschrie. Connally war bei vollem Bewußtsein. Er und seine Frau Nelly blickten entgeistert in die fassungslosen Gesichter von Kellermann und Greer — dann verlor Connally vollends die Nerven. „Nein, nein, nein!“ kreischte er von Panik übermannt. „Man will uns beide umbringen!“

Jacqueline Kennedy hatte noch immer nicht erfaßt, was da vor sich ging. Ungläubig und ängstlich wendete sie sich nach dem Präsidenten um. Im Gesicht ihres Mannes stand ein fragender Ausdruck. Den hatte sie oft bemerkt, wenn John überlegte, wie er während einer Pressekonferenz eine schwierige Frage beantworten sollte.

Jacqueline Kennedy sah die folgende Szene wie einen Zeitlupenfilm ablaufen. Mit unendlicher Anmut hatte der Präsident die rechte Hand erhoben, als wollte er das wirre, kastanienfarbene Haar zurückstreichen — doch die Bewegung blieb unvollendet. Matt sank Kennedys Hand in seinen Schoß zurück. Der Körper des Schwerverletzten sackte zusammen. Seine Frau versuchte, seinen Kopf zu stützen. Unaufhörlich quoll Blut aus Kennedys durchlöcherter Schädeldecke.

Jetzt erst trat Bill Greer auf das Gaspedal. Die gesamte Wagenkolonne raste zum Parkland-Spital. Dort jagte eine Alarmglocke vierzehn Ärzte in den Operationssaal. Gebraucht wurden aber dann nur drei: Malcolm Perry, ein 24jähriger Chirurg, der sich zuvor in der Kantine aufgehalten hatte; Dr. Burkley, vertraut mit der Krankengeschichte des Präsidenten, der jene für Kennedy notwendigen Medikamente stets in seiner schwarzen Tasche bei sich führte und außerdem deren richtige Dosierungen kannte. Und schließlich J. T. Jenkins, die erste Narkoseärztin des Parkland-Spitals.

Dennoch: Alle Eingriffe kamen zu spät. Der Schädel des Präsidenten war durch das Projektil zertrümmert worden. Das Herz hatte aufgehört zu schlagen. Zwei Priester gaben dem Sterbenden die Letzte Ölung. Kennedy war Katholik gewesen — der einzige katholische Präsident, den die Vereinigten Staaten bisher besaßen. Dann war alles vorbei. Mit belegter Stimme informierte der Pressechef die wartenden Journalisten: „Präsident John F. Kennedy ist tot.“

Wer aber war sein Mörder? Oder gab es vielleicht mehrere?

Die lebhafte Diskussion um die Hintergründe von John F. Kennedys Ermordung ist seit jenem 22. November 1963 nicht mehr verstummt. So kennt der sogenannte „Warren-Report“, der von Präsident Johnson eingesetzten und vom obersten Richter der USA, Earl Warren, geleiteten Untersuchungskommission nur einen einzigen Täter, nämlich Lee Harvey Oswald. Der nach dem Verhör von Hunderten von Zeugen und nach der Einsichtnahme in sämtliche Protokolle und Unterlagen veröffentlichte Bericht umfaßt nicht weniger als 888 Seiten. Dazu noch das gesamte Aktenmaterial in 26 großformatigen Bänden. Dieser Bericht der „Warren-Kommission“ kommt zu dem Schluß, Lee Harvey Oswald sei, Einzelgänger, der er war, weder durch Hintermänner zu dem Verbrechen angestiftet noch durch etwaige Komplizen darin unterstützt worden.

Aber schon bald begann das Indiziengebäude der Warren-Untersucher zu wanken. Erste Sprünge fügte ihm ein Buch zu, das der 32jährige Harvard-Doktorand Edward Jay Epstein verfaßt hatte.

Eigentlich hatte der junge Mann nur beabsichtigt, eine Dissertation darüber zu schreiben, wie eine Regie-

rungskommission in einer Ausnahmesituation eigentlich arbeitet. Epstein kam bei seinen Recherchen sehr zugute, daß er kein Journalist war und die Kommissionsmitglieder ihm gegenüber kein Mißtrauen hegten. Sie nahmen wohl an, die Dissertationsarbeit des jungen, seriösen Studenten würde in irgendeiner Universitätsbibliothek vermodern, weshalb sie ihm auf alle seine Fragen bereitwilligst Antwort gaben.

Hätten die sieben Kommissionsmitglieder freilich gehnt, wie gründlich Edward Jay Epstein ans Werk gehen würde, hätten sie ihm wohl jede Auskunft verweigert. Für den Studenten stellte sich nämlich schon bald nach Beginn seiner Recherchen zweifelsfrei heraus, daß die Mitglieder der „Warren-Kommission“ lediglich als „Paradepferde“ dienten. Sie gaben den Untersuchungen nur nach außen hin einen seriösen Anstrich — ebenso wie die „Senior Counsels“, prominente Rechtsanwälte, die man zur Durchleuchtung des Falles aufgebten hatte.

Tatsächlich, so fand Epstein heraus, glänzten diese Herrschaften immer häufiger durch Abwesenheit. Die eigentliche Arbeit blieb den „Junior Counsels“, jüngeren Anwälten und Beamten, überlassen. Epstein hatte Gelegenheit, mit drei dieser Anwälte zu sprechen; jeder von ihnen gab offenherzig Auskunft. Das Resümee wirkte auf den jungen Doktoranden ernüchternd: Obwohl acht Monate lang geführt, war die Warren-Untersuchung, wie Epstein schrieb, „außerordentlich oberflächlich“ vorgenommen worden.

Was Edward Jay Epstein besonders beunruhigte und ihn schließlich veranlaßte, seine Dissertationsarbeit als Buch zu veröffentlichen („Inquest“, zu deutsch: „Untersuchung“), war die sich zwangsläufig stellende Frage

nach dem Zweck dieser Kommission. War sie dazu gedacht, tatsächlich die Wahrheit über Hergang und Hintergründe des Kennedy-Attentats herauszufinden — oder diente sie in Wahrheit nur dazu, das Ansehen der Vereinigten Staaten zu schützen, indem man an der totalen Entkräftung aller Komplottgerüchte arbeitete?

Wie Epstein im Laufe seiner Recherchen entdeckte, hatte die Kommission schon zu Beginn ihrer Untersuchungen erfahren, Lee Harvey Oswald wäre ein bezahlter FBI-Agent. Aber man ging der Sache nicht nach, einigte sich vielmehr darauf, die Angelegenheit als „ein sehr schmutziges Gerücht“ ad acta zu legen. Pro forma wurde natürlich das FBI gefragt, als sie von dort selbstverständlich eine negative Antwort erhielten, bemühten die Warren-Leute keine weiteren Zeugen mehr und ließen die Dinge auf sich beruhen.

Die Einsetzung dieser Kommission, der Oberstrichter Earl Warren nur widerstrebend angehörte, ging auf die Initiative des Kennedy-Nachfolgers im Präsidentenamt, Lyndon B. Johnson, zurück. Er brauchte stimmenfördernde „Munition“, denn 1964 gab es wieder Präsidentenwahlen. Johnson drängte die Kommissionsmitglieder förmlich zur Eile; mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln. Das ging manchmal so weit, daß junge Kommissionsmitglieder, die genauer nachforschten, buchstäblich aufgefordert wurden, Spuren, auf die sie gestoßen waren, nicht weiterzuverfolgen. Darüber waren die Betroffenen begreiflicherweise vergrämt und weigerten sich später auch, in die von Regierungsseite gesteuerte Lobpreisung des „Warren-Reports“ mit einzustimmen.

Eine wesentliche Tatsache blieb beispielsweise — wie wir noch sehen werden, nicht zufällig — ungeklärt.

Wurden Kennedy und der vor ihm im Wagen sitzende Texas-Gouverneur Connally von derselben Kugel oder von zwei verschiedenen getroffen? Das FBI hatte zunächst erklärt, zwei Schüsse aus dem Gewehr Oswalds hätten Kennedy und ein weiterer Schuß Connally getroffen. Ein Amateurfarbfilm, auf dem die Ermordung des Präsidenten zu sehen war (er wurde von der Zeitschrift „Life“ um 25 000 Dollar gekauft), wies schlüssig nach, daß zwischen den Treffern auf Kennedy und Connally nur 1,8 Sekunden vergangen sein konnten. So rasch hintereinander jedoch hätte Oswald nicht feuern können.

Für den Doktoranden Epstein ergaben sich daraus nur zwei Möglichkeiten:

1. Entweder gab es zwei Schützen (was aber die Warren-Kommission nicht akzeptieren wollte).

2. Dieselbe Kugel, die Kennedys Kopf durchschlug, verletzte auch Connally.

Allerdings hat letztere Version einen Haken: Wurde der Gouverneur von Texas tatsächlich von derselben Kugel wie Kennedy getroffen, dann blieben zwei Dinge rätselhaft: Wieso reagierte Connally relativ spät auf dieses Geschoß? Und wieso war eine einzelne Kugel imstande, auch noch den Gouverneur ebensowenig zu verletzen? Epstein registrierte mit Verwunderung, daß nicht ein einziges Mitglied der Kommission sich die Mühe genommen hatte, die Fotos des toten Präsidenten zu studieren.

Tatsächlich blieb bis zum heutigen Tage offen, von wie vielen Kugeln der amerikanische Präsident während seiner umjubelten Fahrt durch die Elm Street getroffen und getötet worden ist. Nach der ersten Version der Obduktionsbeamten sei Kennedy von zwei Ku-

geln getroffen worden, die erste habe nur eine kleine, relativ harmlose Wunde am Rücken hervorgerufen, während die zweite jedoch den Hinterkopf getroffen habe und durch die Stirn wieder ausgetreten sei. Weitere Untersuchungen stellten diese Ansicht wiederum in Frage.

Jedenfalls gab es eine Menge Zeugen, die an die fünfzehn Schüsse gehört haben wollen. Vor allem ein in einer amerikanischen Illustrierten veröffentlichtes Farbfoto wirbelte beträchtlich Staub auf. Zeigt es doch einen dunkelgekleideten Mann auf einem Grashügel, der sich an ein Auto lehnt und ein Gewehr in Anschlag zu halten scheint. Das Foto stammte aus einem Farbschmalfilm, mit dem ein Fotoamateur zufällig die Sekunden des Präsidentenmordes auf Zelluloid gebannt hatte. Merkwürdig, daß die Warren-Kommission zwar sechs Bilder aus dieser Serie veröffentlichte, nicht aber jenes Foto, das danach die Illustrierte („Esquire“) groß herausstellte.

Dieser Amateurfilmer, Lee E. Bowers, wurde von einem Reporter der Illustrierten zu seinen Wahrnehmungen befragt. Bowers befand sich, nach eigener Aussage, zum Zeitpunkt des Attentats nur etwa fünf Meter von dem im Bild gezeigten Grashügel entfernt: Seine Behauptung: „Mit fünfzigprozentiger Wahrscheinlichkeit kann ich sagen, daß auf dem Hügel etwas passiert ist! Es kann sich sehr wohl um einen zweiten Scharfschützen gehandelt haben.“

Jahre danach wurde im Fernsehen (auch im deutschsprachigen Raum) eine sehr exakte Kennedy-Dokumentation ausgestrahlt. Darin fand der mysteriöse Dunkelmann auf dem Grashügel besondere Erwähnung. Ein Polizist hatte ihn nämlich ebenfalls entdeckt und

zur Ausweiseleistung aufgefordert. Der Fremde im schwarzen Anzug kam dieser Anweisung kommentarlos nach und präsentierte dem Polizeibeamten einen Dienstausweis. Er gehörte demnach offenbar zur CIA. Spätere Nachforschungen nach diesem Unbekannten verliefen aber erfolglos. Der Film des Augenzeugen Bowers zeigt nämlich sehr deutlich, daß John F. Kennedy zwar am Kopf getroffen worden war, aber nicht durch eine Kugel aus jener Richtung, wo man Lee Harvey Oswald vermutete, sondern seitlich davon. Das Geschoß kam, von der Position Kennedys aus betrachtet, von rechts, durchschlug den Kopf des Präsidenten, der danach linksseitig niedersank. Die Kugel aber, die das Leben des amerikanischen Staatsoberhauptes beendete, war exakt aus jener Richtung abgefeuert worden, die der Amateur Lee E. Bowers rein zufällig gefilmt hatte: Dort befindet sich der Grashügel — und darauf stand zum Zeitpunkt des Anschlages ein dunkelgekleideter, unbekannter Mann mit einem Gewehr!

War der Fremde tatsächlich ein CIA-Agent gewesen? Oder hatte er sich nur getarnt?

Der Filmamateur Bowers konnte hierzu nicht mehr befragt werden. Er fand nur wenige Monate danach bei einem Autounfall, für den es eigenartigerweise keine Zeugen gab, den Tod. Lee E. Bowers sollte nicht das einzige Opfer seiner guten Beobachtungsgabe bleiben.

Einer, der sich vorgenommen hatte, den Kennedy-Mördern auf der Spur zu bleiben, war Jim Garrison, Staatsanwalt aus New Orleans. In zahllosen Pressekonferenzen wurde er nicht müde, zu erklären, ehemalige Agenten des amerikanischen Geheimdienstes CIA hätten den Tod von Präsident Kennedy auf dem Gewissen. Nicht ein einzelner Mörder, Lee Harvey Oswald, habe

geschossen. Kennedy sei vielmehr in einem Kreuzfeuer aus verschiedenen Richtungen durch zwei, wahrscheinlich sogar drei Schützen erledigt worden.

Natürlich setzten sich offizielle Stellen gegen diese spektakuläre Anschuldigung heftig zur Wehr. Schon bald tauchten in der Öffentlichkeit Berichte auf, in denen Jim Garrison als „geistesgestört“ hingestellt wurde. Diese Verdächtigungen kamen aus Kreisen der amerikanischen Armee. Als „Beweis“ diente ein ärztliches Attest über Garrison aus dem Jahr 1951, in dem es heißt, Garrison leide an einer psychoneurotischen Störung, bedürfe ärztlicher Behandlung, sei für den Militärdienst völlig ungeeignet und für andere zivile Aufgaben nur beschränkt heranzuziehen.

Da es in den Vereinigten Staaten geradezu zum guten Ton gehört, den Psychiater aufzusuchen, ist es gut möglich, daß auch Garrison dies einmal getan hat. Es zeugt aber von der relativen Haltlosigkeit der Vorwürfe der Armee, daß man über eineinhalb Jahrzehnte, genau sechzehn Jahre, zurückgreifen mußte, um etwas zu finden, das gegen den Staatsanwalt von New Orleans verwendet werden konnte. Wie sehr die Hintermänner des Kennedy-Anschlages daran interessiert waren, den mißliebigen Garrison unschädlich zu machen, zeigt ihr rasches Handeln.

Dabei schreckte man nicht einmal vor Methoden zurück, wie sie in üblen Diktaturen nationalistischer oder kommunistischer Prägung üblich sind: Indem man nämlich den unerwünschten Zeitgenossen vor der Öffentlichkeit für „verrückt“ erklärt. Auch wenn der hartnäckige Staatsanwalt die wahren Hintergründe für das Attentat nicht einmal im entferntesten zu ahnen vermochte — das, was er vermutete, scheint die Hauptak-

teure dennoch am Nerv getroffen zu haben. Jim Garrison war nämlich von einem überzeugt: John F. Kennedy fiel einer Verschwörung zum Opfer! Und der Staatsanwalt glaubte sogar, eines der Mitglieder aus dieser Verschwörergruppe zu kennen.

Am 1. März 1967 ließ Garrison den im Ruhestand lebenden ehemaligen Leiter des internationalen Handelszentrums von New Orleans, Clay Shaw, verhaften. Die Festnahme des 50jährigen erregte in den USA ungeheures Aufsehen. Für den Staatsanwalt war Shaw der einzig noch greifbare Überlebende aus dem Kreis der Attentäter. Alle anderen Personen, die Garrison ebenfalls der Mittäterschaft, direkt oder indirekt, bezichtigte, waren nach seiner Meinung entweder untergetaucht, ermordet oder eines geheimnisvollen „natürlichen“ Todes gestorben.

Lee Harvey Oswald, so die Überlegung Garrisons, war lediglich als Sündenbock geopfert worden, um den eigentlichen Verschwörern Zeit zum Entkommen und zum Untertauchen zu geben. Außerdem wurde dem vorgeblichen Kennedy-Attentäter nachgewiesen, daß er sich im Sommer 1963 in New Orleans aufgehalten und dort in homosexuellen Kreisen verkehrt hatte — zu welchen auch Clay Shaw Beziehungen unterhielt. Garrisons Nachforschungen sollen ergeben haben, daß Oswald und Shaw in der Wohnung des Piloten Ferrie zusammengetroffen waren, wo man das Attentat auf den Präsidenten angeblich in allen Einzelheiten besprochen habe. Aber Ferrie konnte dazu nicht befragt werden. Als der Staatsanwalt sich anschickte, den Piloten zu verhaften, fand man Ferrie tot in seinem Bett. Die Ursache seines jähen Ablebens wurde nie geklärt.

Zwei Fragen stellen sich uns, wenn wir ernsthaft ver-

suchen, in dieses dichte Netz von Intrigen, Verdrehungen und Vertuschungen einzudringen: Welche Motivation war für den Mord an Kennedy ausschlaggebend? Und welch grauenvolles Geheimnis galt es zu bewahren, so daß man selbst vor der Liquidierung von gut fünfzig Augen- und Ohrenzeugen nicht zurückschreckte? Denn das ist eine Tatsache! Irgendein Zusammenhang muß da bestehen. Fragt sich nur, welcher?

Jim Garrison vermutete in den an dem Mordkomplott beteiligten Personen erbitterte Gegner Fidel Castros, die Guerillaunternehmen gegen Kuba geplant haben sollen. Aus Empörung über das von Kennedy im Sommer 1963 erlassene Verbot aller Gewaltaktionen gegen die kommunistisch beherrschte Insel hätten sie daraufhin seine Beseitigung beschlossen. Mit im Bunde, glaubt Garrison, seien damals auch „gewisse“ texanische Ölmilliardäre und hohe Polizeibeamte aus Dallas gewesen — den Anschlag selbst hätten fünf bis sechs Personen verübt.

Ich kann mir nicht helfen: Diese Überlegung erscheint mir zu plump!

Selbstverständlich wären auch solche Motivationen durchaus möglich gewesen — doch die geradezu perfekt organisierte Vertuschungsaktion, die dem Kennedy-Mord gefolgt war und den Tod von mindestens fünfzig, oft nur zufälligen Mitwissern nach sich zog, muß andere, völlig andere Hintergründe gehabt haben.

Sechzehn Jahre nach jenem „schwarzen Freitag“ des 22. November 1963 kam der „Attentatsausschuß“ des Repräsentantenhauses in Washington in seinem 686 Seiten umfassenden Abschlußbericht zu einem eindeutigen Schluß:

Sowohl der nach dem Präsidentenmord veröffentlichte FBI-Bericht über den Hergang und die Ausführenden der Tat als auch der später als offizielle Lösung angebotene „Warren-Report“ sind falsch! Nicht Lee Harvey Oswald oder James Earl Ray haben als fanatische Einzelgänger das Leben John F. Kennedys beziehungsweise des Bürgerrechtskämpfers Dr. Martin Luther King auf dem Gewissen. Beide Männer starben vielmehr, so stellte der „Attentatsausschuß“ eindeutig klar, als Opfer „von echten Verschwörungen“.

Damit aber erschöpft sich auch schon das Wissen der im Ausschuß vertretenen Kommissionsmitglieder. Schlüssige Folgerungen, so heißt es in ihrem Bericht, die den Hergang der Attentate klären könnten, seien „aus Mangel an zuverlässigen Beweisen und wegen der Widersprüchlichkeit der vorliegenden Aussagen“ heute nicht mehr möglich. Wahrscheinlich sei es, daß damals in Dallas zwei Schützen ihre tödlichen Schüsse auf Kennedy abgefeuert haben. Deren Identität allerdings, die bleibt im anonymen Dunkel...

Auch über das eigentliche Tatmotiv herrscht, mehr als eineinhalb Jahrzehnte nach dem Präsidentenmord, keinerlei Klarheit. Daß es in ganz anderen Dimensionen zu suchen ist als in jenen eines Racheaktes von Castro-Gegnern, steht aber fest.

Dafür spricht der Todesreigen, dem unmittelbare und mittelbare Tatzeugen zum Opfer gefallen sind. Gehen wir hierbei chronologisch vor. Chrono-Logisch!

Eine Stunde nach den Schüssen auf Kennedy glaubte der Polizeisergeant J. D. Tippit einen Verdächtigen aufgespürt zu haben. Er kam nicht mehr dazu, darüber Näheres auszusagen. Tippit wurde von unbekannter Seite — erschossen.

In diesem Zusammenhang verdient eine „offizielle“ Mitteilung, deren genaue Herkunft nicht mehr rekonstruierbar scheint, besondere Erwähnung. Wurde doch publiziert, Polizeisergeant Tippit sei in Ausübung seines Dienstes, als er gerade Kennedy-Mörder Oswald verhaften wollte, von diesem getötet worden. Zweifel an dieser Version sind durchaus gerechtfertigt. Weniger hingegen an der Wahrscheinlichkeit, J. D. Tippit sei in Wahrheit ein bewußter oder unbewußter Mitwisser des Anschlagsgewesen. War er vielleicht nur deswegen — und ganz gewiß nicht von Lee Harvey Oswald — beseitigt worden?

Denn nur vierundzwanzig Stunden nach Kennedys Tod wurde sein angeblicher Attentäter selbst ermordet. Millionen Fernsehzuschauer wurden unfreiwillige Augenzeugen, als der zwielichtige Nachtlokalbesitzer Jack Ruby den an den Händen gefesselten Kennedy-„Mörder“ Oswald bei dessen Abtransport aus dem Gefängnis in Dallas aus kurzer Distanz erschoss. Noch am Tag vor der undurchsichtigen Tat war der texanische Geschäftsmann vor dem Bankrott gestanden. Einen Tag danach besaß er plötzlich wieder ein Vermögen.

Während seines Prozesses schwieg Jack Ruby wie das Grab, als man ihn nach seinen Hintermännern befragte. Treuherzig, aber in keiner Weise überzeugend versuchte er dem Untersuchungsrichter klarzumachen, er habe die Tat aus alleinigem Antrieb vollbracht, es gäbe keine Anstifter.

Dennoch: Obwohl Ruby seinen Mund hielt, fühlte er sich selbst im Gefängnis nicht sicher. Die Wärter erlebten ihn in ständigen Angstzuständen. Die Untersuchungsbehörden hofften darauf, er würde beim vorbereiteten zweiten Prozeß endlich „auspacken“. Aber

dazu sollte es nicht mehr kommen. Kurz zuvor starb Oswalds Mörder einen unter diesen Umständen seltsamen Tod: an „Krebs“!

Jener Mann, dem schließlich auf Veranlassung des aus New Orleans stammenden Staatsanwaltes Jim Garrison der Prozeß gemacht wurde und der nach Ansicht des emsig forschenden Anwalts das Haupt der Verschwörung gegen Kennedy gewesen war, der Geschäftsmann Clay Shaw, wurde — freigesprochen. Es ist nie geklärt worden, welche fiktive oder tatsächliche Rolle Clay Shaw in diesem Mörderstück zu spielen hatte.

Um so mysteriöser waren die Ereignisse, die seinem Prozeß folgten. Elf der in ihm befragten Zeugen blieben dabei auf der Strecke. Sie starben auf seltsame Weise, und ihr unnatürlicher Tod blieb elfmal ungeahndet.

Jim Koethe, ein junger Reporter aus Dallas, der sich mit der Absicht trug, ein Buch über den Kennedy-Mord zu schreiben, starb an einem Karateschlag ins Genick. Sein Mörder war den Behörden wohlbekannt — ein brutaler Killer. Er wurde nie vor Gericht gestellt. Warum wohl?

Bill Hunter war ein Polizeireporter, der einigen Einblick in die Akten besaß. Im April 1964, kaum vier Monate nach der Ermordung Kennedys, starb er an einer Polizistenkugel. Er war von einem Kriminalbeamten „unabsichtlich“ (wie es im Protokoll provozierend hieß) erschossen worden.

Tom Howard, Rubys Anwalt, dürfte auch zuviel gewußt haben. Im März 1965 erlag er einer Herzattacke. Merkwürdig: Eine Obduktion der Leiche wurde nie durchgeführt. Warum wohl?

Earlene Roberts hatte bei Ruby als Haushälterin gearbeitet. Freunden gegenüber beichtete sie, sie ängstige

sich entsetzlich vor der Polizei. Wer immer sie auch das Fürchten gelehrt hatte — der Plan ging jedenfalls auf: Missis Roberts erlitt eines Tages einen Herzanfall, an dem sie starb. Ihr Tod wurde niemals untersucht.

Und noch einmal Ruby: Nancy Mooney, eine Strip-teasetänzerin in seinem Nachtlokal, die angeblich mehr über den mysteriösen Mord an Polizeisergeant Tippit wußte und sich in Untersuchungshaft befand, wurde eines Morgens tot aufgefunden. Sie hatte sich in ihrer Zelle erhängt. Seltsam, nicht wahr? Oder hatte da irgend jemand „nachgeholfen“?

Hank Killam, Ehemann einer Angestellten Jack Rubys, wurde in Florida mit durchschnittem Hals aufgefunden. Hatte ihm seine Frau ein tödliches Geheimnis offenbart?

William Whaley, jener Taxifahrer, mit dem der angebliche Kennedy-Mörder Lee Harvey Oswald nach seiner „Schein“-Tat „flüchtete“, war den Hintermännern der Verschwörung offenbar auch nicht geheuer: Whaley wurde in einen dubiosen Autozusammenstoß verwickelt, bei dem er ums Leben kam. Der Lenker des anderen Wagens flüchtete. Er wurde nie ausgeforscht. Warum wohl?

Da war noch Edward Benavides. Er wurde möglicherweise „aus Versehen“ getötet. Nicht er, sondern sein Bruder war nämlich Augenzeuge des Mordes an J. D. Tippit geworden. Die Ähnlichkeit im Aussehen wurde Edward Benavides zum Verhängnis.

Dorothy Killgallen galt in Dallas als journalistische Berühmtheit. Ihr war es geglückt, mit Ruby im Gefängnis ein Interview zu machen. Das ist bekannt. Der Inhalt dieses brisanten Gesprächs hingegen wurde nie veröffentlicht. Dorothy Killgallen wurde eines Morgens

tot im Bett aufgefunden. Sie war an einer Schlafmittelvergiftung gestorben. Warum wohl?

Lee Bowers, jener Amateurfilmer, der rein zufällig das Kennedy-Attentat auf Zelluloid gebannt und dabei auch einen der Präsidentenmörder ins Bild gebracht hatte, kam kurze Zeit nachher bei einem Verkehrsunfall ums Leben, den er keinesfalls durch eigene Unachtsamkeit verschuldet haben dürfte. Der ärztliche Befund enthüllt die Wahrheit: Im Augenblick des „Unfalls“, heißt es darin, habe Lee Bowers einen schweren Schock erlitten. Was deutlich macht, um welche Art von „Unfall“ es sich gehandelt haben muß.

Und da ist noch David Ferrie, jener Pilot, von dem bereits die Rede war. Eine der Schlüsselfiguren in der Verschwörungstheorie des Staatsanwaltes Jim Garrison. Ferrie war in seiner Wohnung, kurz bevor man ihn als Prozeßzeuge vorladen konnte, tot aufgefunden worden. Die Polizei ist bis zum heutigen Tag nicht bereit, irgendeine Auskunft über die Todesursache zu geben. Angeblich starb David Ferrie an Gehirnschlag, und man munkelte etwas von Selbstmord. Aber über diese Todesart wissen wir — wenn es sich um gefährliche Zeugen handelt — inzwischen bestens Bescheid. Oder nicht?

Und der Todesreigen drehte sich unverdrossen weiter.

Am 31. August 1970 segnete ein weiterer Augenzeuge aus Dallas das Zeitliche. Abraham Zapruder, ein 66jähriger Mann, dem es an jenem „schwarzen Freitag“ im November des Jahres 1963 ebenfalls gelungen war, mit seiner Kamera den Präsidentenmord zu filmen, starb — an Krebs. Sein Amateurstreifen war für die Warren-Kommission eines der wichtigsten Beweismittel in der Untersuchung des Attentats gewesen. Natürlich bedeu-

tet es keine Außergewöhnlichkeit, wenn ein sich den Siebzigern nähernder Mann krebskrank wird und daran stirbt. Auffallend ist nur, daß sich diese Seuche offenbar auf Augenzeugen des Kennedy-Anschlages zu konzentrieren schien. Oder auf solche, die darüber besser informiert waren. Wie etwa Jack Ruby. Sein Krebstod steht außer Zweifel. Nicht aber die Ursachen seiner so plötzlich ausgebrochenen Krankheit, die ihn offensichtlich erst im Gefängnis heimsuchte. Hatte man sie ihm künstlich injiziert?

Und warum starb Distriktsheriff Bill Decker so plötzlich? Er hatte sich an jenem 22. November 1963 im ersten Wagen der Autokolonne befunden, die die Limousine mit den Kennedys und Connallys durch die Straßen von Dallas führte. Hatte damals Bill Decker mehr gesehen, als ihm guttat? War er, vielleicht rein zufällig, über den wahren Hergang der Mordtat im Bilde? Hatte er sieben Jahre, bis zum 29. August 1970, eingeschüchtert und erpreßt, über das Gesehene geschwiegen — und war der Sheriff für die Männer im Dunkel letztlich doch zu einem Unsicherheitsfaktor geworden, den es zu beseitigen galt? Wie in vielen ähnlich gelagerten Fällen zuvor, schwieg die Polizei auch bei Bill Decker und breitete über die eigentliche Ursache seines Ablebens den Mantel des Vergessens.

In seinem Buch „Our Hunted Planet“ („Unser gejagter Planet“) meint der bekannte amerikanische Autor John Keel zu dieser Verschwörung aus dem Dunkel:

„... Vollständige geistige Verwirrung griff um sich, weil über fünfzig Zeugen, Reporter und Angehörige der Mordkommission, plötzlich starben, manche unter sehr geheimnisvollen Umständen. Die genaue Geschichte der Ermordung Kennedys im Jahre 1963 ist mit un-

glaublichen Details angefüllt, wobei viele Dinge Ähnlichkeit mit den mysteriösen UFO-Ereignissen aufweisen. Photos und andere Beweisunterlagen verschwanden oder wurden zurückgehalten wie in vielen UFO-Fällen.“

Sollte es hier, trotz anscheinend so grundverschiedener Begebenheiten, einen gemeinsamen Nenner geben? Hat jene unbekannte Macht, auf deren Konto zahlreiche, für uns zumeist undurchschaubare Demonstrationen zu buchen sind, auch beim Kennedy-Attentat ihre Hände im Spiel? John Keel, Spezialist auf dem Gebiet der Grenzwissenschaften, gibt einen Hinweis, wenn er schreibt:

„Hier werden die schlanken, dunklen Männer in schwarzen Anzügen und schwarzen Cadillacs als Kubaner oder CIA-Agenten angesehen . . .“

Erinnern wir uns: Lee E. Bowers, der dann später durch einen offensichtlich fingierten Autounfall ums Leben kam, hatte an jenem Novemberfreitag 1963 rein zufällig seine Filmkamera auf einen Grashügel gerichtet und dadurch einen Mann gefilmt, der ein Gewehr in Richtung des Kennedy-Trosses in Anschlag hielt: ein Mann in einem dunklen Anzug. Ein Mann, der sich bei einer nachfolgenden, eher zufälligen Kontrolle durch einen Polizeibeamten als CIA-Agent auszuweisen vermochte. Ein Mann schließlich, der danach von der Bildfläche verschwand und dessen Name nie genannt wurde. Verschwieg man ihn absichtlich — oder hatte sich bald herausgestellt, daß die Identität des angeblichen CIA-Agenten auf einer Fälschung beruhte?

Ob so oder so, die offiziellen Stellen schweigen. Sie schweigen auch über ein mysteriöses Ereignis, das so gar nicht zum Geschehnis in Dallas zu passen scheint.

Oder gibt es eine logische und vernünftige Erklärung für das Verschwinden der Gehirnmasse des ermordeten Präsidenten?

Angeblich sollen sich Kennedys Gehirn und einige mikroskopische Präparate im Besitz des Familienclans befinden, aber der stichhaltige Beweis für diese Annahme wurde nie erbracht. Die Motivation für den Diebstahl des Gehirns liegt jedenfalls klar auf der Hand: Eine nochmalige genaue Untersuchung des Mordes sollte unmöglich gemacht werden. Daß das Verschwinden von Kennedys Gehirn überhaupt bekannt geworden ist, verdanken wir dem Gerichtsmediziner Dr. Cyril Wecht, der im Sommer 1972 die Obduktionsdokumente im Nationalarchiv in Washington eingehend überprüft und dabei den Diebstahl entdeckt hatte. Wie Wecht herausfand, dürfte das wertvolle Obduktionsmaterial mit Kennedys Gehirnmasse bereits 1966 verschwunden sein. Als nämlich damals der Testamentsvollstrecker des toten Präsidenten das gesammelte Material dem Nationalarchiv übergab, fehlten daraus jene wesentlichen Beweisstücke.

Wo sind sie geblieben? Wem war es so wichtig gewesen, das Gehirn des ermordeten Präsidenten der Vereinigten Staaten in seinen Besitz zu bringen? Offensichtlich steckt hier nicht der Kennedyclan dahinter.

Aber wer dann? Und für welchen Zweck?

Das sind Fragen, die ans Metaphysische grenzen. Fragen, die nur jene zu beantworten vermögen, die die Kennedy-Verschwörung angezettelt und konsequent durchgezogen haben. Jene dunkle Macht im Hintergrund, deren Spiel für uns undurchschaubar scheint. Ein oftmals tödliches Spiel, dessen Ernsthaftigkeit jeden Unvorbereiteten erschrecken, ja entsetzen muß.

Auch John F. Kennedy war nicht mehr als eine Figur auf dem Schachbrett der unbekanntenen Spieler; ein Schachbrett allerdings, das Dimensionen zu sprengen vermag. Für uns Außenstehende aber bleibt vorderhand alles ein Rätsel. Ein ungewöhnliches Rätsel oben drein:

Wer es auf eigene Faust zu lösen versucht, begibt sich in Gefahr.

Überhaupt scheinen Mitglieder der Familie Kennedy dunkle Kräfte magnetisch anzuziehen. Denn auch Johns jüngeren Bruder Robert ereilte ein tragisches Schicksal. In den Morgenstunden des 5. Juni 1968, kaum viereinhalb Jahre nach der Tragödie von Dallas, feuerten unbekannte Attentäter, unbeeindruckt von gut zweitausend Robert-Kennedy-Fans, in der Empfangshalle des Hotels Ambassador in Los Angeles mehrere Schüsse auf den jungen Senator ab. Zwei davon trafen ihn tödlich.

Wieder einmal war ein Kennedy aufgebrochen, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, und Robert besaß alle Chancen, dieses Ziel auch tatsächlich zu erreichen. Eben erst hatte er das Ergebnis der Vorwahlen in Kalifornien erfahren, und dieses ließ ihn aufjubeln. Robert Kennedy lag mit 44 Prozent gegenüber seinem schärfsten Rivalen um die demokratische Präsidentschaftskandidatur, Senator Eugen McCarthy, der nur 43 Prozent erreichen konnte, in Führung. Was Kennedy so optimistisch stimmte, war das ungeschriebene Gesetz bei Vorwahlen, wonach ein Sieg in Kalifornien praktisch die endgültige Nominierung durch die Demokratische Partei bedeutet. An diesem Junimorgen zeigte sich Robert Kennedy nicht nur seinen Anhängern, sondern auch den Journalisten der beiden großen amerikani-

schen Fernsehgesellschaften CBS und NBC als ein strahlender Sieger. Mit erhobenen Armen präsentierte er sich in der Empfangshalle seinen Freunden. Vom Rednerpult aus richtete er ein paar Dankesworte sowie eine Siegeserklärung an die zweitausend Getreuen, die sich in der Hotelhalle drängten. Als er das Rednerpult eben verlassen wollte, krachten die Schüsse. Zwei davon trafen Bob in den Kopf. Einer in die Stirne, der andere ins rechte Ohr. Kennedys letzte Worte, bevor er das Bewußtsein verlor, lauteten: „Sind alle gesund?“

In aller Eile erteilte man dem jungen Senator die Sterbesakramente, zu retten war Robert Kennedy nicht mehr. Er erlag kurze Zeit später seinen lebensgefährlichen Verletzungen.

Wer aber waren der oder die Täter gewesen?

Kennedy-Anhänger hielten unmittelbar nach dem Mordanschlag zwei Personen fest, die sie für die Attentäter ansahen. Aber in dem Trubel war es unmöglich, die Übersicht zu bewahren. Man wußte zunächst nicht einmal, wie viele Schüsse überhaupt abgegeben worden waren, da die Leibwache des tödlich Getroffenen sofort das Feuer erwidert hatte.

Einer der Festgenommenen war der Araber Sirhan Bishara Sirhan, gegen den sich hauptsächlich der Verdacht richtete. Und obwohl ihn im Mai 1969 ein amerikanisches Distriktsgericht zum Tode verurteilte, kam es nie zur Vollstreckung. Denn schon bald danach meldeten sich Stimmen, die Zweifel an der wirklichen Täterschaft des Arabers äußerten. Aufmerksame Journalisten fanden heraus, daß es bei der Beschaffung des Beweismaterials gegen Sirhan nicht mit rechten Dingen zugegangen sein konnte. Im August 1971 entdeckte man das spurlose Verschwinden wichtiger Dokumente

und Manipulationen von unbekannter Hand am ballistischen Beweismaterial. Irgend jemand war offenbar bestrebt, den Hauptverdächtigen entscheidend zu belasten.

Man fand zunächst heraus, daß der Gerichtsbeamte William Sharp seine Aufsichtspflicht gröblichst verletzt hatte: Die von ihm geführten Aufzeichnungen darüber, wer Zugang zu dem Beweismaterial gehabt hatte, erwiesen sich als derart unvollständig, daß es den Untersuchungsbehörden unmöglich war, strafrechtliche Schritte gegen einzelne Personen einzuleiten. Dazu kamen zwei Aussagen von Journalisten, von denen einer Augenzeuge der Ermordung Bob Kennedys gewesen war. Dieser behauptete nunmehr mit Nachdruck, nicht Sirhan habe die tödlichen Schüsse auf den Senator abgegeben, sondern ein Sicherheitsbeamter — oder jemand, der eine ähnlich aussehende Uniform trug.

Ein Kollege dieses Zeitungsmannes wiederum, Theodore Charach, behauptete, Sirhan könnte schon deshalb nicht der wirkliche Attentäter gewesen sein, weil er zum Zeitpunkt des Anschlages vor Kennedy gestanden sei — der tödliche Schuß den Senator jedoch in den Hinterkopf getroffen habe. Wohl habe auch der Araber geschossen, wobei er fünf Menschen verletzte, doch seine Waffe sei dabei nicht auf Kennedy gerichtet gewesen. Dies macht deutlich, daß man Sirhan Bishara Sirhan nur für ein Ablenkungsmanöver mißbraucht und ihn danach als angeblichen Kennedy-Mörder denunziert hatte. Diese Version erhielt neue Nahrung durch die Behauptung der Anwältin Barbara Warner, die jenen Polizisten, der beim Sirhan-Prozeß die Tatwaffe als die des Arabers identifiziert hatte, der Lüge bezichtigte.

Welche Rolle in dem tödlichen Spiel Sirhan Bishara

Sirhan wirklich spielte, blieb ungeklärt. Noch 1969, in der Nacht zum 1. März, hatte der des Mordes Beschuldigte völlig überraschend ein Geständnis im Sinne der Anklage abgelegt, wobei er selber seine Hinrichtung verlangte. Als man ihn fragte, warum er sich zu diesem Schritt entschlossen habe, gab Sirhan die seltsame Erklärung ab: „Ich glaube, es liegt in meinem besten Interesse.“

Nicht im Interesse der wirklichen Attentäter lag offenbar die Existenz der 23jährigen Kathy Fulmer. Sie hatte sich zum Zeitpunkt des Anschlages auf Bob Kennedy ebenfalls in der Hotelhalle aufgehalten und war, als die Schüsse krachten, laut aufschreiend davongerannt. Ein Kellner des Hotels gab später zu Protokoll, er habe ein Mädchen in einem getupften Kleid kurz zuvor mit Sirhan Bishara Sirhan zusammen gesehen — aber diese Aussage hielt nicht: Der Kellner korrigierte sich selbst und meinte bei einer weiteren Einvernahme, er könnte sich auch getäuscht haben.

Kathy Fulmer wurde bald danach ausgeforscht und kurz vernommen. Dabei kam heraus, daß das Mädchen den Araber weder gekannt haben konnte noch sonst etwas mit dem Mord zu tun hatte. Man verzichtete sogar auf ihre Zeugenschaft beim Mordprozeß gegen Sirhan. Dennoch horchten auch die offiziellen Stellen der Gerichtsbarkeit auf, als man in der Nacht zum 12. April 1969 Kathy Fulmer tot auf dem Bett eines Motels im Osten von Los Angeles auffand. Das Mädchen „im getupften Kleid“, so die offizielle Polizeiversion, hatte angeblich Selbstmord durch Einnahme einer Überdosis Schlaftabletten verübt. Als sie gefunden wurde, lag sie bereits im Koma und starb dann am nächsten Tag. Vor ihrem Ende hatte die in einem Nachtclub beschäftigte

Go-Go-Tänzerin mit Lippenstift auf einen Spiegel des Zimmers die Worte gekritzelt: „O Gott, du gabst mir einen Berg, den ich gerne besteigen will, am Sonntag wird ein Sarg genügen.“

Nach dem geheimnisvollen Hinscheiden zahlreicher Zeugen des Attentates von Dallas auf John F. Kennedy regte sich jetzt auch beim Ableben von Kathy Fulmer das Mißtrauen. Derartige „Selbstmorde“ waren ja nichts Neues nach Anschlägen auf Kennedys, und die Einnahme einer Überdosis Schlaftabletten mußte nicht unbedingt freiwillig erfolgt sein. War auch Kathy Fulmer den Dunkelmännern im Hintergrund im Wege gewesen? Hatte sie mehr gewußt, als für sie gut war?

Mehr zu wissen glaubte auch der amerikanische Spitzenanwalt Godfrey Isaac, der sich, obgleich Jude, des mordverdächtigen Arabers Sirhan, eines gebürtigen Palästinensers, annahm. Der bekannte österreichische Journalist Hugo Portisch interviewte Isaac während dessen Besuches in Wien im September 1971. Auszugsweise seien hier einige Fragen und Antworten wiedergegeben, die am 27. September 1971 in der Wiener Tageszeitung „Kurier“ abgedruckt wurden.

*Isaac:* „Beweise sind . . . erbracht worden, die es zumindest als außerordentlich wahrscheinlicher erscheinen lassen, daß Senator Robert Kennedy nicht durch ein Geschoß aus der Pistole Sirhans getötet worden ist.“

*Portisch:* „Welche Art von Beweisen?“

*Isaac:* „Das tödliche Geschoß wurde aus einer Entfernung von etwa eineinhalb bis maximal sechs Zentimeter auf Kennedy abgefeuert. Die Schußrichtung kam von rechts nach links, von hinten nach vorn und von unten nach oben. Insgesamt wurde Kennedy von vier Geschossen getroffen, die von solcher Nähe und aus

dieser Schußrichtung abgefeuert worden waren. Sirhan aber stand vor Senator Kennedy, und zwar in einer Entfernung zwischen drei und vier Metern.“

*Portisch:* „Wieso konnte Sirhan dann als Mörder verurteilt werden?“

*Isaac:* „Zur Zeit des Prozesses hat jeder angenommen, daß die tödliche Kugel von Sirhan abgefeuert wurde. Denn viele sahen Sirhan schießen, generell in der Richtung auf Kennedy . . .“

*Portisch:* „Wollen Sie damit sagen, daß der tödliche Schuß aus einer anderen Waffe als der Sirhans stammte?“

*Isaac:* „Ja.“

*Portisch:* „Wie erklären Sie das?“

*Isaac:* „Am wahrscheinlichsten ist die Theorie, die durch Umstände, Tatsachen und Aussagen von Zeugen erhärtet wird: Eine andere Person benützte die einmalige Gelegenheit dazu, die tödlichen Schüsse aus nächster Entfernung gegen den Senator abzufeuern. Es gab eine Person, die hinter Kennedy stand und die ihren Revolver gezogen hatte. Und viel deutet darauf hin, daß aus diesem Revolver auch Schüsse abgegeben worden sind. Der Name dieser Person ist der Polizei bekannt. Sie hat diesen Mann auch verhört. Aber die Waffe konnte sie nicht mehr sicherstellen, sie war verschwunden, angeblich verkauft oder verschenkt.“

Godfrey Isaac war sich schon 1971 sicher, daß Sirhan Bishara Sirhan nicht der Kennedy-Mörder gewesen ist. Er sprach mit ihm in der Todeszelle. Sein Resümee: Der Araber hat zweifellos geschossen und mit seiner Waffe wild in die Menge gefeuert, und er hat dabei auch einige Menschen verletzt — aber Kennedy getötet hat ein anderer.

Nur — wer ist das gewesen? Diese Antwort mußte auch der Staranwalt Godfrey Isaac schuldig bleiben.

Im Mai 1974 erhielt die Gerüchtewelle über einen zweiten Täter neue Nahrung. Der kalifornische Politiker Baxter Ward bot als Beweis für seine Behauptung die Gutachten zweier Männer auf, die damit Aufsehen erregten: Ein Schußwaffenexperte und ein Kriminologe kamen zu der übereinstimmenden Auffassung, die Kugeln, an denen Senator Bob Kennedy gestorben war, seien anders verformt und gezeichnet als jene, die einen seiner Begleiter verletzt hatten. Nach einer Rekonstruktion der Tat am Ort des Geschehens zogen beide Untersucher den zwingenden Schluß: In den Küchenräumen des Hotels Ambassador muß es einen zweiten Schützen gegeben haben, der von dort aus die tödlichen Schüsse auf Kennedy abgefeuert hat.

Möglicherweise scheint man auf der richtigen Spur gewesen zu sein, aber die Drahtzieher des Attentates von 1968 hatten wieder einmal rechtzeitig eingegriffen. Was im einzelnen vertuscht werden sollte, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls entdeckte man 1975 das Verschwinden einiger Beweisstücke zum Mordfall Kennedy. Der linke Rockärmel des Senators und ein Stück Wandtafelung aus jenem Raum, in dem Bob Kennedy von zwei Kugeln tödlich getroffen worden war, hatten sich auf geheimnisvolle Weise „in Luft aufgelöst“. Bis zum heutigen Tage blieb diese Tat ungeklärt, die Täter unbekannt.

Mit der Ermordung Robert Kennedys war eine weitere Figur auf dem Schachbrett der Weltpolitik beiseite geschafft worden. Warum — das bleibt ein ungelöstes Rätsel.

Ebenso ungelöst wie das wahre Motiv für das Atten-

tat, dem am 4. April 1968, also knapp zwei Monate vor der Ermordung Robert Kennedys, der vergötterte 39jährige Negerführer und Bürgerrechtskämpfer Martin Luther King zum Opfer gefallen war. Ihn traf die verhängnisvolle, tödliche Kugel auf dem Balkon seines Zimmers im zweiten Stock des „Lorraine“-Motels in Memphis, kurz vor 18 Uhr Ortszeit. Er war allein auf den Balkon getreten und wollte sich gerade zur vor dem Hotel wartenden Menge herunterbeugen, als es geschah. Reverend Jesse Jackson erinnert sich an diese letzten Sekunden im Leben des schwarzen Trägers des Friedensnobelpreises:

„King stand auf dem Balkon, beugte sich zu uns herunter und rief dabei seinem Begleiter Ben Branch aus Chicago zu: ‚Mein Mann, richte dich darauf ein, daß du heute abend Blessed Lord (Gesegnet sei der Herr) singen wirst, und singe es gut!‘ In diesem Augenblick krachte der Schuß. Er klang wie ein Feuerwerkskörper. Wäre King aufrecht gestanden, der Schuß hätte ihn nicht ins Gesicht getroffen. So aber explodierte die Kugel, und der Schlag riß King von den Füßen.“

Alle Versuche, das Leben des Mannes zu retten, scheiterten. In rasender Fahrt wurde Martin Luther King mit der Ambulanz in das St.-Josephs-Spital gebracht, aber zur Operation des Schwerverletzten sollte es nicht mehr kommen. King starb um etwa 19 Uhr Ortszeit an den Folgen des Genickschusses.

Dem Täter war es unterdessen gelungen, die allgemeine Verwirrung unter den Vertrauensleuten des Negerführers auszunützen und zu entkommen. Der Unbekannte, von dem nur ein Phantombild existiert, hatte das Hauptquartier Martin Luther Kings durch den Haupteingang verlassen und war danach die Haupt-

straße entlang geflüchtet. Waffe und Koffer ließ er zwei Häuser vom Tatort entfernt in einem Hausflur liegen, wo beide später von Polizisten gefunden wurden. Unmittelbar danach fahndete die Polizei von Memphis nach einem weißen Wagen der Marke „Mustang“, in dem Augenzeugen drei weiße Männer gesehen haben wollten. Und man entdeckte auch den Standort des Mörders, von dem er die tödlichen Kugeln auf Martin Luther King abgefeuert hatte: ein Badezimmer im Haus gegenüber dem Motel, in dem der Negerführer gewohnt hatte. Einige Hausbewohner sahen den flüchtenden Täter, aber nur einer von ihnen vermochte danach dessen Gesicht im Profil zu beschreiben. So gelang es später, eine Phantomschizze herzustellen.

Und abermals wurde der empörten Öffentlichkeit ein „Mörder“ präsentiert. Ein Mörder aus der Retorte. Ähnlich wie bei John F. Kennedy und seinem Bruder Robert. Wieder hatten die Dunkelmänner im Hintergrund ganze Arbeit geleistet, denn soviel steht heute fest: Auch der für den King-Attentäter ausgegebene James Earl Ray, der vorsorglich zu neunundneunzig Jahren Haft verurteilt wurde, ist ebensowenig ein Mörder wie vor ihm Lee Harvey Oswald und später Sirhan Bishara Sirhan.

Für alle Fälle wurde von jenem Machtapparat, auf dessen Konto viele Anschläge auf wichtige Persönlichkeiten zu buchen sind, ein „todsicheres“ Netz gespannt. Zahlreiche Hinweise lassen nämlich auch offizielle Stellen verdächtig erscheinen. Wie raffiniert dabei vorgegangen wurde, beweist die Auffindung belastenden Materials in der Wohnung Martin Luther Kings. Es klagt eine Institution an, den Negerführer umgebracht zu haben, auf die man bestimmt zuletzt getippt hätte: das

„Federal Bureau of Investigations“, populärer gesagt: das FBI. Insgesamt sechzehn Abhörgeräte wurden in Wohnung und Büro des Opfers entdeckt sowie das Original eines anonymen Briefes, den King im Jahre der Überreichung des Friedensnobelpreises in Oslo erhalten hatte.

In dem Pamphlet war dem Negerführer angedroht worden, irgendwelche „dunklen Geheimnisse“ aus seinem Leben an die Öffentlichkeit zu bringen, um auf diese Weise seinen „Heiligenschein“ zu zerstören. Klipp und klar hatte man Martin Luther King zum Selbstmord aufgefordert, versucht, den schwarzen Friedensapostel mittels Psychoterror fertigzumachen. Die schriftliche Aufforderung, seinem Leben ein Ende zu setzen, ließ keinen Zweifel zu:

„Es gibt nur eines, was Sie tun können — Sie sind fertig, und Sie wissen es. Sie haben einen einzigen Ausweg, und Sie kennen ihn.“

Sieben Jahre nach dem Attentat auf Pastor King, im November 1975, wurde durch Zufall der Durchschlag jenes anonymen Briefes an den Negerführer gefunden: in den Akten des FBI, der amerikanischen Bundeskriminalpolizei.

Daß sich diese Briefkopie ausgerechnet im „Federal Bureau of Investigations“ finden ließ, scheint gewiß kein Zufall. Diese, falsche, Spur war absichtlich gelegt worden. Von den anonymen Hintermännern des King-Attentats. Mehr jedoch konnte nicht aufgedeckt werden. Ein mit der Nachuntersuchung des Falles beauftragtes Senatskomitee, stellte am Ende seiner Erhebungen voll Resignation fest:

„Genauer werden wir wohl nie entdecken. Denn in den letzten Jahren wurden ganze Stöße wichtiger FBI-Dokumente vorsorglich vernichtet.“

Fragt sich nur, von wem? Welch eine mächtige Organisation muß hinter all diesen Anschlägen stehen, da ihr Einfluß sogar ausreicht, selbst staatliche Institutionen, wie die Kriminalpolizei, in einen Mordverdacht hineinzuziehen.

Fest steht: Nicht das FBI hatte hier seine Hände im Spiel, und auch nicht der Geheimdienst. Diese Verschwörung aus dem Dunkel hat völlig andere Hintergründe. Hintergründe, die durchaus die Macht besitzen, selbst Dimensionen zu sprengen ...

## VI.

### WIE STARB MARY JO?

Die greise Dame gab „grünes Licht“ — Ist Edward Kennedy unbestritten? — In jener Nacht auf Chappaquiddick ... — Autosturz von der Holzbrücke — Ließ Ted seine Begleiterin ertrinken? — Kennedys seltsames Verhalten — „Wenn dir deine Gesundheit lieb ist, dann hältst du besser den Mund!“ — Beerdigt ohne Obduktion — Zwei mysteriöse „Geistliche“ — Eine Villa zum Geschenk — War Ted Kennedy „verwirrt“? — Ein dritter Autoinsasse? — Kräftemessen mit Jimmy Carter — Einem Attentat knapp entronnen — Teds Ziel ist die Präsidentschaft — Alle Warnungen in den Wind geschlagen — Jeane Dixons Alpträume: „Ted Kennedy liegt tot auf dem Boden. In einer enormen Blutlache ...“

„Ich will meinen jüngsten Sohn noch zu meinen Lebzeiten als neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten erleben!“ Diese überraschenden Worte der 89jährigen Rose Kennedy, der ungekrönten Patriarchin des mächtigen Kennedy-Clans, haben in Amerika zu einer völlig veränderten Situation geführt.

Siebzehn Jahre nach dem gewaltsamen Ende John F. Kennedys, seiner mysteriösen Ermordung im texanischen Dallas, macht sich ein Sproß dieser steinreichen Familie neuerlich bereit, den Sprung ins Weiße Haus zu

wagen. Edward Kennedy, von seinen Freunden „Ted“ gerufen, 47 Jahre alt und Vater von drei Kindern, wurde seiner eigenen Versicherung untreu, sich solange nicht um das Präsidentenamt bewerben zu wollen, „solange meine Mutter lebt“.

Dann gab die alte Dame unversehens „grünes Licht“. Rose Kennedys Sinnesänderung ist bemerkenswert. Noch 1968, als nach John auch ihr Sohn Robert einem Pistolenattentat zum Opfer gefallen war, hatte die greise Chefin des Kennedy-Clans ein striktes Verbot ausgesprochen: „Mein jüngstes Kind darf nicht Präsident werden. Ich will nicht auch noch Ted verlieren!“ Nunmehr sah sie es anders. Und auch Edward Kennedy, Senator von Massachusetts, wollte um die Präsidentschaft kämpfen. Seine Chancen schienen ja zunächst günstig zu stehen. Die Popularität von Präsident Jimmy Carter hatte sich einem Tiefpunkt genähert, und niemand schien es für möglich zu halten, daß es ihm gelingen könnte, wieder alte, strahlende Höhen zu erklimmen. Die Sowjetinvasion in Afghanistan und das persische Geiseldrama haben dann jedoch Carters Chancen, wieder gewählt zu werden, beträchtlich gesteigert.

Aber war andererseits Edward „Ted“ Kennedy völlig unumstritten? Besaß er eine fleckenlose Weste? Hatte die amerikanische Öffentlichkeit vergessen, was sich in der Nacht zum 19. Juli 1969 ereignete? Damals schien seine große politische Karriere mit einem Schlag zu Ende zu sein. Denn der Frauenheld Teddy hatte ein Menschenleben auf dem Gewissen. In jener Nacht war er auf der Insel Chappaquiddick (Massachusetts) Gast einer Party gewesen, dann mit seiner 28jährigen Sekretärin Mary Jo Kopechne mit dem Auto weggefahren und kurz darauf mit dem Wagen von einer Brücke zwei

Meter tief in einen Meeresarm gestürzt. Das Fahrzeug versank, mit ihm die beiden Insassen. Ted konnte sich befreien, seine Sekretärin ertrank.

Wie lag die Verschuldensfrage? Muß der Tod der hübschen Mary Jo Edward Kennedy angelastet werden? Waren seine Angaben über den Unfallhergang verfälscht? Stimmen Gerüchte, die behaupten, Ted habe den Tod seiner Sekretärin mit voller Absicht herbeigeführt, weil diese von ihm ein Kind erwartete? Oder lag die Ursache für dieses tragische Geschehen in der Trunkenheit Kennedys, der seinen Wagen einfach nicht mehr unter Kontrolle hatte? Ließ er sich deshalb so lange Zeit, zur Polizei zu gehen, um einer Blutkontrolle zu entgehen? Der Senator bestritt damals diese Version. Die gerichtlichen Untersuchungen erbrachten zwar eine Menge Hinweise und noch mehr Vermutungen, aber keine Klärung.

Wäre es denkbar, daß Edward Kennedy in die für ihn grauenhafte Situation hineinmanövriert worden ist? Vielleicht deshalb, um seine 1969 höchst aktuelle Kandidatur für die Präsidentschaft zu hintertreiben? War damals bereits seine Mutter Rose von ihrem ursprünglichen Verbot einer Bewerbung für das höchste Amt Amerikas abgekommen? Das sind keine sensationslusternen Fragen, solche Verdachtsmomente wurden vor elf Jahren tatsächlich andeutungsweise aufgezeigt, diskutiert — und dann doch wieder zu den Akten gelegt.

Eine Frage wurde jedenfalls bis heute nicht geklärt: Warum ließ sich Edward Kennedy vor elf Jahren volle neun Stunden Zeit, ehe er seinen Unfall bei der Polizei meldete? War es Angst vor den Folgen? Angst um seine politische Karriere? Oder hinderte ihn jemand an weiteren Unternehmungen?

Lassen wir noch einmal die Geschehnisse der Nacht zum 19. Juli 1969 Revue passieren. Folgen wir den Ereignissen jener Stunden, die das Leben des jüngsten Kennedy-Sprosses, jedenfalls für eine geraume Zeit, entscheidend veränderten.

Der Senator war an jenem Wochenende von Washington nach Massachusetts geflogen, hatte in Marthas Vineyard an einer Segelregatta teilgenommen und wollte sich am Samstag mit seiner Familie am Landsitz der Kennedys in Hyannisport treffen, um die Mondlandung zu verfolgen.

Am Freitagabend zuvor ging es bei einer Party im Haus von Teds Freunden auf der Chappaquiddick-Insel hoch her. Auch mehrere ehemalige Mitarbeiter des ermordeten Robert Kennedy waren gekommen. Unter ihnen Mary Jo Kopechne, seine Sekretärin. Irgendwann gegen Mitternacht bot Edward der hübschen Mary an, sie in ihr Hotel in Edgartown auf dem Festland zu bringen. Die Gelegenheit bot sich dem Senator gleichsam an, denn Ted Kennedy war dort in unmittelbarer Nähe in einem anderen Hotel abgestiegen. Die Zeit drängte, die letzte Fähre von der Insel ging um ein Uhr nachts.

Edward Kennedy stieg aufs Gaspedal, aber in der Dunkelheit verlor er die Orientierung. Er verfuhr sich, geriet auf eine Seitenstraße und bremste schließlich vor einer schmalen Holzbrücke, die gar nicht für Fahrzeuge gebaut worden war. Nur Fußgänger benützten üblicherweise den Holzsteg. Edward Kennedy war in Zeitnot, deshalb wollte er es dennoch riskieren. Aber sein Wagen rutschte ab und stürzte ins Wasser. Nur der glückliche Umstand, daß der Meeresarm an dieser Stelle nicht sehr tief ist, rettete wahrscheinlich Kennedys Leben.

Ted selbst will später nicht mehr gewußt haben, wie er aus dem verkehrt auf dem Meeresgrund liegenden Fahrzeug herausgekommen ist. Bei seiner Einvernahme strapazierte der Senator sein Erinnerungsvermögen und versuchte den Hergang des Geschehens zu rekonstruieren. Seine Aussage wurde protokolliert:

„Ich merkte, wie das Wasser in den Wagen schoß, der sich überschlagen hatte und mit dem Dach nach unten auf dem Grund lag. Ich fühlte, wie Mary Jo mit den Beinen strampelte und ebenso wie ich mit den Armen nach einem Ausgang suchte. Irgendwie schaffte ich es, herauszukommen. Ich kam an die Oberfläche und machte sieben oder acht Tauchversuche, um Mary Jo zu befreien.“

Diese Aussage Kennedys wurde von John Farrar, dem Hauptmann der freiwilligen Feuerwehr, einem erfahrenen Taucher, bestritten. Farrar hatte die Tote am nächsten Morgen aus dem Autowrack geborgen.

„Hier haben wir gleich ein ganzes Paket von Lügen“, meinte er, um danach mehrere unangenehme Fragen aufs Tapet zu bringen.

„Wieso schaffte es der knapp 1,90 Meter große breitschultrige und über zwei Zentner schwere Kennedy, der außerdem ein Stützkorsett trug, aus dem Wagen zu kommen und die zierliche, gertenschlanke Mary Jo nicht? Sie wurde von keinem Steuerrad behindert. Und seine Tauchversuche — da kann ich nur lachen. Wir haben das ausgerechnet, und ziemlich genau: In der Nacht war eine heftige Gezeitenströmung, bei der konnte nur ein Experte tauchen. Kennedy hat mit Sicherheit nicht ein einziges Mal nach ihr getaucht.“

Damit waren die Unklarheiten in Kennedys Angaben noch nicht zu Ende. Nachdem er sich an Land ge-

rettet hatte, will der Senator die knapp zwei Kilometer zurück zum Ferienhaus zu Fuß bewältigt haben. Daß er dabei nicht die einfachste Lösung wählte und darauf verzichtete, die Polizei telefonisch von dem Unglücksfall zu informieren, mutet auch heute noch äußerst seltsam an. Nicht weniger als fünf, zum Teil erleuchtete Häuser passierte er auf seinem Rückweg. In jedem von ihnen gab es ein Telefon. Und Ted ignorierte selbst die Feuerwache. Und schließlich schwieg er auch über den Vorfall zu Ray Larosa, einem Partygast, der sich vor dem Ferienhaus die Beine vertrat. Larosa war immerhin Sporttaucher — und Edward Kennedy war diese Tatsache wohlbekannt.

Dieser Ray Larosa wiederum, so las man es später im Gerichtsprotokoll, wunderte sich, seiner Aussage nach, angeblich gar nicht über dieses unvermutete Wiederauftauchen Kennedys. Er will auch nicht bemerkt haben, daß der Senator völlig durchnäßt, verschmutzt und wahrscheinlich auch sehr aufgereggt gewesen ist. Überhaupt übte sich die ganze Gesellschaft dieser Party in (verständnisvollem?) Schweigen. Niemand stellte angeblich Fragen — man blieb scheinbar diskret, wenn die Aussagen stimmen. Da die Fähre über den Meeresarm um diese späte Stunde nicht mehr verkehrte, sprang Edward Kennedy, den Freunde zur Fährstation gebracht hatten, einfach ins Wasser und schwamm zum anderen Ufer. Dort marschierte er schnurstracks ins „Shiretown Inn“, sein Hotel, legte sich ins Bett und schlief bis zum Morgen. Dann erst ging Ted zur Polizei.

So reihen sich Unklarheiten und Widersprüche aneinander, und Edward Kennedy hat bis zum heutigen Tag nichts unternommen, um Licht in das Dunkel seines Autounfalles zu bringen.

Mit wem, beispielsweise, hat der junge Senator am Morgen nach dem tragischen Geschehen telefoniert?

Welche uns immer noch unbekannt Personen zog er an jenem 19. Juli 1969 ins Vertrauen?

Warum schweigt er über all diese Ferngespräche, die er von seinem Hotelzimmer aus geführt hat?

Welche Hintergründe hat er zu verbergen, die zum Tod der jungen Mary Jo Kopechne führten?

Diese provokanten Fragen stellten sich nicht unbegründet, denn die Aussage des Tauchers John Farrar, der die ertrunkene Sekretärin von Edwards ermordetem Bruder Robert aus dem Autowrack im Wasser bergen konnte, gibt zu denken:

„Mindestens noch eine Stunde nach dem Sturz, wenn nicht viel länger, hat sie gelebt“, behauptete der Experte gegenüber der Polizei. Seine Begründung: Er hatte die tote Mary Jo im auf dem Dach liegenden Wagen aufgefunden. Sie lag mit dem Kopf im Fußraum vor dem Rücksitz, und zwar ziemlich genau an jener Stelle, wo sich eine Luftblase gebildet hatte. John Farrars Erkenntnis: „Mary Jo hätte mit Sicherheit gerettet werden können, wenn Kennedy zum nächsten Telefon gelaufen wäre.“

Farrars Angaben blieben nicht ohne Reaktion. Anonyme Briefschreiber nahmen sich ihm gegenüber kein Blatt vor den Mund: „Wenn dir deine Gesundheit lieb ist, dann hältst du besser deinen Mund“, wurde gedroht. Noch deutlicher waren die anonymen Schreiben an den jungen Drogisten und Apotheker Leslie Leland sowie verschiedene Telefonanrufe, natürlich ebenfalls anonym, die ihm nahelegten: „Wenn du nicht dein Maul hältst, wirst du umgelegt und dein Laden in die Luft gesprengt!“ Und dies alles, weil Leslie Leland für

den Zeitraum der Untersuchung der Todesursache von Mary Jo Kopechne zum Obmann der Geschworenen gewählt worden war und hellhörig reagiert hatte, als man ihnen weiszumachen versuchte, sie seien auch unter Ausschluß der Öffentlichkeit nicht berechtigt, Zeugen zu vernehmen. Leland, dem manches am Verhalten des Staatsanwaltes verdächtig erschien, stellte diesem einige unangenehme Fragen. Noch am Abend desselben Tages kamen die ersten anonymen Anrufe. Man drohte mit Mord und Totschlag.

Die gerichtliche Untersuchung blieb ergebnislos. Ebenso ergebnislos wie die polizeiliche Befragung Kennedys nach dem Unfall. Teds merkwürdiges Verhalten, das er mit einem Schock und einer Gehirnerschütterung zu erklären versuchte, bleibt weiterhin rätselhaft. Nicht einmal Kennedys eigener Arzt hatte damals eine Gehirnerschütterung feststellen können.

Noch weitere Fragen blieben unbeantwortet. Und sind es immer noch.

Wieso zeigte der Führerschein Ted Kennedys keinerlei Spuren von Wassereinwirkung? Ein hoher Beamter der Verkehrsbehörde von Massachusetts — sein Name blieb aus verständlichen Gründen geheim — gestand einem Reporter der Zeitung „Manchester Union“ freimütig, Kennedys Führerschein sei „offenbar niemals im Wasser gewesen“. Kennedy versuchte zu retten, was zu retten war. Dem Polizeichef von Edgartown, Dominik Arena, erklärte er später, er habe in jener Nacht seinen Führerschein nicht bei sich gehabt. Eine Nachprüfung ergab allerdings, daß der Senator damals sehr wohl einen gültigen Führerschein besessen hatte.

Auch ein weiterer merkwürdiger Umstand konnte niemals aufgeklärt werden: Der Distriktsanwalt Ed-

mund Dinis behauptete nämlich, „etwas Blut“ im Mund und in der Nase von Mary Jo Kopechne gesehen zu haben, als man ihren Leichnam barg. Auch ihre Bluse habe Blutspuren gezeigt. Diese Angaben wurden zwar vom Polizeichef von Edgartown, Dominik Arena, bestritten — er hatte keine Blutspuren an der Leiche bemerkt —, gleichzeitig aber wurde Dinis Antrag, nach der Bergung eine Autopsie durchzuführen, abgelehnt.

Ist nun Mary Jo Kopechne tatsächlich ertrunken, wie allgemein angenommen wurde? Oder hätte nach einer anderen Todesursache gesucht werden müssen?

Mary Jo wurde in ihrer Heimat in Pennsylvania beerdigt — ohne Obduktion. Amtsarzt Dr. Donald Mills mutmaßte schlicht „Tod durch Ertrinken“ und schrieb das auch in den Totenschein, trotz aller Einwände, wie sie beispielsweise von dem Taucher John Farrar erhoben wurden. Seine Behauptung: Mary Jo ist in der verbrauchten Luft der Luftblase erstickt. Und noch etwas war Farrar aufgefallen: Die Kleidung der Toten zeigte auf dem Rücken Blutspuren.

Die immer lauter geäußerten Zweifel der Zeitungen an der offiziellen Todesversion von Ted Kennedys Begleiterin führte zu einer Gesinnungsänderung der Staatsanwaltschaft. Sie stellte selbst einen Antrag, die Leiche zu exhumieren, um nachträglich eine Obduktion vornehmen zu können. Mary Jo Kopechnes Eltern gaben hierzu zunächst ihre Einwilligung, zogen sie aber einen Tag später überraschend wieder zurück. Der Grund hierfür war für die Allgemeinheit zunächst nicht ersichtlich, begründeten die einfachen Leute ihre Entscheidung doch mit dem durchaus einleuchtenden Argument, sie wollten die Obduktion ihrer toten Tochter nur deshalb verhindern, „weil wir glaubten, daß festge-

stellt werden sollte, ob unsere Mary Jo zur Zeit des Unfalls schwanger war. Warum sollten wir es zulassen, daß ihr Andenken in den Schmutz gezogen wird?“ Diese Aussage, das steht heute fest, wurde den Eltern des Mädchens „in den Mund gelegt“. Beide Leute erhielten nämlich kurz nach ihrer anfänglichen Zustimmung zur Obduktion ihrer Tochter höchst ungewöhnlichen Besuch.

Noch am Abend desselben Tages erschienen bei den Kopechnes zwei dunkel gekleidete Männer, die sich als Geistliche ausgaben und von Marys Eltern auch dafür gehalten wurden. In einem sehr eindringlich geführten Gespräch ließen die Fremden nichts unversucht, ihre Gastgeber umzustimmen. Findigen Journalisten gelang es später, Mister und Missis Kopechne die Wahrheit über den Grund dieses „geistlichen“ Besuches zu entlocken. Demnach war es den beiden vorgeblichen Priestern – über deren wirkliche Identität man so seine Vermutungen äußern könnte – nach hartnäckigem Zureden gelungen, Marys Eltern zu einer Gesinnungsänderung zu bewegen.

Es sei gegen die Gesetze Gottes, eine Tote aus ihrer Ruhe zu reißen, lautete der Tenor ihrer Ausführungen. Und sie erreichten schließlich ihr Ziel. Die frommen Leute ließen sich von den „heiligen“ Argumenten überzeugen. Und tags darauf zogen sie ihre Zustimmung zur Obduktion zurück. Eine ganze Schar von Anwälten unterstützten die Kopechnes mit rechtlichen Argumenten. Aus welchen Quellen deren sicherlich nicht geringes Honorar allerdings bezahlt wurde, bleibt ebenso dunkel wie die Herkunft der beiden „Geistlichen“. Die Verhinderung der Obduktion bescherte Marys Eltern das Geschäft ihres Lebens: Als Gras über die Affäre gewach-

sen war, finanzierte ihnen Ted Kennedys Versicherung eine Villa . . .

Ted Kennedys Autofahrt vom 19. Juli 1969 könnte durchaus bewußt provoziert worden sein. Es gibt da die Aussage des Senators, Frau Kopechne habe die Mitternachtsfähre von Chappaquiddick nach Marthas Vineyard noch erreichen wollen, und er habe sie dorthin gebracht. Plötzlich aber sei er „verwirrt“ gewesen, habe das Steuer seines Wagens verrissen und sei so von der geländerlosen Brücke abgekommen. Wodurch könnte Edward Kennedy so entscheidend „verwirrt“ worden sein, daß er ganz unvermittelt das Steuerrad verrissen hat? Waren an dem mysteriösen Unfall möglicherweise mehr als nur zwei Personen beteiligt?

Es existieren beispielsweise unterschiedliche Angaben über den Zeitpunkt des Unfalls. Laut Kennedy sei das Auto um 23.15 Uhr ins Wasser gestürzt. Ein Mann will jedoch das Fahrzeug Teds kurz vor der Unfallstelle erst um 0.40 Uhr, also fast eineinhalb Stunden später, gesehen haben. Und noch etwas Bemerkenswertes: In Kennedys Wagen befand sich angeblich noch ein weiterer, also ein dritter Insasse. War dieser „Faktor X“ für das mißglückte Fahrmanöver auf der Brücke verantwortlich? Wäre es denkbar, daß jene Macht im Hintergrund, auf deren Todesliste bereits die Kennedy-Brüder John und Robert aufscheinen, im Jahr 1969 auch den jüngsten Sproß dieser einflußreichen Familie unschädlich machen wollte? Und als ein Anschlag nur unvollkommen gelang, mit brutaler Erpressung auf ihr Ziel losging?

Edward Kennedy kam damals relativ glimpflich davon. Das richterliche Urteil, zwei Monate bedingt, ist längst getilgt.

Seitdem sind elf Jahre vergangen, und der ehrgeizige Senator strebt neuerlich nach dem Präsidentenamt. Er hat offenbar die Juli-Tragödie aus seinem Gedächtnis verdrängt. Wie schon seine Brüder fordert auch er das Schicksal heraus. Aber die anonyme Macht vergißt keinen, den sie einmal ins Auge gefaßt hat.

Die erste Warnung hat Ted bereits erhalten. Am Abend des 28. November 1979 versuchte eine 38jährige Frau aus Boston, Suzanne Osgood, den mit Jimmy Carter um die Präsidentschaftskandidatur ringenden Kennedy in seinem Büro zu erstechen. Mit einem zwölf Zentimeter langen Jagdmesser. Kennedys Leibwächter vom Geheimdienst hinderten sie daran. Später beeilte man sich, die Attentäterin als schizophren zu erklären. Dennoch blieb offen, über welche Wege und Beziehungen es der Frau gelungen war, unbemerkt bis in das Vorzimmer des Kennedy-Hauptquartiers vorzudringen.

Es scheint so, als stünde auch Edward Kennedys Bewerbung unter keinem guten Stern. Ein für die Wahlwerbung und zu Teds Rehabilitierung geplanter Film über die Kopechne-Tragödie von Chappaquiddick erwies sich als Bumerang. Beide Hauptdarsteller, die Kennedy sowie seine auf mysteriöse Weise ums Leben gekommene Sekretärin Mary Jo Kopechne spielen sollten, sagten im letzten Augenblick ab und legten ihre Rollen zurück. Sie weigerten sich standhaft, an diesem ihrer Meinung nach „fragwürdigen Projekt“ mitzuwirken.

Vier Millionen Dollar, die Ted in seine Kampagne zum Gewinn der ersten Vorwahl gesteckt hatte, verpufften wirkungslos: Kennedys großer Konkurrent, Jimmy Carter, gewann ganz überlegen. Doch Ted Kennedy war nicht bereit, aufzugeben. Warnungen schlug er in

den Wind. So wurde der Präsidentschaftsanwärter zur Zielscheibe einer gefährlichen, rätselhaften Organisation. Ihr sind Kennedys Ambitionen ganz offensichtlich ein Dorn im Auge. Ted wäre gut beraten, sich vorzusehen. Schon hat sich Amerikas sibyllische Seherin, Jeane Dixon, wieder zu Wort gemeldet. Und was sie sagt, ließ im Hause Kennedy die Alarmglocke schrillen.

„Alpträume quälen mich. Und ich sehe immer nur dasselbe Bild: Ted Kennedy liegt tot auf dem Boden. In einer enormen Blutlache . . .“

Schon zweimal hat Jeane Dixon das verhängnisvolle Schicksal von Teds Brüdern John und Robert richtig vorausgeahnt. Ihren Tod prophezeit. Vergeblich hatte sie die beiden Kennedys zu warnen versucht. Besteht Gefahr, daß sich Jeane Dixons Alpträume neuerlich erfüllen?

Noch hat Edward Kennedy sein Leben in der Hand. Fragt sich nur: wie lange noch?

## VII.

### ATTENTAT AUF JIMMY CARTER

Einem tödlichen Verhängnis entronnen — Ein Mann namens Raymond Lee Oswald — Er nannte sich „Julio“ — Am Abend des 5. Mai . . . — Verräterische Bewegung — Wer waren die drei Unbekannten? — Oswald stand unter Drogeneinfluß — Wer trachtet Carter nach dem Leben?

Am 5. Mai 1979 entging Amerikas 55jähriger Präsident James Earl „Jimmy“ Carter nur durch großes Glück einem tödlichen Verhängnis.

Präzise war der Plan für seine Ermordung ausgeheckt worden, und ähnlich wie bei den gelungenen Anschlägen auf die Kennedy-Brüder John und Robert vor siebzehn beziehungsweise elf Jahren sollte auch Carter inmitten einer riesigen Menschenmenge sterben. Die Attentäter hatten an alles gedacht. Alles war vorbereitet, um dem amerikanischen Bundeskriminalamt FBI sofort nach vollbrachter Tat einen „Mörder“ präsentieren zu können. Gegen ihn würden dann die Indizien sprechen. Wie schon bei Lee Harvey Oswald oder bei dem Araber Sirhan B. Sirhan. Auch der Ort für den Mordanschlag auf Jimmy Carter wurde mit Vorbedacht ausgewählt, denn in Los Angeles hatte sich auch das Schicksal des Justizministers Robert Kennedy erfüllt: Am 5. Juni 1968 durchsiebten ihn mehrere Pistolenkugeln, bereiteten seinem Leben ein frühzeitiges Ende.

Seltsamerweise war es wieder ein Fünfter — diesmal allerdings der Monat Mai — an dem ein amerikanischer Präsident getötet werden sollte. Los Angeles feierte an diesem Samstag den mexikanischen Unabhängigkeitstag, und das mit einem fulminanten Fest, zu dem viel Volk geströmt war. Auch Jimmy Carter hatte sein Kommen zugesagt. Sein Vorhaben alarmierte die Gegner im dunkeln.

Am Vorabend dieses Ereignisses schlenderte der 35jährige Raymond Lee Harvey durch die Straßen der Stadt. Er war gut gelaunt und daher arglos, als er unvermutet von einem dunkelhäutigen Mann angesprochen wurde, der sich „Julio“ nannte. Dieser „Julio“ gab vor, Mexikaner zu sein. Er animierte Raymond Lee Harvey dazu, ihn zur nächsten Bar zu begleiten. Auf einen Drink. Harvey stimmte freudig zu. Daß sich in dieser Bar, rein zufällig, zwei „Freunde“ des angeblichen Mexikaners hinzugesellten, kam damals dem Amerikaner keineswegs verdächtig vor. Was die drei noch jüngeren Männer die meiste Zeit miteinander sprachen, verstand er allerdings nicht. Harvey war des Spanischen nicht mächtig.

Die Stimmung an der Theke war gelöst, man prostete sich zu, und die Drinks nahmen kein Ende. Irgendwann ließ sich Raymond Lee Harvey von seinen drei Begleitern dazu überreden, in ihr Hotelzimmer mitzukommen. Wo das lag, bekam er nicht mehr mit. Die alkoholischen Nebel hatten sich schon längst wie ein Vorhang des Vergessens auf ihn niedergesenkt.

Als Jimmy Carter am Abend des 5. Mai die Rednertribüne betrat, brandete stürmischer Beifall auf. Der Präsident fletschte wieder einmal die Zähne zu seinem berühmten Lächeln. Es wäre ihm wahrscheinlich ver-

gangen, hätte er geahnt, was sich zu diesem Zeitpunkt gegen ihn zusammenbraute.

Wahrscheinlich war es eine verräterische Bewegung der Hände, die mehrere FBI-Agenten, fast wie auf Kommando, auf einen Mann losstürzen ließ, der nur fünfzehn Meter von der Rednertribüne entfernt wie gebannt auf den Präsidenten starrte. Sein Blick war trüb, seine Bewegungen irgendwie mechanisch. Raymond Lee Harvey kam nicht mehr dazu, seine Pistole zu ziehen. Im nächsten Augenblick hatten ihn die FBI-Leute eingekreist, die Waffe wurde ihm aus der Hosentasche gerissen, dann eskortierten ihn die Carter-Leibwächter unauffällig aus der Menschenmenge.

Schon eine erste Kontrolle der Waffe ergab: Damit hätte man niemanden ermorden können. Es handelte sich um eine Startschußpistole. Raymond Lee Harvey hielt seinen Namen bei der Einvernahme nicht geheim. Und er erzählte freimütig seine seltsamen Erlebnisse vom Vorabend. Von den drei Männern, von denen einer sich „Julio“ nannte. Von dem gemeinsamen Barbesuch und schließlich von dem Vierertreffen im Hotelzimmer an einem unbekanntem Ort. Wie einsuggestiert kam es ihm von den Lippen: „Während der Rede des Präsidenten sollte ich auf den Boden schießen, um die Aufmerksamkeit der Sicherheitsbeamten abzulenken. Während dieser Sekunden wollten die drei Mexikaner die allgemeine Verwirrung nutzen und auf Jimmy Carter schießen.“

Eine genaue Untersuchung Harveys durch ein Ärzteteam ergab, daß der Mann offensichtlich unter Alkohol- und Drogeneinfluß stand. Er hatte solcherart ein willenloses Werkzeug in der Hand der drei Attentäter abgegeben. „Ich erhielt die Pistole erst kurz vor dem

Volksfest zugesteckt. Von jenem Mann, der sich ‚Julio‘ nannte“, erinnerte sich Harvey beim Verhör. In seinen Taschen hatten die FBI-Agenten zusätzlich noch siebzig Platzpatronen sichergestellt.

Raymond Lee Harveys Erzählungen wirbelten in den USA einigen Staub auf. Die Schleusen einer Gerüchteflut öffneten sich. Da fällt einmal der Name des verhinderten Komplizen der Attentäter auf. Die Ähnlichkeit mit dem Namen des angeblichen Kennedy-Mörders Lee Harvey Oswald sticht ins Auge. Hatte sich der Festgenommene die Geschichte von den drei Unbekannten bloß aus den Fingern gesogen? Gehörte er in Wahrheit der gleichen geheimnisvollen Organisation an, die auch das Leben John F. Kennedys und seines Bruders Robert auf dem Gewissen hat?

Raymond Lee Harvey schweigt dazu. Ob aus Berechnung oder Nichtwissen, darüber rätselt das FBI immer noch. Man zerbricht sich vor allem über die Identität der eigentlichen Attentäter den Kopf, die das Mordkomplott ausgeheckt hatten. Jene drei Männer, die sich als Mexikaner ausgaben und von denen einer „Julio“ geheißen haben soll. Manches spricht dafür, daß die drei weder Mexikaner waren, noch der Name „Julio“ stimmt. Ihre Spur ist unauffindbar, ihre Absicht war jedoch offensichtlich: Wieder sollte ein amerikanischer Präsident ermordet werden. Wem stand er im Weg? Wer trachtet Jimmy Carter nach dem Leben?

Raymond Lee Harvey droht jetzt, sollte das Bundesgericht einen Schuldspruch fällen, lebenslanger Freiheitsentzug. Er wäre damit ein weiteres Opfer in einer Kette gewollter Justizirrtümer, die von unbekannter Seite bewußt herbeigeführt wurden.

Wer aber sind die Drahtzieher, die aus dem Dunkel

der Anonymität agieren? Die auf mörderische Weise Weltgeschichte machen?

Niemand scheint sie zu kennen — aber sie existieren ...

## VIII.

### DAS ENDE DES „LÄCHELNDEN PAPSTES“

Eine schreckliche Gewißheit — Starb Albino Luciani tatsächlich an Herzschwäche? — Versucht der Vatikan, die Wahrheit zu vertuschen? — Obduktion des Papstes aus fadenscheinigen Beweggründen verweigert — Der „Fall Sindona“ — Ein Bankier geht bankrott — Mit Papst Paul VI. befreundet — Ein Drittel der Vatikan-Milliarden verspekuliert — Beziehungen zur Unterwelt? — Rechtsanwalt erschossen — Besaß auch Johannes Paul I. Beweisdokumente gegen Sindona? — Vor Prozeßbeginn verschwunden — Von Linksradi- kalen gekidnappt? — Sindona taucht wieder auf — Mysteriöse Schußverletzung — Schutz vor wem?

Freitag, 29. September 1978. Über die italienische Hauptstadt Rom breitete sich ein sonniger Morgen. Es war warm und alles sprach dafür, daß ein harmonischer Herbsttag bevorstand. Doch diese Harmonie wurde jäh gestört.

Glocken läuteten. Ihr Klang schwoll an, vereinigte sich zu einer machtvollen Symphonie. Die Menschen in ihren Wohnungen, auf den Straßen horchten auf. Das Geläute verkündete Unheilvolles. Totengeläute.

Bald wurde es zur schrecklichen Gewißheit. Der Papst war tot. Nur dreiunddreißig Tage nach seiner Wahl zum Oberhirten der katholischen Kirche war Jo-

hannes Paul I. heimgegangen. Pater John Magee, der Privatsekretär des Papstes, hatte den Heiligen Vater aufgesucht, als dieser nicht zur üblichen Zeit, gegen fünf Uhr morgens, aus seinen Gemächern gekommen war. Albino Luciani, so der bürgerliche Name des Papstes, war es nicht vergönnt gewesen, das Wiedererwachen seiner Kirche zu einem Triumph der Christenheit zu steigern. Zu schnell kam das Ende — und die Betroffenheit unter der Geistlichkeit wie unter den Gläubigen schien echt zu sein. Nach dem kargen Vorgänger Paul VI., dessen leidender Zug in seinem Antlitz nicht dazu beitrug, die Formel vom „fröhlichen Christentum“ in aller Welt populär zu machen, war da plötzlich ein Mann aufgetreten, der, obwohl zuvor Patriarch von Venedig, sich doch weit mehr als einfacher Priester fühlte, denn als das Oberhaupt der Christenheit.

Wie ein Aufatmen ging es durch die Reihen der Katholiken, als am Sonntag, dem 26. August 1978, bekannt wurde, daß die 111 in der Sixtinischen Kapelle versammelten Kardinäle sich wieder auf ein neues Oberhaupt ihrer Kirche geeinigt hatten. Um 19.20 Uhr verkündeten sie den Millionen Gläubigen rund um den Erdball über Funk und Fernsehen: „Habemus Papam!“ — „Wir haben einen Papst!“

Um 19.30 Uhr, zehn Minuten danach, zeigte sich der Gewählte selber auf der mittleren Loggia des Petersdomes, um erstmals seinen Segen „Urbi et Orbi“ zu erteilen. Doch das war es nicht, was diesem Mann, Albino Luciani, der sich nunmehr, in Verehrung und Hochachtung für seine Vorgänger Johannes XXIII. und Paul VI., Johannes Paul I. nannte, die Herzen und Sympathien der überraschten Christenheit zufliegen ließ; und die Bewunderung selbst jener, die einer anderen

Glaubensgemeinschaft angehörten. Es war seine offene, gewinnende Art, in der sich der neue Oberhirte der Öffentlichkeit präsentierte, seine Schlichtheit und seine echte Fröhlichkeit, die alle Welt überzeugte. Viele Jahre hatten die Christen diese Herzlichkeit vermißt, diesen zur Schau getragenen Optimismus, aber auch dieses Lächeln in den Zügen des Heiligen Vaters.

Von der ersten Stunde seiner Wahl an war es dieses Lächeln, das Johannes Paul I. populär machte und ihn zusätzlich mit einem Prädikat adelte, das ihn schon zu Lebzeiten unsterblich machen sollte: Der lächelnde Papst.

Als ihn Pater Magee an diesem Freitagmorgen fand, friedlich in seinem Bette liegend, scheinbar schlafend, schien Johannes Paul I. ebenfalls zu lächeln. Die offizielle Mitteilung aus dem Vatikan sprach davon, daß der Heilige Vater sanft, wie seine ganze Persönlichkeit war, gestorben sei. Mitten in der Lektüre eines Buches, lächelnd und mit verklärtem Gesichtsausdruck. Auf seinem Nachttisch jener uralte Wecker, den sich Johannes Paul I. in den Vatikan mitgenommen hatte und der ihn täglich um fünf Uhr morgens aus dem Schlaf zu läuten pflegte. Am Morgen des 29. September schrillte er vergeblich. Denn der Papst war tot. Herzversagen — so lautete die offizielle Darstellung.

Ist aber Johannes Paul I. tatsächlich an der Überanstrengung seines Lebensspenders verschieden? Hat sich alles so abgespielt, wie es uns die vatikanische Hierarchie weiszumachen versucht? Oder gibt es tiefergreifende Hintergründe für den Tod des „lächelnden Papstes“, die uns vorenthalten wurden? Könnte Johannes Paul I. vielleicht heute noch leben? Ist er überhaupt eines natürlichen Todes gestorben?

Das sind provokante, fast ketzerische Fragen, doch

sie stellen sich nicht unbegründet. In der manipulierten Sterbe-geschichte des christlichen Oberhauptes, wie sie zunächst ohne Zweifel an ihrer Authentizität zu wecken, vom vatikanischen Pressedienst in aller Welt verbreitet wurde, entdeckte man recht bald einige, durchaus beabsichtigte, Unkorrektheiten.

Der Papst war keineswegs während der Lektüre eines Buches entschlafen. Dieses Büchlein lag neben dem Wecker auf dem Nachttisch. Und am Vorabend hatte nichts, aber auch schon gar nichts auf eine akut werdende Herzschwäche des Heiligen Vaters hingedeutet. Johannes Paul I. war im Kreis seiner Getreuen wieder von jener ungekünstelten, weil angeborenen Fröhlichkeit gewesen, hatte ein schlichtes Abendbrot eingenommen und war voller Zukunftspläne gewesen: voller Optimismus, seine Kirche aus der jahrelangen Negativphase herausführen zu können. Er besaß ja bereits nach nur wenigen Tagen seines Pontifikats einen Blankoscheck, der ihn, mit gutem Recht, beflügelte: die Liebe der Gläubigen.

Jetzt aber bemächtigten sich der gläubigen Gemeinde innerhalb der Kirche erste Zweifel. Hartnäckige Journalisten recherchierten und zwangen dadurch die vatikanische Obrigkeit, Retuschen zuzugeben. Man hatte das Geschehen rund um den Tod des Papstes bewußt manipuliert, sozusagen „verklärt“. Einmal bei einer Unwahrheit ertappt, kam der Vatikan nicht mehr zur Ruhe. Man wollte Genaueres über die Todesursache wissen. Erst nur ein paar neugierige Zeitungsschreiber, bald aber auch die aufhorchenden Christen. Der Vatikan flüchtete sich in Dementis, versuchte einen Schweigevorhang über die Sterbeszene zu breiten. Das aber machte die Öffentlichkeit nur noch mißtrauischer.

Gab es etwa einen Grund für eine solche Vorsichtsmaßnahme? Versuchte der Vatikan, die Wahrheit zu vertuschen? Der Vatikan schwieg, nicht aber die Presse. Man verlangte klare Antworten auf offene Fragen. Und man forderte eine Obduktion des päpstlichen Leichnams. Durch sie allein wäre feststellbar, las man mit wachsendem Interesse, ob Johannes Paul I. eines natürlichen Herztodes gestorben war, oder ob man andere Hintergründe vermuten müsse.

Im Vatikan verschanzte man sich hinter der Tradition. Es sei zu keiner Zeit üblich gewesen und auch gegen kirchliche Grundsätze, einen toten Papst zu obduzieren. Damit aber waren verschiedene Gerüchte, die sich nunmehr auszubreiten begannen, nicht aus der Welt zu schaffen. Zu lange, über Jahrhunderte hinweg, hatten sich die christlichen Lämmer daran halten müssen, nicht zu fragen, alles zu glauben und immer zu schweigen. Die Zeiten haben sich geändert, die christliche Gemeinde ist „mündig“ geworden. Sie will wissen, alles wissen. Und der mysteriöse Tod ihres Oberhirten ging ihr ans Herz.

Dennoch: Diese Gerüchte hätten sich kaum so hartnäckig halten können, wäre da nicht unvermutet eine Affäre in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses getreten, die nur scheinbar in keiner direkten Beziehung zum plötzlichen Ableben des Heiligen Vaters zu stehen schien. Gemeint ist der „Fall Sindona“. Wahrscheinlich der größte Finanzskandal, von dem das an Skandalen wahrlich nicht arme Italien jemals erschüttert worden ist. Die Wellen dieser dadurch ausgelösten „Geldbewegung“ erreichten sogar die Vereinigten Staaten, und dort sollte sich auch am 10. September 1979 jener Mann vor Gericht verantworten, der mit Milliarden

hasardierte hatte und schließlich bankrott gegangen war; Milliarden Dollar natürlich.

Aber an jenem 10. September schien der Exbankier Michele Sindona, der sich bis zu diesem Termin durch Hinterlegung einer Kautions in der Höhe von drei Millionen Dollar auf freiem Fuß befunden hatte, wie vom Erdboden verschwunden. Niemand kannte seinen Aufenthaltsort, die Gerichtsverhandlung mußte vertagt werden.

Michele Sindona hatte es geschickt verstanden, enge Beziehungen zu den Mächtigen und finanziell Wohlbestallten dieser Welt anzuknüpfen. Er trat mit Millionen-Dollar-Spenden auf, von denen abwechselnd der amerikanische Expräsident Richard Nixon sowie die italienischen Christdemokraten in ihren Wahlkämpfen profitierten. Der ehemalige italienische Ministerpräsident Andreotti nannte Sindona einmal überschwänglich „Retter der Lira“, und schließlich zog sogar Papst Paul VI. den einflußreichen Bankier ins Vertrauen, um ihm sodann Vatikanvermögen in Milliardenhöhe für Börsenspekulationen freizugeben. Paul VI. hielt offenbar viel von dem 59jährigen Sizilianer, aber sein Vertrauen wurde ebenso mißbraucht wie jenes der amerikanischen „Franklin National Bank“ von Long Island. Ungesetzlicherweise hatte sich der sizilianische Bankrotteur über dieses Geldinstitut 225 Millionen Dollar angeeignet. Dies geschah 1974. Kurz darauf ging die Bank, die damals zu den zwanzig größten in den USA zählte, pleite. Es war dies der größte Bankrott eines Geldinstitutes in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Er gehörte mit zu jenen 99 Anklagepunkten, die Michele Sindona an jenem 10. September 1979 vorgeworfen worden wären. Doch der Multimillionär glänzte

an diesem, für ihn sicher schicksalsreich gewordenen, Tag durch Abwesenheit.

Was die Behörden in den USA und in Italien besonders gegen den Exbankier einnahm, waren seine Verbindungen zu Kreisen, hinter denen man die Mafia beziehungsweise die Cosa Nostra vermutete. Schon seit 1975 sammelten amerikanische Richter und Staatsanwälte belastendes Material gegen Sindona. Einer, der in dieses offenbar Einblick hatte, war der Ausgleichsverwalter der mailändischen „Banca Privata Italiana“, Rechtsanwalt Giorgio Ambrosoli. Dieses Institut, ehemals Besitztum Sindonas, war dank der Machenschaften des sizilianischen Bankrotteurs gleichfalls pleite gegangen. Als sich Giorgio Ambrosoli anschickte, seine den Exbankier belastenden Unterlagen der Staatsanwaltschaft auszuhändigen, kam das „dicke Ende“: Er wurde zu mitternächtlicher Stunde in bester Mafia-Tradition vor seinem Haus in Mailand erschossen. Ein unliebsamer Zeuge gegen Sindona war damit ausgeschaltet, belastendes Material beiseitegeschafft worden.

Nach dem Auffliegen von Sindonas kriminellen Transaktionen mit Millionen, ja Milliarden Dollars regte sich in Italiens Wirtschafts- und Finanzwelt das schlechte Gewissen. Nunmehr war auch den Politikern klar geworden, mit wem sie sich da eingelassen hatten. Als potentester Makler hatte Sindona jahrelang die Mailänder Börse nach seiner Pfeife tanzen lassen, sich sowohl bei den Christdemokraten Italiens als auch bei Amerikas Expräsidenten Nixon beliebt gemacht und Millionen spendiert. Er ließ das Hilton-Hotel in Rom erbauen sowie das inzwischen berüchtigt gewordene Watergate-Gebäude in Washington.

Seinen finanziell einträglichsten Coup startete der

Bankrotteur allerdings mit dem Vatikan. Im Jahr 1969 unterbreitete Michele Sindona anlässlich einer Audienz bei Papst Paul VI. dem katholischen Oberhirten das Angebot, die Betreuung vatikanischer Vermögenswerte übernehmen zu wollen, die er, damals noch als italienischer Bankier höchst angesehen, auf den internationalen Markt zu bringen gedachte. Papst Paul VI. nahm diesen Vorschlag des sich äußerst katholisch Gebärdenden freundlich auf und gab seinen Segen. Zu spät erkannte man im Vatikan, was man sich damit angetan hatte. Denn schon bald, nachdem Sindona mit den Kirchengeldern auf der internationalen Währungsbörse zu spekulieren begonnen hatte, kam es zu großen Verlusten. Das Milliardenvermögen des Vatikans schmolz wie Schnee in der Sonne.

Der große Paukenschlag ertönte aber erst, als das italienische Imperium des Michele Sindona unvermittelt zusammenbrach: Plötzlich sahen sich die Vermögensverwalter des Vatikans um riesige Summen „erleichtert“, etwa ein Drittel des Gesamtvermögens der Kirche war auf diese spekulative Weise verlorengegangen. Beträge, die sich, soviel steht fest, in Milliardenhöhe bewegen.

Und hinter all dem Fiasko stand Sindona mit seinen Machenschaften. Für Papst Paul VI. muß das ein schwerer Schlag gewesen sein, vor allem aber brachte ihn diese Affäre in Gewissenskonflikte. Er hatte ehrlichen Herzens einem Manne vertraut, der damals in der Finanzwelt als untadelig galt, und dieser Mann hatte durch unverantwortliche Spekulationen einen Großteil der Kirchengelder veruntreut.

Wahrscheinlich dämmerte später dem Heiligen Vater auch, daß dieser Michele Sindona seine Beziehungen

nicht nur zur geistlichen „Oberwelt“ der Kirche, sondern auch zur kriminellen Unterwelt der Mafia gepflegt hatte. Und möglicherweise ist es den vatikanischen Detektiven später auch gelungen, belastendes Material gegen den skrupellosen Bankrotteur zusammenzutragen. Papst Paul VI., von Krankheit gezeichnet, war selber nicht in der Lage, entsprechende Aktionen zu setzen, die waren zwangsläufig seinem Nachfolger vorbehalten.

Was und wieviel hat Johannes Paul I. an Dokumenten gegen Sindona besessen? Wem hätten diese Unterlagen gefährlich werden können? Der Mafia, Sindona selbst — oder einer Macht, die aus dem Verborgenen heraus operiert? Dunkelmänner, die sich Sindona gekauft oder sich seiner bemächtigt hatten, und die den Exbankier wie eine Marionette nach ihren Plänen tanzen ließen? Dunkelmänner aber auch, die zu verhindern wußten, daß das kirchliche Oberhaupt eventuell Licht in das undurchdringliche Dunkel finanzieller Scheingeschäfte zu bringen vermochte?

Irgend etwas störte jedenfalls die Planung der Drahtzieher. Irgend etwas mußte korrigiert, mußte aus dem Weg geräumt werden, um längst Vollzogenes nicht zu gefährden. Wurde dadurch auch der „lächelnde Papst“ zu einem Stolperstein? Mußte Johannes Paul I. deshalb nach nur dreiunddreißig Tagen seines Pontifikats seinen, unfreiwilligen, Abschied nehmen und sterben? War sein Tod im Plansoll der mysteriösen Drahtzieher ein unabdingbares Muß?

Michele Sindona, der möglicherweise mehr über diese Dinge weiß, und Anfang August plötzlich aus der Öffentlichkeit verschwunden war, ist inzwischen nach mehrwöchiger Absenz wieder aufgetaucht. Angeblich auf dem Weg in seine Privatwohnung in der Fifth Ave-

nue in Manhattan von Linksradi kalen gekidnappt, meldete sich der Gesuchte mit einer halbvernarbten Schußwunde am Bein telefonisch bei seinem Anwalt und wurde anschließend in „Doctors Hospital“, eine private Krankenanstalt, eingeliefert. Sofort nach Bekanntwerden dieser Tatsache stellte man Michele Sindona unter strengste Bewachung, und das FBI, die amerikanische Bundeskriminalpolizei, zog um den Exbankier ein dichtes Geheimhaltungsnetz.

Aber in unserer Welt bleibt heute fast nichts geheim: So sickerte durch, Sindona sei angeblich nicht vor der Gerichtsbarkeit geflohen, sondern entführt worden. Zweieinhalb Monate habe man ihn in einem fensterlosen Raum gefangengehalten. Er sei sogar einem gewissen Psychoterror ausgesetzt gewesen. Die maskierten Kidnapper hätten ihn nach seinen Finanzgeschäften in Italien befragt und ihn schließlich wirtschaftlicher Verbrechen bezichtigt. Sogar körperlicher Bedrohung will Sindona, wie über Familienmitglieder bekannt wurde, mehrfach ausgesetzt gewesen sein. Ständig habe man ihm während seiner Gefangenschaft die Überlegenheit des Kommunismus gepredigt, behauptete er außerdem.

Irgendwann sickerte ferner durch, sei dann Sindona in einem günstigen Augenblick, während sein Bewacher geschlafen habe, geflüchtet, jedoch nicht weit gekommen. Der Maskierte sei frühzeitig aufgewacht, habe ihm nachgeschossen und am Bein verletzt. Die stark blutende Wunde sei von einem der Entführer, der offensichtlich medizinische Kenntnisse besessen habe, behandelt worden. Drei Wochen nach diesem schmerzhaften Vorfall, so die Version aus dem Munde Sindonas, hätten ihn die Kidnapper völlig überraschend mitten in Manhattan freigelassen.

Die Kriminalpolizei bezweifelt mit Fug und Recht diese offenkundigen Alibiangaben des bankrotten Multimillionärs, und sie dürfte wohl gute Gründe dafür besitzen, Michele Sindona rund um die Uhr streng zu bewachen. Ahnt man etwa beim FBI, vor wem es den Exbankier zu schützen gilt? Könnte jetzt auch er, ähnlich wie vor ihm der „lächelnde Papst“, für jene dunkle Macht zu einem Sicherheitsrisiko geworden sein?

Man wird es über kurz oder lang erfahren. Anders als beim Tod Johannes Paul I. Über den wahren Zusammenhängen seines jähen Ablebens, über den tatsächlichen Gründen, die die kirchlichen Stellen veranlaßten, die Zustimmung zur Obduktion seines Leichnams zu verweigern, wird sich der vatikanische Vorhang des Schweigens heben.

Weniger aus traditionellen Erwägungen, sondern aus Vorsicht.

## IX.

### DER UFO-STAATSTREICH

Das seltsame Hobby des Sir Eric Gairy — UFO-Konferenz am East River — In Abwesenheit entmachtet — Keine Terroristen oder Kommunisten — UFO-Gespräch mit Jimmy Carter — UFO-Forschung wird jetzt boykottiert

Grenada, die kleine, Muskatnüsse produzierende Insel in der Karibik, befand sich bis vor sechs Jahren in britischem Besitz. Erst 1974 erhielt das 133 Quadratmeilen große Eiland seine Unabhängigkeit. Seit diesem Jahr regierte Sir Eric Gairy die rund 125 000 Inselbewohner als erster Premierminister. Seine diversen Aktivitäten wären weltweit vermutlich unbeachtet geblieben, hätte es Gairy nicht verstanden, durch eine ganz besondere Initiative auf sich aufmerksam zu machen: Ihm lag die offizielle Anerkennung des UFO-Phänomens am Herzen, und dafür schienen ihm die Vereinten Nationen gerade das richtige Forum zu sein.

Dem schwarzhäutigen Regierungschef der Minirepublik Grenada gelang es tatsächlich, UNO-Generalsekretär Kurt Waldheim zu einer Teilnahme an einer Konferenz von UFO-Experten zu gewinnen. Die Zusammenkunft fand in den Räumen des UN-Glaspalastes am East River in New York statt. Prominente UFO-Forscher nahmen daran teil: an ihrer Spitze Professor J. Allen Hynek. Nach dieser Konferenz schien Sir Eric

Gairy seinem angestrebten Ziel sehr nahe zu sein, die UFO-Problematik vor die Vereinten Nationen zu bringen. Er selbst plante noch eine weitere spektakuläre Aktion: 1979 sollte auf Grenada der Zweite Internationale UFO-Kongreß abgehalten werden. Der erste dieser Art hatte 1977 in Acapulco, Mexiko, stattgefunden.

Aber soweit sollte es nicht mehr kommen. Während Sir Gairy wieder einmal in New York weilte, um seinen UFO-Aktivitäten nachzugehen, vollzog sich auf seiner Insel ein nicht ganz unblutiger Staatsstreich. Am Dienstag, dem 13. März 1979, in den frühen Morgenstunden, erstürmten Rebellen unter Führung des linksgerichteten, in Großbritannien ausgebildeten Rechtsanwaltes Maurice Bishop die wichtigsten Militärlasernen in True Blue und nahmen alle Kabinettsmitglieder Gairys, bis auf zwei, in ihren Betten gefangen. Beim Versuch, den Umstürzern Widerstand zu leisten, wurde ein Polizist erschossen. Der neue Regierungschef bezeichnete sich in einer ersten Stellungnahme als Leiter der „New Jewel Movement“, wörtlich übersetzt: „Neue-Juwelen-Bewegung“, was immer das auch bedeuten mag.

Es war der erste Staatsstreich in der Geschichte der englischsprechenden Karibik, und er beunruhigte die Führer der naheliegenden Inseln. „Wir sind gegenüber solchen Ereignissen verwundbar“, erklärte ein offizieller Sprecher der Inselrepublik Antigua, 275 Meilen nördlich von Grenada. Aber dieser Umsturz basierte offenbar nicht auf einer allgemein grassierenden Unzufriedenheit unter der Bevölkerung. Hier waren eindeutig andere Interessen im Spiel.

„Die meisten der 125 000 Einwohner von Grenada nahmen das Ganze gelassen hin und ignorierten die Aufrufe der Rebellen über den staatseigenen Sender:

„Erhebt euch, und schließt euch uns an.“ In der Hauptstadt von St. George's ignorierten die Menschengruppen einfach die bewaffneten Rebellenpatrouillen, um sich die Radioreportage eines Kricketspiels zwischen den West-Indies und Australien anzuhören. Das Spiel dauerte länger als der Staatsstreich. Am herrlichen Grand-Anse-Strand schwitzten sich die Touristen verschlafen durch die Revolution . . .“

Diesen ironischen Kommentar veröffentlichte das bekannte US-Magazin „Newsweek“ am 26. März 1979. Aus ihm wird deutlich, wie gleichgültig der oppositionelle Staatsstreich die Bevölkerung von Grenada gelassen hatte. „Leben und leben lassen“, das scheint die Maxime auf dieser Insel zu sein, die zu einem wahren Paradies für Urlauber geworden ist. „Reg dich nicht auf, Mann“, lautet dort die örtliche Philosophie.

Welche Motive könnten hinter der Entmachtung des bisherigen Regierungschefs von Grenada stecken? Wer Weltanschauliches-Politisches vermutet, irrt. Maurice Bishops New Jewel Movement ist keineswegs eine Ansammlung von „Terroristen“ und „Kommunisten“, wie sie in einer ersten Stellungnahme der abgesetzte Sir Eric Gairy bezeichnete. Noch einmal „Newsweek“:

„. . . scheint nur eine lockere und nebelhafte linke Koalition von Anti-Gairy-Kräften zu sein. Viele ihrer Mitglieder, so sagte ein offizieller US-Analytiker, kennen nicht einmal den Unterschied zwischen Marxismus und Maraschinolikör . . .“

Ob der Rechtsanwalt Bishop tatsächlich, wie manche vermuten, „ein weltfremder Intellektueller“ ist, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden. In Wahrheit scheint es sich bei dem 35jährigen Revolutionär um das Aushängeschild einer Machtgruppe zu handeln, die ein an-

deres Ziel verfolgte: die Ausschaltung der UFO-Aktivitäten Sir Eric Gairys.

Immerhin war es dem abgesetzten Inselführer bereits gelungen, UNO-Generalsekretär Waldheim dazu zu bewegen, eine 3-Mann-Expertengruppe zum Studium der Unbekannten Flugobjekte zu ernennen. Und 1978 hatte Gairy bei einem Besuch im Weißen Haus US-Präsident Jimmy Carter ebenfalls für das UFO-Thema interessiert. Heiter bemerkte damals Carter zu seinem Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski, als er seinen Besuch verabschiedet hatte: „Sie haben soeben das einzige Treffen zwischen zwei Staatsführern gesehen, die ein UFO beobachtet haben . . .“

Der Expremier von Grenada wußte zu genau, wie sehr dieses Thema den amerikanischen Präsidenten faszinierte. Er wußte auch, was Carter seinerzeit, während seines Wahlkampfduells mit Vorgänger Gerald Ford, großspurig versprochen hatte: Er würde, sollte er Präsident der Vereinigten Staaten werden, sämtliche US-Archive mit geheimgehaltenem UFO-Material öffnen lassen.

Jimmy Carter wurde Präsident, aber um sein Versprechen ist es verdächtig still geworden. Auch Sir Eric Gairy war längst klar geworden, daß man hier dem Präsidenten einen energischen Riegel vorgeschoben hatte. Alle seine Vorschläge, die UFO-Forschung durch offizielle Bejahung hoffähig zu machen, wurden vom US-Außenministerium glatt verworfen. Und am 30. November 1977 machte dann die internationale Nachrichtenagentur „Associated Press“ den offiziellen amerikanischen Standpunkt zum UFO-Thema weltweit publik: „Washington wird die Schaffung einer UN-Behörde, die UFOs studieren soll, bekämpfen.“

Als eine Methode, den unbequemen Regierungschef von Grenada zu bekämpfen, bot sich der konsequent und anonym betriebene Rufmord an. Gairy wurde in lancierten Zeitungsartikeln abwechselnd als Despot, Spinner, Alkoholiker, Zechpreller und als größenwahnsinniger Phantast bezeichnet. Das Magazin „Newsweek“ brandmarkte Gairys „unermüdliches Interesse an psychischen Phänomenen und extraterrestrischen Leben“ und ätzte, der Expremier habe „regelmäßig die Vereinten Nationen belästigt“, um dort „eine Organisation zum Studium der Unidentifizierten Fliegenden Objekte ins Leben zu rufen“.

Deutlich wird erkennbar: Es existiert, nicht nur in den USA, ein mächtiger Apparat, der konsequent ein Ziel anstrebt: die Unterdrückung der ernsthaften UFO-Forschung.

Man operiert ausschließlich aus der Anonymität heraus, doch die Verbindungen der geheimen Organisation reichen bis in die höchsten Regierungskreise. Man scheut sich nicht, die CIA oder das FBI für eigene Vorhaben zu mißbrauchen, und man schreckt vor nichts zurück, auch nicht vor Staatsstreichen oder Mordanschlägen.

Niemand kennt den eigentlichen Auftraggeber dieser Untergrundorganisation, aber viele wurden bereits mit ihren geheimnisvollen Agenten konfrontiert: den unheimlichen „Herren in Schwarz“.

Daß sie auch beim Staatsstreich von Grenada und der Ausschaltung von Sir Eric Gairy ihre Hände im Spiel hatten, läßt sich kaum noch bezweifeln.

Die Fakten sprechen für sich . . .

## X.

### UFOs — STRENG GEHEIM!

Ein Flugkapitän berichtet — Feuriger Körper überholte AUA-Maschine — Ein anonymes Anrufer — Erste Warnung — Unheimlicher Besuch — UFO-Sichtung hat Folgen — „Sie machen sich nur selbst Probleme . . .“ — Zwei Männer in einem schwarzen „Jaguar“ — Das Auto löste sich in Luft auf — Ein Fremder bei Doktor Hopkins — „ . . . Wie wenn ich mit einer Puppe sprechen würde.“ — Eine „unheimliche Begegnung dritter Art“ — Drei Uniformierte klärten auf — UFO „verlor“ Bruchstück in Schweden — Ein „Offizier“ aus Amerika — Besucher hinterließ Kopfschmerzen — Wer war Major Smedley? — Drei Herren in Schwarz — Eine Abteilung für Innere Sicherheit gibt es nicht — Eine böse Überraschung — Beweismaterial herausgelockt — Anonyme Anrufer drohten mit Repressalien — Brandstifter am Werk — Albert K. Benders UFO-Beweise — Psychoterror — Tauziehen um eine Hundeleiche — „Ich habe von euch endgültig genug!“ — „Warum wir da sind, werden Sie nie erfahren . . .“ — Ein seltsamer Hinweis — UFO-Sichtung im Jahr 1921

Flugkapitän Alexander Raab kann man vielleicht manches nachsagen, eines aber gewiß nicht: das er ein unkritischer Phantast ist. Seit dem Jahr 1939 ist er Pilot, und der Österreicher hat in den Jahrzehnten seiner

Flugtätigkeit schon mehr Dinge zwischen Himmel und Erde sehen können als jeder von uns Durchschnittsbürgern. Er ist in seinem Metier ein „alter Hase“, und man kann ihm in puncto Flugerfahrung und Beobachtungsgabe kein X für ein U vormachen. Ein absoluter Realist also. In technischen Belangen ausgebildet, neigt er, durch Erfahrungswerte vorsichtig geworden, keineswegs dazu, spontane Meinungen von sich zu geben. Er artikuliert sich vorsichtig und vermeidet alles, was ihm den Makel des Unseriösen eintragen könnte. Das machte den vormaligen Chefpiloten der „Austrian Airlines“ zu einem Gesprächspartner, auf dessen Aussage man tatsächlich bauen konnte.

Es hatte mich einige Telefonanrufe im In- und Ausland gekostet, ehe ich Alexander Raab persönlich an der „Strippe“ hatte. Der Flugkapitän ist nämlich nur über eine Geheimnummer erreichbar, aber die muß man erst einmal kennen. Die „Austrian Airlines“, Raabs damalige Dienststelle, schwiegen eisern, und nur meinem Durchhaltevermögen hatte ich es zu verdanken, schließlich den richtigen Draht zu erkunden: 1977 flog der Österreicher nämlich für die Luxemburger Fluggesellschaft „Lux-Air“. Er war dorthin sozusagen „verliehen“ worden. Und über Raabs Büro in Luxemburg erfuhr ich schließlich die österreichische Geheimnummer des Káp'tns.

Alexander Raab wohnt in der niederösterreichischen Schulstadt Mödling, am Rande von Wien, in einem hübschen, von einem Garten umgebenen Bungalow. Dort empfing er mich an einem Apriltag des Jahres 1977. Und in dem relativ weiträumigen Empfangssalon mit Bar und Bibliothek verbrachte ich die folgenden zwei Stunden in angeregtem Gespräch.

Daß dieses Gespräch überhaupt stattfand, ist einem ungewöhnlichen Erlebnis des österreichischen Chefpiloten zuzuschreiben. Es lag zum Zeitpunkt meines Besuches bei Raab fünf Jahre zurück. Damals hatte es in der Öffentlichkeit einigen Staub aufgewirbelt. Die Medien berichteten darüber, und es gab eigentlich nur einen, dem der ganze Rummel um seine Person denkbar unangenehm war: Raab selbst. Kein Wunder, einem hundertprozentigen Realisten wie dem AUA-Piloten mußte es schon sehr gegen den Strich gehen, als Augenzeuge für ein schlechthin phantastisches Geschehen herhalten zu müssen:

Alexander Raab war mit einem UFO konfrontiert worden.

Das Ereignis spielte sich in den Abendstunden des 18. März 1972 während eines Fluges von Wien nach Frankfurt ab. Raab flog eine DC-9 der „Austrian Airlines“. Es war ungefähr über der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz, in 6000 Meter Höhe, als es geschah: Die Maschine wurde links von einem kegelförmigen Flugobjekt überholt. Der feurige Körper hatte die Form eines Trichters, mit einer nach unten gerichteten Spitze, die ein gleißendes Licht ausstrahlte. Raab sah das UFO gemeinsam mit seinem Kopiloten Otto Herold etwa 20 Minuten lang.

„Wie hat es gewirkt?“

„Es war ein Kegel. Der Fußpunkt war eindeutig zu sehen. Aber der Trichter war bestimmt nicht materiell vorhanden. Es hat ausgesehen wie viele Punkte. Der Fixpunkt und der Kegel waren sehr hell. In dem Moment, als ich den Fixpunkt sah, war er ganz weiß.“

„Wie war die Flugrichtung?“

„Es kam auf unserer linken Seite herunter.“

„Was war Ihr erster Gedanke?“

„Nichts. Ich habe keine Vergleiche angestellt.“

„Kam Ihnen in diesem Moment der Gedanke ‚UFO‘?“

„Nein, auch nicht. Am Anfang dachte ich, es kann ein Meteorit sein, aber der Eintrittswinkel war viel zu steil. Der Winkel betrug zirka 60 Grad. Auch der Trichter war für mich sehr ungewöhnlich. Der Trichter hat keine Konturen gehabt, aber der Punkt ganz klare.“

„Haben Sie sich wirklich keine Gedanken gemacht, was es gewesen sein könnte?“

„Bis zu einem gewissen Punkt kann man nachdenken, aber alles nach diesem Punkt ist Phantasie. Irgend eine Theorie aufstellen, das kann ich nicht, da ich zu realistisch denke.“

„Was haben Sie vom Standpunkt eines Technikers gedacht, der Sie doch sind, ohne gleich an Marsmenschen zu denken?“

„Ich habe keinen Bezug zu dieser Angelegenheit.“

Schon aus diesem kurzen Dialog wird deutlich, wie vorsichtig sich der AUA-Chefpilot zu seinem außergewöhnlichen Erlebnis äußerte. Dabei waren die Begleitumstände während jener zwanzigminütigen UFO-Sichtung gewiß nicht dazu angetan, Gelassenheit vorzutäuschen. Der Lichtkegel war zunächst, wie schon erwähnt, in einem Winkel von 60 Grad zum Erdmittelpunkt geneigt gewesen, ehe er nach weiteren zwei Minuten plötzlich seine Richtung und seinen Neigungswinkel änderte und nunmehr zur Linken der AUA-Maschine, fast parallel, vorüberrauste.

Ehe das unheimliche Ding am fernen Horizont aus dem Blickfeld der beiden DC-9-Piloten Raab und Herold verschwand, tat sich an Bord des Flugzeuges, und

zwar im Cockpit, Ungewöhnliches: Die Kompasser spielten „verrückt“. Sie wichen um sieben Grad ab, und die Warnanlagen leuchteten auf.

„Herr Raab, Sie haben während Ihrer langjährigen Pilotenlaufbahn schon manches am Himmel gesehen. So zum Beispiel Nordlichter, Sonden oder Meteoriten. Haben Sie auch Satelliten beobachten können?“

„Satelliten habe ich bei unseren Atlantikflügen gesehen. Einmal waren es sogar siebzehn oder achtzehn während einer Nacht.“

„War der Lichtkegel, den Sie am 18. März 1972 beobachteten, anders geartet als die Ihnen bekannten Satelliten?“

„Ja, völlig anders. Das Ding war aus meiner Sicht heraus viel größer. Es war links neben dem Flugzeug. Meiner Meinung nach hatte es mit Satelliten oder dem Rest einer Raketenstufe nichts zu tun.“

„Sie selbst haben damals die Sichtung nach Ihrer Rückkehr nach Schwechat ordnungsgemäß der vorgesetzten Dienststelle bei der AUA gemeldet?“

„Ja. Ich habe eine normale, routinemäßige Meldung gemacht. Übrigens waren mein Kopilot und ich nicht die einzigen Beobachter gewesen. Dieses Objekt war zur selben Zeit auch von Besatzungsmitgliedern einer Cessna- sowie einer Lufthansa-Maschine gesichtet worden.“

Über irgendeinen undichten Kanal hatten auch einige österreichische Journalisten von der eigentümlichen Beobachtung erfahren. Als Alexander Raab spät abends am 18. März aus Frankfurt zurückkehrte, warteten auf ihn bereits Reporter, die mehr wissen wollten. Raab war darüber nicht sehr erbaut, aber er berichtete wahrheitsgetreu. Und am nächsten Morgen gab es rie-

sige Schlagzeilen in den Zeitungen. Das Fernsehen brachte eine Sondermeldung, und kurz danach lud man Raab sogar zu einer UFO-TV-Diskussion.

Mein Besuch bei dem österreichischen Flugkapitän hatte ursprünglich allein seinem ungewöhnlichen Erlebnis im März 1972 gegolten. Ich wollte diesen Bericht aus „erster Hand“ und ich hatte mich deshalb auch mit einem Cassetten-Recorder ausgerüstet, um über mein Gespräch mit Alexander Raab authentisch berichten zu können. Mein Gastgeber in Mödling hatte nichts dagegen.

Aber da war noch etwas. Und es traf mich völlig unvorbereitet. Einige Zeit nach seiner UFO-Sichtung über Linz läutete bei Flugkapitän Raab das Telefon.

„Wissen Sie noch ungefähr die Tageszeit?“

„Ich glaube, es war an einem Nachmittag.“

„Wie hat sich der Anrufer überhaupt vorgestellt?“

„Er hat nur gesagt: ‚We are investigating your case!‘ (Wir untersuchen Ihren Fall! Anm. d. Verf.) Und er hat mich mit dem Nachnamen angesprochen.“

„Was hat er gesagt?“

„Er sagte, daß sich seine Leute mit dieser Angelegenheit befassen. In der Folge fragte ich den Anrufer, was er überhaupt wolle. Er antwortete: ‚Es wäre weder in Ihrem noch in unserem Interesse, über diese Angelegenheit weiter zu reden.‘ Der Anrufer sprach mit deutlich amerikanischem Akzent.“

„Welchen Grund sollte ein Amerikaner haben, Ihnen nahezulegen, nichts mehr über Ihre UFO-Sichtung zu reden?“

„Ich kann es mir nicht vorstellen.“

„Hat der Unbekannte den Namen NASA (die amerikanische Weltraumbehörde. Anm. d. Verf.) erwähnt?“

„Nein, auch nicht. Er sagte, er sei von einer Stelle, die solche Fälle untersuche. Soweit ich mich erinnern kann, war das vier Tage nach meiner Linzer Beobachtung.“

„Woher hatte der Anrufer Ihre Telefongehimmnummer?“

„Ich weiß es wirklich nicht. Meine Nummer erhalten Sie weder von der AUA-Pressestelle noch von der Zentrale.“

Diese Aussage kann ich nur bestätigen. Was jenen Anruf so besonders mysteriös erscheinen läßt, ist vor allem der Umstand, daß im Mai 1972 noch keine Möglichkeit bestand, die Geheimnummer Raabs, wie es mir 1977 glückte, über die Lux-Air zu erfahren. Im Jahr 1972 flog der Pilot noch nicht für die Luxemburger Gesellschaft.

„Der Unbekannte hat also über Sie offenbar alles gewußt, aber Sie haben nichts über ihn erfahren dürfen . . .“

„Ich weiß nicht einmal, ob der Anruf aus Übersee gekommen ist, oder von sonst einem beliebigen Ort.“

„Haben Sie rein instinktiv den Eindruck gehabt, mit einem Spinner zu telefonieren?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Haben Sie versucht, von dem Anrufer Näheres zu erfahren?“

„Ja, aber es war nichts zu machen. Ich habe ihm auch gesagt, daß ich im Auftrag der Austrian Airlines über den Linzer Vorfall nichts mehr reden solle.“

„Haben Sie Ihre AUA-Dienststelle über dieses seltsame Gespräch informiert?“

„Nein. Ich habe der AUA nichts von diesem Telefonat erzählt.“

„Glauben Sie, daß der anonyme Anrufer nach diesem Gespräch beruhigt war?“

„Das kann ich nicht beurteilen. Ich sagte ihm jedenfalls, daß für mich der Fall abgeschlossen sei: ‚Sie brauchen keine Angst zu haben, daß ich darüber weiter reden werde.‘ Ich habe mich in der Folge auch tatsächlich nicht mehr dafür interessiert. Alle Briefe, die ich zu diesem Vorfall aus aller Welt, sogar aus Japan, bekommen habe, habe ich weggeworfen. Und ehrlich: Ich hätte den Fall fast vergessen, wenn Sie mich nicht angerufen hätten . . .“

Wer war nun der Anrufer, der partout anonym bleiben wollte? Wem war das Verschweigen der UFO-Beobachtung durch einen erfahrenen und sachlich urteilenden Flugkapitän so wichtig, daß er sich sogar zu der Drohung verstieg: „Es wäre weder in Ihrem noch in unserem Interesse, über diese Angelegenheit weiter zu reden . . .“?

Raabs unerwünschter Telefonpartner war auch auf Drängen nicht bereit gewesen, seinen Namen oder seine Dienststelle zu verraten. Gehörte er zu einer Organisation, die vorzugsweise aus der Anonymität agiert und deren Einfluß weltweit zum Tragen kommt? Gehörte der Unbekannte zu den „Herren in Schwarz“?

Ähnliche Beispiele wie die unangenehme Bekanntschaft des österreichischen Chefpiloten Raab mit der Geisterstimme am Telefon gibt es mehrere. Sie sind so etwas wie eine erste Warnung. Gefährlicher wird es allerdings, wenn die Warner selbst auf der Bildfläche erscheinen. Wenn UFO-Beobachter mit ihnen ungewollt konfrontiert werden.

Tom Wills, ein 29jähriger Angestellter, hatte ein solches Erlebnis; indirekt. Denn der Amerikaner war an

jenem Vormittag außer Haus, als die Türklingel schrillte. Frau Wills öffnete. Vor ihr standen zwei Männer, deren Aussehen sie verängstigte. Trotz eines warmen Herbsttages trugen die beiden Unbekannten schwarze Mäntel. Der Teint ihrer Gesichtshaut war blaß, fahl, fast gräulich, und Frau Wills dachte sofort an Ausländer. Was die Hausfrau besonders irritierte, war der Buckel, der sich unter den dunklen Mänteln der Fremden deutlich wölbte. War es wirklich ein Buckel oder nur etwas, was ihm ähnelte? Frau Wills konnte diese Frage beim besten Willen nicht beantworten. Über die UFO-Beobachtung ihres Mannes wußte sie Bescheid.

Als sich die beiden schwarz Gekleideten einfach nicht abwimmeln ließen und zudem noch wissen wollten, ob Mister Wills irgend etwas Ungewöhnliches gesehen habe, entschloß sich die Frau, das Erlebnis ihres Mannes preiszugeben. Die Besucher reagierten daraufhin keineswegs unfreundlich, jedoch ermahnte einer von ihnen Mrs. Wills, nur ja keine falschen Schlüsse aus dem zu ziehen, was ihr Mann da gesehen habe. Dies gelte auch für Mister Wills. Was der Frau an ihren Besuchern auffiel und sie befremdete, waren die hörbaren Schwierigkeiten der beiden Männer beim Sprechen, so, als ob sie der englischen Sprache nicht ganz mächtig wären. Bevor die Fremden sich empfahlen, trichterten sie Mrs. Wills noch ein, „vorsichtig“ zu sein und dieses „wichtige Thema“ für sich zu behalten.

Vermutlich hätte dies Frau Wills auch getan, wäre nicht einige Tage nach diesem Vorfall in ihrer Wohnung die elektrische Beleuchtung und das Fernsehen ausgefallen. Erst jetzt erzählte sie ihrem Mann von ihrem seltsamen Erlebnis. In der Folge brachten sich

die „Herren in Schwarz“ beim Hausherrn mehrmals in Erinnerung: Zunächst wurde das Ehepaar von einem dunkel gekleideten Mann besucht, der Mister Wills nachdrücklich ermahnte, vorsichtig zu sein. Und wie zur Bekräftigung dieser Warnung, fiel im Haushalt der Familie Wills dann noch mehrmals ganz plötzlich der Strom aus. Diese „Zwischenfälle“, die absichtlich provoziert schienen, dauerten bis 1974. Erst jetzt gaben sich die rätselhaften Unbekannten mit dem Erreichten zufrieden.

Kritisch für den Betroffenen wurde es jedoch in einem anderen Fall. Zunächst aber zur Vorgeschichte:

Am 3. Mai 1975 flog der Mexikaner Carlos de los Santos Montiel in seiner „Piper Pa-24“ nach Mexico City. Plötzlich begann sich die Maschine aus unbekanntem Grund zu schütteln. Als Carlos aus der Pilotenkabine nach rechts schaute, bemerkte er direkt über der Flügelspitze seines Flugzeuges ein dunkelgraues, scheibenförmiges Objekt, ungefähr zehn oder zwölf Meter im Durchmesser. Sein Erstaunen war groß, als er auch zur Linken seiner Maschine ein ähnliches Flugobjekt wahrnahm. Beide UFOs bildeten eine Art Eskorte und begleiteten seinen Flug.

Sein Erstaunen wandelte sich jäh in Entsetzen. Plötzlich tauchte frontal zu seiner Maschine ein weiteres Objekt auf, das nun schnell auf ihn zukam. Carlos de los Santos Montiel riß in seiner Panik die Piper ruckartig hoch. Trotzdem konnte er eine leichte Berührung der Maschine mit dem unbekanntem Flugobjekt nicht völlig verhindern. Das UFO streifte die Unterseite des Flugzeuges. Nun erwachte in Carlos die Jagdleidenschaft. Er versuchte, näher an das Ding heranzukommen. Was danach geschah, ernüchterte den vorwitzigen Piloten

augenblicklich: Unvermittelt fielen sämtliche elektronischen Bordgeräte aus. Nichts schien mehr zu funktionieren, und eigentlich hätte die Piper, steuerungsunfähig, in die Tiefe stürzen müssen. Aber Carlos registrierte mit unglaublicher Verwunderung, daß seine Maschine den Flug unbehindert mit 120 Meilen die Stunde fortsetzte — so, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie froh der Pilot war, als endlich der Kontrollturm des Flughafens von Mexico City in Sicht kam. Als Carlos de los Santos Montiel um Landeerlaubnis ansuchte, waren die drei ihn begleitenden UFOs spurlos verschwunden. Aber die Leute im Kontrollturm nahmen seine Geschichte durchaus ernst: Sie hatten nämlich jene Objekte, so wie sie der Pilot beschrieb, selber auf dem Radarschirm beobachten können. Freimütig erzählte später der Luftfahrtkontrollor Emilio Estanol neugierigen Reportern:

„Die Objekte flogen mit zirka 518 Meilen pro Stunde einen Winkel von 270 Grad in einem Bogen von nur drei Meilen. Normalerweise braucht ein Flugzeug mit dieser Geschwindigkeit einen Bogen von zehn Meilen, um das nachzuahmen. In meinen siebzehn Jahren als Luftfahrtkontrollor habe ich so etwas noch nie gesehen.“

Carlos de los Santos Montiel unterzog sich freiwillig einer medizinischen Untersuchung und wurde danach für völlig gesund erklärt. Irgendwelche physischen oder psychischen Schäden waren an ihm nicht festzustellen. Vielleicht wären solche aufgetreten, hätte der Piper-Pilot vorausgeahnt, was noch alles auf ihn zukommen sollte. Zunächst stand er im Mittelpunkt des Interesses der mexikanischen Presse, die in den folgenden Wo-

chen teilweise sehr ausführlich über die Bedeutung von Carlos' UFO-Sichtung spekulierte. Dem Betroffenen war dies gar nicht recht. De los Santos Montiels Ehrgeiz ging in eine gänzlich andere Richtung: Der 23jährige, eher zurückgezogen lebende Hobbypilot setzte alles daran, sich zu perfektionieren, seine Flugerfahrung auszubauen. Dennoch ließ sich der junge Mann schließlich dazu bewegen, an einer Fernsehdiskussion mit prominenten UFO-Forschern teilzunehmen. Gastgeber war der in Mexico sehr bekannte TV-Moderator Pedro Ferriz. Zu diesem Gespräch sollte es jedoch nicht kommen.

Als sich Carlos bereits auf dem Weg zum Fernsehstudio befand, bemerkte er vor seinem Wagen eine schwarze Limousine vom Typ Galaxie. Sie erinnerte den jungen Piloten an ein Diplomatenfahrzeug, das im übrigen, wie ihm urplötzlich zu Bewußtsein kam, gleichzeitig mit ihm vom Parkplatz weggefahren war. Sein Erstaunen wandelte sich in Beklemmnis, als er nunmehr auch im Rückspiegel seines Wagens eine weitere Galaxie-Limousine wahrte, die der Fahrspur seines Autos unbeirrt zu folgen schien. Auch dieses Fahrzeug war schwarz lackiert und ebenso brandneu wie das vor ihm fahrende.

De los Santos Montiel stieg nun aufs Gas, denn er fühlte sich auf unerklärliche Weise bedroht. Seine Vermutung wurde zur Gewißheit, als sein Fahrzeug an einer verkehrsmäßig geringer frequentierten Straßengasse plötzlich eingekellt und an den Randstein gedrängt wurde. Carlos stoppte, um aus dem Wagen zu springen. Aber das gelang ihm nicht mehr. Aus den dunklen Limousinen sprangen mit einem Mal vier breitschultrige, große Männer, und einer von ihnen drückte seine Hände sofort fest gegen die Tür von Car-

los' Fahrzeug. Im gleichen Augenblick vernahm der Hobbypilot die Stimme des Unbekannten, der ihn in schnellem Spanisch aufforderte: „Passen Sie auf, junger Mann. Wenn Sie Wert auf Ihr Leben und das Ihrer Familie legen, sprechen Sie mit niemandem über Ihre Sichtung!“

Carlos de los Santos Montiel war so verblüfft, daß er keine Worte fand. Er registrierte lediglich den irgendwie „mechanisch“ klingenden Tonfall des Fremden, der ebenso einen schwarzen Anzug trug, wie seine drei Begleiter. Carlos bemerkte aber auch die ungewöhnlich blasse Hautfarbe seiner Bedroher, die er deshalb für Skandinavier hielt.

Offenbar gaben sich die vier mit dieser Einschüchterung zufrieden, denn unmittelbar darauf sprangen sie wieder in ihre Limousinen und tauchten Sekunden später im Verkehrsstrudel unter. Carlos benötigte einige Zeit, um sich von seinem Schrecken zu erholen, dann aber besaß er keine Lust mehr für die vorgesehene Fernsehdiskussion. Er kehrte mit seinem Fahrzeug nach Hause zurück.

Wegen seines Nichterscheinens im TV-Studio an jenem Abend besuchte ihn zwei Tage danach der Fernsehmoderator. Pedro Ferriz wollte natürlich von seinem nicht erschienenen Studiogast den Grund für sein Fernbleiben erfahren. Carlos berichtete zögernd. Es kostete Ferriz einige Überredungskunst, den eingeschüchterten Hobbypiloten zu einem neuerlichen Interview für das Fernsehen zu überreden. De los Santos Montiel war dazu erst bereit, als der TV-Moderator ihn beruhigte und von ähnlichen Erlebnissen anderer UFO-Zeugen berichtete. Er wies darauf hin, daß es niemals irgendwelche Schwierigkeiten gegeben hätte.

Tatsächlich verlief dann das TV-Gespräch zwischen Carlos und Ferriz ohne Zwischenfälle. Es wurde unmittelbarer Anlaß für ein persönliches Treffen zwischen dem 23jährigen Flugzeugnarren und dem „UFO-Papst“ Amerikas schlechthin: Professor Dr. J. Allen Hynek. Pedro Ferriz machte Carlos mit dem UFO-Experten bekannt, als Hynek einen Monat nach dem geschilderten Vorfall zufällig in Mexico City weilte. Auch dieses Zusammentreffen fand unter heißen Jupiterlampen des Fernsehstudios statt, und Hynek war von dem jungen Mann dermaßen beeindruckt, daß er ihn einlud, er möge ihn am nächsten Morgen zum Frühstück besuchen. Dort wollte er mit Carlos weiter über den mysteriösen Fall der schwarz Gekleideten diskutieren. De los Santos Montiel versprach, zu kommen.

Am nächsten Morgen, um etwa sechs Uhr, verließ Carlos seine Wohnung und fuhr mit seinem Wagen direkt zum Mexicana-Airlines-Büro, wo er arbeitete. Hier parkte er sein Auto und machte sich dann zu Fuß auf den Weg zu Hyneks Hotel.

Als er eben die Stufen zum Hauptportal hochschritt, stellte sich ihm plötzlich ein Mann in den Weg, den Carlos zuerst nicht bemerkt hatte. Ein eisiger Schreck durchzuckte ihn: Der Fremde war schwarz adjustiert, hatte bläßliche Gesichtsfarbe, und De los Santos wußte plötzlich, daß er dem Unbekannten bereits begegnet war: vor einem Monat, als man sein Auto mit Gewalt angehalten hatte! Vor ihm stand ein Insasse der dunklen Limousinen.

„Sie sind bereits einmal gewarnt worden, nicht über Ihr Erlebnis zu sprechen“, zischte der Blaßgesichtige und baute sich drohend vor Carlos auf.

„Ich habe doch nur eine Einladung angenommen,

das ist alles“, entgegnete der Überrumpelte zaghaft. „Ich bin Gast von Dr. Hynek, und der möchte gerne wissen, was ich über meine Sichtung zu sagen habe. Er hat mich darum um ein Gespräch unter vier Augen gebeten.“

Die Augen des schwarz Gewandeten waren geradezu hypnotisch auf Carlos gerichtet. Mit einer reflexartigen Bewegung stieß er den jungen Piloten einige Schritte zurück.

„Hören Sie, junger Mann“, sagte der Fremde, „Sie machen sich nur selbst Probleme, und die können für Sie sehr unangenehm werden. Warum haben Sie denn so zeitig Ihr Haus verlassen? Und seit wann arbeiten Sie schon zu so früher Stunde für die Mexican Airlines?“ Er drängte Carlos einen weiteren Schritt die Stufen des Hotelportals hinunter. „Verschwinden Sie schleunigst von hier und kommen Sie nie wieder zurück!“

Diese Warnung nahm sich Carlos de los Santos Montiel zu Herzen. Ohne sich noch einmal umzublicken, kehrte er zum Büro seiner Dienststelle zurück.

An diesem Morgen wartete Professor Hynek vergeblich auf seinen angekündigten Gast.

Carlos wurde nunmehr von den „Herren in Schwarz“ in Ruhe gelassen. In einem Gespräch mit Freunden, zwei Jahre später, erinnerte sich der Pilot an einige Besonderheiten seiner unheimlichen Begegnung:

„Diese vier Männer waren von riesigem Aussehen. Ihr Wuchs war weit größer als bei durchschnittlichen Mexikanern — und was mir gleich zu Beginn aufgefallen ist: alle vier besaßen eine ungewöhnlich blasse Gesichtsfarbe.“

Und noch etwas kam Carlos in den Sinn, als er seine Erinnerung durchforstete: „Besonders seltsam war, daß

keiner der schwarz Gekleideten, während sie mich anstarrten und mit mir sprachen, mit den Augen blinzelte. Ihre Blicke strahlten geradezu hypnotische Wirkung aus.“

Aber nicht nur in den Vereinigten Staaten, auch in Großbritannien kursieren Gerüchte über die „Herren in Schwarz“. Der britische UFO-Forscher James Derek wurde mit ihnen konfrontiert. Es war im Jahr 1971, als die Medien auf der britischen Insel ständig von Augenzeugen berichteten, die „Lichter“ am Himmel gesehen hatten. Auch Derek hatte darüber manches gelesen. Vor allem in den Monaten August und September dieses Jahres waren solche rätselhaften Erscheinungen beobachtet worden. James Derek wäre wahrscheinlich zur Tagesordnung übergegangen, hätte er da nicht einen bestimmten Telefonanruf erhalten. Am Apparat war einer jener Augenzeugen, der ebenfalls ein „Licht“ über das Firmament hatte schwirren sehen.

„Das Seltsame aber war“, erfuhr Derek von seinem Informanten, „daß ich kurz danach einen Anruf, und einige Zeit später einen zweiten, erhielt, wobei sich jedesmal eine andere Männerstimme meldete. Beide Male wurde mir von den Unbekannten versichert, daß sie im Auftrag des Verteidigungsministeriums handelten.“ Der Zeuge wurde darauf aufmerksam gemacht, das von ihm gesichtete „Licht“ am Himmel sei in Wahrheit der russische Satellit „Cosmos 408“ gewesen. Mit Recht wunderte er sich, daß man sich im Verteidigungsministerium der Mühe unterzog, die Beobachter rätselhafter Himmelsobjekte mit Anrufen zu traktieren, nur um sie zu „beruhigen“.

„Dieses Vorgehen ließ mir keine Ruhe“, berichtete Dereks Gewährsmann weiter. „Ich setzte mich unver-

züglich mit der Satelliteninformation in Farnborough in Verbindung und erfuhr auf diese Weise, daß sich der Satellit ‚Cosmos 408‘ zur Zeit meiner Sichtung des seltsamen Lichtes am Firmament keineswegs über meinem Beobachtungsplatz, sondern in Wirklichkeit über Neufundland befunden hatte. ‚Cosmos 408‘ war überhaupt nie über England zu sehen gewesen.“

Die unrichtigen Angaben aus dem Ministerium ärgerten Dereks Informanten. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief. Seine Anfrage, warum man ihn von offizieller Stelle offenbar bewußt falsch informiert habe, wurde in einem späteren ministeriellen Antwortschreiben glatt ignoriert. Die Reaktion aus dem Verteidigungsministerium blieb unverbindlich und ging mit keinem Wort auf die Satellitengeschichte ein.

Wahrscheinlich hätte James Derek die ganze Angelegenheit vergessen, wäre nicht dieser Augenzeuge noch einmal mit ihm in Verbindung getreten. Was er erzählte, machte den UFO-Forscher hellhörig.

„Ich werde seit einigen Nächten durch die Anwesenheit von zwei Männern beunruhigt, die in einem schwarzen Jaguar vor meinem Haus Stellung bezogen haben und mich nicht mehr aus den Augen lassen. Sie führen irgend etwas gegen mich im Schilde . . .“

James Derek versprach seinem Informanten, sich um die Angelegenheit zu kümmern. Er alarmierte die für diesen Rayon zuständige Polizeistation und bat, der Sache nachzugehen. Derek, aber auch die Polizei, vermuteten, hier offenbar einem geplanten Raubüberfall auf die Schliche gekommen zu sein. Ordnungsgemäß wurde ein Streifenwagen mit zwei Polizisten losgeschickt, um das verdächtige Auto vor dem Haus des Augenzeugen unter die Lupe zu nehmen.

Diese Kontrollen fanden am 19. und 20. Oktober 1971 statt. Aber die Fahrzeuginsassen verhielten sich ruhig und unauffällig. Unverrichteter Dinge kehrten die Polizisten wieder zu ihrer Dienststelle zurück. Dennoch — der Verdacht war geweckt, und in der Nacht zum 22. Oktober, um 21.05 Uhr, erhielten die beiden Streifenpolizisten von ihrem Vorgesetzten die Weisung, die Insassen des schwarzen Jaguars über den Grund ihrer Anwesenheit zu befragen. Tatsächlich stand das Fahrzeug immer noch vor dem Haus des geängstigten Augenzeugen. Seine Insassen waren von außen nicht zu erkennen. Sie befanden sich offensichtlich im abgedunkelten Fond ihres Wagens. Arglos traten die Streifenpolizisten an das Fahrzeug heran und wollten eben an das Wagenfenster klopfen, als das Unfaßbare geschah:

Der schwarze Jaguar löste sich buchstäblich in Luft auf, war plötzlich verschwunden, als hätte es ihn niemals gegeben. Die Polizeibeamten glaubten sich von einem Teufelsspek genarrt. So etwas konnte es doch nicht geben. Ein völlig normales Auto war unter ihren Händen buchstäblich „zerronnen“. Ehe die beiden völlig konsternierten Polizisten ihrem Vorgesetzten Bericht erstatteten, unterzogen sie die gesamte Umgebung im Bereich des „Tatortes“ einer peinlich genauen Untersuchung. Vergeblich. Weder der schwarze Jaguar noch dessen unheimliche Besatzung wurden jemals wiedergesehen.

Die „Herren in Schwarz“ zeigen sich nicht immer in gleicher Kleidung und gleicher Anzahl. Manchmal, wie wir später noch erfahren werden, kommen sie auch uniformiert und weisen sich als hohe Offiziere aus. Und nicht immer treten sie in Gruppen auf. Manchmal erfüllen sie auch Einzelaufträge. Wie jener Unbekannte, der

am 11. September 1976, um 20 Uhr, den 58jährigen Arzt Dr. Herbert Hopkins in seinem Haus in Maine aufsuchte.

Der Amerikaner hielt sich an jenem Abend allein zu Hause auf, die übrigen Familienmitglieder waren ausgegangen. Hopkins reagierte arglos, als unvermittelt das Telefon läutete und sich ein Mann als der Präsident einer New Jerseyer UFO-Gruppe vorstellte. Hopkins kannte den Anrufer nicht, aber er war bereit, ihn noch am selben Abend in seiner Wohnung zu empfangen, weil dieser versprochen hatte, über einen besonders interessanten UFO-Fall zu berichten. Er bejahte die Frage, ob er alleine zu Hause sei, und war damit einverstanden, den Anrufer sofort zu empfangen. Dr. Hopkins registrierte mit Verwunderung, daß er den Anrufer gar nicht nach dem Namen gefragt hatte. Jetzt war es dazu zu spät. Er hatte den Hörer bereits aufgelegt. Aber lassen wir ihn das Folgende selbst erzählen:

„Gleich nach dem Gespräch machte ich Licht und ging zur Tür, um zu sehen, wann mein Besucher mit seinem Wagen auf dem Parkplatz erscheinen würde. Gerade als ich die Tür öffnete, sah ich einen Mann, völlig in Schwarz gekleidet, die Stiegen zu meiner Wohnungstür heraufkommen. Vergeblich versuchte ich, irgendwo ein Auto zu erkennen. Hätte der mir Unbekannte jedoch ein Fahrzeug gehabt, wäre er nicht so schnell von der nächstgelegenen Telefonzelle zu mir gelangt.

Merkwürdig war, daß ich auch jetzt nicht nach dem Namen des Fremden fragte, was ich sonst nie verabsäume. Der schwarz Gekleidete stellte sich auch nicht vor, sondern kam einfach in meine Wohnung. Er war ziemlich groß und wog bestimmt an die 140 Pfund. Er trug einen schwarzen Hut, eine schwarze Jacke, eine

schwarze Krawatte, ein weißes Hemd, eine schwarze Hose und schwarze Schuhe. Mein erster Gedanke war: Der sieht aus wie ein Leichenbestatter.

Besonders erstaunt war ich über die völlig neue, untadelige Kleidung meines Besuchers. Sein Anzug hatte nicht einen einzigen Knitter, und er sah darin aus, ja tatsächlich, so ging es mir in diesem Augenblick durch den Kopf, er sah aus — wie eine Kleiderhauspuppe! Arme und Beine des Fremden waren nicht imstande, den Anzug ganz auszufüllen. Die Bügelfalten seiner Hosenbeine waren exakt und glichen einem Rasiermesser. Jedenfalls: Der Anzug wirkte, als wäre er eben erst von der Stange gekommen. Alles an ihm war perfekt.

Mein Besucher fragte mich, ob er sich setzen dürfe, was ich freundlich bejahte. Als er es tat, fiel mir etwas Seltsames auf: Die Bügelfalten seiner Hose verflachten komischerweise nicht an den Knien, wie das sonst üblich ist, sondern blieben steif wie vordem. Als der Mann seinen Hut abnahm, sah ich, daß er völlig haarlos war. Und erst jetzt bemerkte ich außerdem, daß mein Besucher weder Augenbrauen noch Wimpern besaß. Sein Gesicht war von rundlichem Aussehen, ohne irgendwelcher Haaransätze. Er hatte kleine Ohren und eine kleine, gebogene Nase. Auffallend an seinem Gesicht war die kalkweiße Farbe seiner Haut. Darin kontrastierten wiederum die intensiv roten Lippen.

Als mich der Fremde zu einem mir geläufigen UFO-Fall befragte, registrierte ich mit einiger Verwunderung seine monotone und ausdruckslose Sprechweise. Seine Stimme klang eintönig und ließ keinerlei Gefühlsbewegung erraten. So nach und nach prägte ich mir mein Gegenüber ein. So sah ich, daß der Mann Handschuhe trug, die er auch in meinem Wohnzimmer nicht auszu-

ziehen bereit war. Als er sich einmal mit dem behandschuhten Handrücken über den Mund wischte, verschmierte sich die rote Farbe, und ich erkannte: Mein Besucher hatte sich die Lippen mit einem Lippenstift bemalt. Der Mund des Fremden sah aus wie ein einziger gerader Strich. Ich konnte beim besten Willen darin keine Zähne erkennen. Der Kopf meines Besuchers schien geradezu in dem Kragen seines Rockes zu versinken. Er bewegte ihn kein einziges Mal, und es schien mir, als sei er völlig steif und unbeweglich. Das sah merkwürdig aus, wie wenn ich mit einer Puppe sprechen würde.

Mein Gesprächspartner dürfte meine Verwunderung bemerkt haben, denn plötzlich forderte er mich auf, ihm eine von jenen zwei Münzen zu überlassen, die ich in meiner linken Rocktasche aufbewahrte. Ich war maßlos verwundert. Woher wußte mein Besuch von diesen beiden Pennystücken? Ich hatte sie doch keinen Augenblick aus der Tasche genommen? Wortlos hielt ich eine der Münzen in meiner rechten Handfläche. Erwartungsvoll starrte ich auf mein Gegenüber. „Schauen Sie die Münze an und nicht mich“, befahl er, was ich befolgte.

Was nun geschah, nahm mir fast den Atem. Plötzlich bekam das Geldstück einen bläulichen Schimmer und begann dann langsam vor meinen Augen zu verblassen. Plötzlich starrte ich fassungslos auf meinen leeren Handteller. Die Pennymünze war verschwunden. Mir war unheimlich zumute. Mit brüchiger Stimme fragte ich meinen Besucher, ob er mir die Münze wiederbeschaffen könnte? Seine Antwort bescherte mir eine Gänsehaut: „Weder Sie noch ein anderer Bewohner dieses Planeten wird diese Münze jemals wiedersehen.“

Seltsam war danach auch die Frage des Fremden, ob ich wüßte, warum und auf welche Weise Barney Hill gestorben sei. Barney Hill — die Geschichte ist ja allseits bekannt — war seinerzeit mit seiner Gattin Betty in ein UFO entführt und dort genau untersucht worden, ehe man die beiden an einem anderen Ort, weitab vom Entführungsplatz, wieder laufen ließ. Mir war bekannt, daß Barney Hill an einem langwierigen Herzleiden gestorben war, und ich teilte dies meinem Besucher mit. Wiederum erschreckte mich die Antwort des Unbekannten: ‚Barney besaß gar kein Herz. Es verschwand wie Ihre Münze.‘

Und damit kam er zum Kern seiner Aussage, zum eigentlichen Zweck des Besuches: ‚Ich würde Ihnen dringend raten, sämtliches UFO-Material, das Sie besitzen, zu vernichten. Tun Sie es aber nicht, dann sterben Sie wie Barney Hill!‘ Aber das, was nachher kam, irritierte mich noch viel mehr als die drohenden Worte des schwarz Gekleideten. Seine Stimme hatte sich auf merkwürdige Weise verändert, war langsamer geworden, wie wenn man bei einem Tonband den Strom abschaltet. Der Mann erhob sich und sagte: ‚Meine Energie geht zu Ende . . . muß jetzt gehen . . . auf Wiedersehen.‘ Mit vier Schritten war er an der Wohnungstür, öffnete sie und begann, die Treppe hinunterzusteigen. Dabei streckte er immer vorsichtig einen Fuß vor und zog den anderen nach. Dann machte er den nächsten Schritt. Ganz langsam, fast mechanisch wiederholte sich der Gehvorgang. Der Fremde wirkte jetzt sehr labil, geradezu zerbrechlich.

Das letzte, was ich von meinem Besucher zu sehen bekam, war, als er den Gehsteig verließ und die Straße betrat. Dort sah ich einen extrem großen Lichtkegel

und dachte sofort an ein Auto, das hier wohl auf seinen Passagier wartete. Aber gleich darauf war ich neuerlich irritiert: Der Lichtkegel erinnerte so gar nicht an einen Autoscheinwerfer, war viel breiter und strahlte zudem in einem bläulichweißen Farbton. Eilig rannte ich zum Küchenfenster, um genauer zu erkennen, aber die Straße war jetzt völlig leer. Kein Lichtkegel, kein Auto — und auch mein unheimlicher Gast hatte sich anscheinend in Luft aufgelöst.

Ich wollte es jetzt genauer wissen, eilte auf die Straße — aber da war nichts. Um an meinem Haus vorbeizukommen, hätte der Fremde einen bestimmten Weg nehmen müssen. Hinter dem Haus gibt es nämlich nur eine dichte Hecke, und um durch die hindurchzukommen, hätte mein Besucher in seiner zuletzt gezeigten Verfassung länger gebraucht. Ich war jedenfalls aufs äußerste beunruhigt. Ein unbehagliches Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. Erst als ich alle Lichter im Haus eingeschaltet hatte, wurde ich etwas ruhiger. Ein Blick auf die Armbanduhr verriet mir jetzt auch, wie lange mein eigenartiges Rendezvous gedauert hatte: ungefähr zwanzig Minuten.

Als nach etwa eineinhalb Stunden meine Frau mit den Kindern zurückkehrte, berichtete ich von meinem Erlebnis. Gemeinsam untersuchten wir die Straße vor dem Haus nach etwaigen Spuren. Im Schein der Hausbeleuchtung entdeckten wir jetzt tatsächlich in der Straßenmitte eine Menge Abdrücke, die mich an Spuren erinnerten, wie sie durch kleine Traktoren erzeugt werden. Diese Abdrücke waren etwas größer als eineinhalb normale Schritte, und sie waren so ausgeprägt, um von einem gewöhnlichen Auto herrühren zu können. Aber ich gebe zu, daß ich nunmehr Angst hatte. Die Drohung

des schwarzgewandeten Unbekannten klang mir immer noch im Ohr. Ich hatte keine Lust, zu sterben wie Barney Hill, also machte ich mich sofort daran, meine sämtlichen UFO-Unterlagen, die ich in vielen Jahren zusammengetragen hatte, zu vernichten. Ich warf sie wahllos ins Kaminfeuer.

In dieser Nacht schlief ich gut, aber in der folgenden Woche plagten mich wiederholt Alpträume, in denen ich das bleiche Gesicht des Fremden auf mich zukommen sah. Außerdem vernahm ich bei späteren Telefonaten vom Hausapparat aus mehrmals ein Klicken im Hintergrund. Es schien mir so, als würden meine Gespräche abgehört werden. Gott sei Dank hat sich im Lauf der Zeit auch dieses Störgeräusch aufgehört — man läßt mich jetzt offenbar in Ruhe.“

Soweit der seltsame Bericht des Arztes Dr. Herbert Hopkins. Es kann kein Zweifel bestehen, daß auch er die unfreiwillige Bekanntschaft mit einem der „Herren in Schwarz“ gemacht hat.

Aber nicht ausschließlich im „Standardanzug“ treten die rätselhaften Unbekannten in Erscheinung. Auch in Uniform versuchen sie zu beeindrucken. Charles Berlitz weiß in seinem, gemeinsam mit William L. Moore verfaßten, Bestseller „Das Philadelphia-Experiment“ eine interessante und auch bezeichnende Episode zu berichten, zu der es — wie wir noch sehen werden — verschiedene Parallelbeispiele gibt.

Der erst 27 Jahre alte Kanadier Robert Suffern aus Bracebridge, Ontario, wurde am späten Abend des 7. Oktober 1975 von seiner Schwester telefonisch alarmiert. Da beide Wohnungen nur unbeträchtlich voneinander entfernt liegen, machte den jungen Mann die Angabe seiner Schwester stutzig, sie habe bei einer nahen,

auch ihrem Bruder bekannten, Scheune einen eigenartigen Lichtschein wahrgenommen. Er möge doch dort nach dem Rechten sehen.

Robert Suffern ging der Sache sofort nach, konnte jedoch am angegebenen Ort nichts Ungewöhnliches entdecken. Beruhigt kehrte er wieder auf die Straße zurück, bereit, seine Schwester über ihren Irrtum aufzuklären. Er kam nicht weit. Vor ihm versperrte ein dunkles, untertassenartiges Objekt die Durchfahrt zur Straße — ungefähr vier Meter im Durchmesser. Der junge Mann hatte so etwas in seinem Leben noch nicht gesehen, und es ist verständlich, daß er später einem Reporter der Zeitung „Toronto Sun“ wahrheitsgemäß gestand: „Ich hatte Angst. Das Ding befand sich direkt vor mir, ohne Licht und ohne ein Zeichen von Leben.“

Diese „Leblosigkeit“ war nur von kurzer Dauer. Im nächsten Moment hob sich das UFO senkrecht in die Luft und verschwand im Dunkel der Nacht.

Aber damit war für Robert Suffern der Schrecken in der Abendstunde noch nicht ausgestanden. Als der Tischler nunmehr sein Auto bestieg und eben im Begriff war, das Fahrzeug heimwärts zu lenken, lief plötzlich eine seltsam anzuschauende, etwa 1,2 Meter große menschenähnliche Gestalt auf die Straße und direkt in den Scheinwerferkegel seines Wagens. Was dem erschrockenen Lenker sofort auffiel, waren die „sehr breiten Schultern“ des Wesens, die — so Suffern — „nicht in Proportion zum übrigen Körper standen“. Aber das war noch längst nicht alles. Der junge Mann starrte jetzt ungläubig auf die Bekleidung des lebendigen Hindernisses: Schließlich, und das wird wohl jeder Leser bestätigen, ist es nicht alltäglich, abends auf ein Lebewesen zu treffen, das zu einem silbergrauen Anzug auch

noch einen kugelartigen Helm über den Kopf gestülpt trägt.

Suffern hatte gerade noch Zeit, voll auf die Bremse zu treten, um einen Zusammenstoß seines Wagens mit dem Unbekannten zu vermeiden. Offensichtlich beruhte der Schock auf Gegenseitigkeit: Denn auch der Behelmsame nahm Reißaus, sprang behend über einen Gartenzaun und verschwand im angrenzenden Feld. Wer immer dieses Wesen war, und woher es auch gekommen sein mag, schwerfällig war es keineswegs. „Als die Gestalt zum Zaun kam, legte sie eine Hand auf einen Pfosten und setzte völlig mühelos darüber hinweg, so als hätte sie kein Gewicht“, erinnerte sich der überraschte Augenzeuge und machte gegenüber dem Zeitungsreporter aus seiner Bewunderung kein Hehl.

Man möchte meinen, es hätte an diesem Abend bereits genug Aufregung für Suffern gegeben, aber die „unheimliche Begegnung der dritten Art“ war noch längst nicht ausgestanden. Als der junge Mann auf der Heimfahrt zufällig aus dem Wagenfenster blickte, schwebte das untertassenartige Ding dicht vor ihm über die Straße, umflog sodann einen Hochspannungsmast, um danach, zum zweiten Mal, kerzengerade in den Nachthimmel emporzusteigen.

Verwandte, denen Suffern sein Erlebnis sehr plastisch zu schildern wußte, versuchten, ihn von seiner UFO-Story abzubringen. Aber der junge Mann blieb hartnäckig bei seiner Version. „Ich weiß, was ich gesehen habe. Und ich lege nicht den geringsten Wert darauf, dieses Wesen noch einmal wiederzusehen.“ Wäre das alles gewesen, dann könnte man diesen „Untertassenfall“ zu den Akten legen. Aber die Geschichte erlebte noch eine denkwürdige Fortsetzung. Berlitz berichtet:

„Am 15. Juli 1976, also etwa neun Monate nach dem Zwischenfall von Bracebridge, folgte Harry Tokarz, einer der CUFORN-Ermittler (eine spiritistische Forschungsgruppe in Willowdale, Ontario, Kanada. Anm. d. Verf.), zusammen mit einem Filmemacher den Spuren von mehreren UFO-Berichten in ganz Ontario zur eventuellen Verwendung in dem Dokumentarfilm ‚UFO — The Canadian Perspective‘. Da sie ohnehin in der Gegend von Bracebridge waren, entschlossen sie sich zu einem Besuch bei Suffern, um vielleicht noch was Brauchbares über den Vorfall aus dem Jahr 1976 zu erfahren.“

Es dauerte eine Weile und bedurfte der massiven Überredungskunst der beiden UFO-Interessenten, Robert Suffern, der, laut Tokarz, „seine Gedanken gut abwägt“, und seine Frau, „ein hausbackenes Mädchen vom Lande, das mit seinen Ansichten nicht zurückhält“, neuerlich zum Sprechen zu bringen. Das vermeintliche Desinteresse des Ehepaares an einer UFO-Diskussion hatte nämlich seinen besonderen Grund.

Lassen wir noch einmal Harry Tokarz das Wort, dem es schließlich, zusammen mit seinem Begleiter, gelungen war, Mister und Missis Suffern aus ihrer Reserve zu locken. Im Mai 1977 veröffentlichte die CUFORN-Zeitschrift „The Pulse Analyser“, was Tokarz erfahren hatte:

„Am 12. Dezember 1975, als die Sufferns allmählich wieder Ordnung bei sich einkehren sahen, nachdem ihre Farm wochenlang von Andenkenjägern buchstäblich überschwemmt war, wurden mit einem Straßenkreuzer der Provinzpolizei von Ontario drei Männer zu ihrem Haus gebracht. Sie waren in voller Uniform, hatten eindrucksvolle Empfehlungsschreiben und stellten sich als ‚Oberste Dienstgrade‘ der Kanadischen Armee

in Ottawa, der US-Luftwaffe, Pentagon, und des US-Marinegeheimdienstes vor. Suffern, der bis dahin über seine UFO-Begegnung recht beunruhigt gewesen war, behauptet, daß alle seine Fragen von diesen drei hilfreichen Herren ‚rückhaltlos und ohne Zögern‘ beantwortet wurden.“

Das sind sicherlich ganz neue Akzente jener Herren, die sonst vorzugsweise schwarz adjustiert an die Öffentlichkeit zu treten pflegen. Und es kommt noch besser! Laut Suffern hätten die drei Besucher „ihre Karten auf den Tisch gelegt“ und dem jungen Farmer alle Fragen nach dem Woher, Was und Warum seiner unheimlichen Begegnung in jener Oktobernacht beantwortet. Freiwillig! Ja mehr noch: Sie ließen sogar durchblicken, der unliebsame Zwischenfall vom 7. Oktober 1975 wäre „eine Panne“ gewesen, für die sie sich in aller Form zu „entschuldigen“ hätten.

Es läßt sich denken, daß nunmehr der junge Kanadier erst recht neugierig wurde. Seine Frage, ob das seltsame Ding vor seinem Auto ein supergeheimes Militärflugzeug gewesen sei, wurde freimütig verneint. Eine „Fehlfunktion“ habe zur Landung der Untertasse auf Sufferns Grundstück geführt, die Besatzung habe dies nicht verhindern können. Mrs. Suffern, die es ganz genau wissen wollte und ihre drei Besucher auf ihre Kenntnisse hinsichtlich der exakten Landungszeit des UFOs „testete“, wurde von den angeblichen Offizieren die genaue Uhrzeit bis auf die Minute exakt genannt, ein Detail übrigens, das bislang nur dem Ehepaar bekannt war.

„Ferner erfuhren wir“, schreibt Harry Tokarz im „The Pulse Analysator“ weiter, „daß die Militärs von den UFO-Besatzungen immer als ‚Humanoiden‘ sprachen.

Die erste Kontaktaufnahme hatte offenbar im Jahre 1943 stattgefunden, und unsere Armee ist seither über die Bewegungen der fremden Wesen auf unserem Planeten unterrichtet . . .“

Tokarz argwöhnt, daß die unübliche Offenherzigkeit der drei anonymen Besucher auf der Tatsache beruhte, daß es zwischen dem Farmer Suffern und einem physischen, offenkundig „außerirdischen Wesen“, das mit einem einteiligen silbrigen Anzug bekleidet und von gedrungenen Gestalt gewesen war, um ein Haar einen Autozusammenstoß gegeben hätte. Sollte nämlich die Behauptung der drei Militärs auf Wahrheit beruhen, und eine Kontaktaufnahme zwischen Irdischen und Außerirdischen bereits wirklich stattgefunden haben, dann hätte ein solcher Autounfall eines „Humanoiden“ sicherlich schlimme Folgen haben können. Daher, so Tokarz durchaus logisch klingende Vermutung, kam es gegenüber den davon Betroffenen zu einer regelrechten „Flucht nach vorne“.

Für die „Herren in Schwarz“ sicherlich eine Ausnahme, die von ihrem sonstigen Auftreten deutlich abweicht. Ein beredtes Beispiel liefert uns ein Vorkommnis aus dem skandinavischen Bereich. Auch hier mischten sich Militärpersonen unbewiesener Identität in eine reichlich dubiose Angelegenheit, deren Endeffekt dann alles andere denn erfreulich aussah.

Es war im Jahr 1958, nahe von Stockholm, als der heute 68jährige Zimmermann Stig Ekberg und sein nunmehr 51jähriger Berufskollege Harry Sjöberg von ihrem Auto aus ein UFO vor sich auf der Autobahn landen sahen. Das metallisch funkelnde Ding verharnte nur kurz, aber während dieser Zeit setzte der Automotor aus. Als der Diskus wieder am Firmament ver-

schwunden war, der Automotor wieder normal funktionierte, fuhren die beiden noch immer fassungslosen Männer näher an den Landungsplatz heran. Und da sahen sie es: ein Bruchstück, welches das UFO entweder verloren oder absichtlich hier zurückgelassen hatte. Das Bruchstück war ungewöhnlich massiv und bestand, wie die beiden schwedischen Zimmerleute schnell erkannten, aus einem harten, diamantähnlichen Material.

Auf Umwegen erhielt auch ein Ingenieur in der Bundesrepublik, Walter St. (sein voller Name ist dem Verfasser bekannt, ebenso seine Adresse und Telefonnummer), von der Sache Kenntnis. Auf sein Anraten wurde das UFO-Bruchstück in drei Teile zerlegt. Ein Stück gelangte in die Vereinigten Staaten, und zwar zu Professor J. Allen Hynek in das von ihm geleitete UFO-Center. Der zweite Teil kam in einen Banktresor, während das letzte Stück im Besitz der Finder verblieb.

Eines Tages erhielt einer der beiden Zimmerleute überraschenden Besuch: Vor der Tür zu seiner Wohnung stand ein hochrangiger Offizier, dessen Dekorationen ihn eindeutig als amerikanische Militärperson auswiesen. Ohne lange Umschweife machte der Uniformierte dem UFO-Zeugen ein verlockendes Angebot: Er zeigte sich daran interessiert, jenes UFO-Bruchstück zu erwerben, das sich noch immer im Besitz der beiden Zimmerleute befand. Der Preis, so lockte der fremde Besucher, sollte dabei keine Rolle spielen. Dem solcherart Angesprochenen war dabei nicht wohl zumute. Und obwohl er mit der angebotenen Summe — damals war der US-Dollar noch eine attraktive Währung — sicherlich einiges anzufangen gewußt hätte, lehnte er ab. Der Offizier empfahl sich, gab sich aber offenbar mit diesem negativen Bescheid nicht zufrieden.

Als unser UFO-Augenzeuge einige Wochen darauf eines Tages nach Hause kam, fand er die Wohnungstür aufgebrochen vor. Sämtliche Räume waren systematisch durchsucht worden, aber es fehlte nicht ein einziger Wertgegenstand. Man hatte offenbar auch gar nicht danach gesucht. Allerdings: Unser UFO-Zeuge hatte damals nach dem Besuch des ihm fremden US-Offiziers sofort, und wie sich herausstellte, richtig reagiert: Er deponierte das Bruchstück anderwärts. Soweit bekannt, gab es danach keinerlei Versuche mehr, ihm das „kosmische Artefakt“ abspenstig zu machen; auch nicht mit Gewalt.

Keine Frage, daß der unbekannte „Offizier“ nicht im offiziellen Auftrag nach Schweden gereist war. Keine Frage auch, wer sich hinter dieser Dekorationsmaske in Wahrheit verbirgt. Offenbar aber schien den „Herren in Schwarz“ diese Angelegenheit nicht dringlich genug, um sie „um jeden Preis“ zu regeln. Vielleicht verdankt diesem Umstand der „unbotmäßige“ Skandinavier letzten Endes sein Leben — denn nicht immer lief alles so harmlos ab, wenn sich jemand dem Begehren der „Herren in Schwarz“ widersetzte. Wie ein anderer Fall in Jamestown, New York, beweist.

Am Morgen des 14. Juni 1968 empfing Thomas Wedemeyer, Sicherheitschef der „Commission on Aerial Phenomena“ (CAP), unangemeldeten Besuch. Der Mann stellte sich ihm als Major der Luftwaffe Smedley vor. Sein Wissenshunger kannte kein Ende. Major Smedley war, nach eigenen Angaben, nach Jamestown gekommen, um einige Nachforschungen anzustellen. So wollte er Näheres über James Norme, den Direktor von CAP, erfahren, verlangte Auskunft, wer die Organisation leite, und strapazierte den CAP-Si-

cherheitschef mit Fragen nach dem Hergang einer UFO-Landung, die zwei Polizisten beobachtet und darüber einen schriftlichen Bericht verfaßt hatten. Die CAP beabsichtigte, Genaueres zu veröffentlichen.

Thomas Wedemeyer zeigte sich über die Person dieses Major Smedley einigermaßen verwundert. Er war ohne eigenen Wagen aufgekreuzt, besaß auch keinerlei Aktenkoffer, und lediglich die Luftwaffenuniform wies ihn zunächst einmal als Militär aus. Dem Sicherheitschef fiel weiter der eigenartige Akzent auf, mit dem sein ihm unbekannter Besucher sprach. Das Gespräch der beiden Männer dauerte relativ lange, und nachdem der Luftwaffenmajor gegangen war, befielen Wedemeyer unerträglich heftige Kopfschmerzen, und er konnte sich nicht mehr an den Inhalt des Gesprächs erinnern.

Da ihm dieser Mann unheimlich vorkam, ließ er Erkundigungen anstellen. Siehe da: Die CAP-Kontrolle ergab, daß bei der Luftwaffe kein Mann dieses Namens existierte, der zu jener Zeit in Jamestown stationiert war. Ja schlimmer noch: Als sich CAP-Direktor Norme, dem ja das besondere Interesse des Luftwaffenmajors gegolten hatte, bei der Air Force nach der Identität dieses ihm unbekanntem Offiziers erkundigte, stellte sich heraus, daß bei der amerikanischen Luftwaffe überhaupt kein Major Smedley registriert war.

Am 10. August 1968 besuchten Angehörige einer privaten UFO-Forschungsgruppe die „Commission on Aerial Phenomena“, und in diesem Zusammenhang kamen weitere, interessante Hinweise ans Tageslicht. Norme und Wedemeyer erfuhren, daß auch diese private UFO-Organisation im Sommer von einem Luftwaffenoffizier aufgesucht worden war, der sich sehr eingehend nach dem derzeitigen Stand der Forschungen

erkundigt hatte. Auch dieser Offizier war allein, zu Fuß und ohne Aktenkoffer erschienen, und einer der Forscher stand ihm eine Stunde lang Rede und Antwort. Als der unbekannte Besucher gegangen war, stellten sich bei dem UFO-Forscher gesundheitliche Schwierigkeiten ein, die ihn zu einigen Wochen Bettruhe zwangen. Natürlich hatte sich der Forscher nach dem Namen seines Gastes erkundigt, und dieser hatte auch keineswegs gezögert, ihn zu nennen. Die CAP-Leute waren gar nicht überrascht, als sie ihn erfuhren: Er lautete Major Smedley.

Namen sind für die „Herren in Schwarz“ allerdings Schall und Rauch, wenn es darum geht, UFO-Material sicherzustellen.

Am 7. Juni 1968 war es zwei Jugendlichen gelungen, über Pittsburgh ein UFO zu fotografieren. Es verging kein Monat, und einer der beiden jungen Männer wurde von einem Captain Monroe angerufen, der sich als Mitglied einer UFO-Forschungsorganisation ausgab. Er behauptete am Telefon, sämtliche dieser UFO-Fotos seien bloßer Schwindel, und der junge Mann sowie sein Freund täten gut daran, darüber den Mund zu halten. Bei Nichtbefolgung seines Ratschlages, drohte der angebliche Captain, würde ihnen etwas „Unangenehmes“ passieren. „Captain Monroe“ ließ dem Anruf noch zwei weitere folgen, offenbar um sicherzugehen.

Pittsburgh scheint ein bevorzugtes Rayon der „Herren in Schwarz“ gewesen zu sein, jedenfalls weiß Major Joseph Jenkins, Direktor einer UFO-Forschungsgruppe in dieser Stadt, von einem Mann namens Frank Marne zu berichten, der sich ebenfalls mit UFO-Sichtungen beschäftigte. Eines Tages erhielt Marne ungebetenen Besuch: Drei Männer tauchten bei ihm auf und stachen

dem UFO-Forscher vor allem durch ihre ungewöhnliche Adjustierung ins Auge. Alle drei trugen dunkle Anzüge, die Marne ein wenig an die Uniformen der Amerikaner im Koreakrieg erinnerten.

Offenbar waren die Fremden gekommen, um den UFO-Forscher auszuhorchen. Laut Marne kamen sie nie direkt auf die UFO-Problematik zu sprechen, sondern ließen nur gelegentlich und andeutungsweise Bemerkungen zu diesem Thema fallen. Als sich die dunkel gekleideten Männer schließlich von Frank Marne verabschiedeten, merkte sich ihr Gastgeber die Autonummer des Wagens, mit dem sie bei ihm vorgefahren waren. Eine Überprüfung bescherte dem cleveren UFO-Forscher eine Ernüchterung: Die Wagennummer war nirgendwo registriert.

Daß die „Herren in Schwarz“ vorzugsweise mit gefälschten Autokennzeichen agieren, läßt sich anhand nachprüfbarer Fakten leicht beweisen.

Major Joseph Jenkins schildert in einer Zeitschrift des „UFO Research Institute“ in Pittsburgh, Pasadena, den Fall eines amerikanischen Piloten, dem es über Vietnam gelungen war, elf Minuten lang eine Flugscheibe zu filmen. Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten stellten sich ihm drei Herren vor, schwarz adjustiert, die sich als Abgesandte einer „Abteilung für Innere Sicherheit“ auswiesen. Sie verlangten von dem Vietnam-Piloten die Herausgabe des UFO-Filmes, was dieser aber ablehnte. Da das Trio über keinerlei Durchsuchungsbefehl verfügte, mußte es unverrichteter Dinge wieder abziehen. Geistesgegenwärtig hatte sich aber der Pilot in einem günstigen Augenblick die Autonummer der Fremden aufgeschrieben; ein Washingtoner Kennzeichen.

Eine Überprüfung dieser Nummer ergab jedoch, daß es sich um eine glatte Fälschung handelte. Und als der Pilot die Behörden informierte, hatte er es wenig später schwarz auf weiß: eine „Abteilung für Innere Sicherheit“ existierte nicht.

Nicht immer konnten UFO-Beobachter die Früchte ihrer Aufmerksamkeit ernten: 1966 war ein Berufsfotograf mit seinem Auto auf kalifornischen Straßen unterwegs, als er plötzlich durch das offene Wagenfenster ein schwirrendes Geräusch über sich vernahm. Sekunden später bemerkte er eine riesige, fremdartig wirkende, metallische Diskusscheibe am Himmel schweben. Da sein Fotoapparat stets griffbereit neben ihm lag, war es ihm möglich, mehrere — und wie sich später herausstellte, auch gute — Fotos von dem UFO zu knipsen, ehe es wieder verschwand. Zu Hause entwickelte er den Film und fertigte sich Vergrößerungen an. Dann verließ er sein Fotostudio, um verschiedene Besorgungen zu erledigen. Er hätte es lieber unterlassen sollen, denn als er sein Labor wieder betrat, fand er darin alles in größter Unordnung. Es gab keinen Zweifel: Man hatte bei ihm eingebrochen und sämtliche Negative sowie die fertig entwickelten Positive des UFOs gestohlen. Alles andere Fotomaterial und die wertvolle Ausrüstung waren unangetastet geblieben.

Das Merkwürdige an diesem Vorfall: Der Fotograf hatte niemandem etwas von seinem ungewöhnlichen Erlebnis berichtet.

Es besteht jedoch kein Zweifel, welche Dunkelmänner für diesen Diebstahl verantwortlich sind: Die „Herren in Schwarz“ arbeiten konsequent.

Rex Heflin, zum Beispiel, ein Angestellter der Straßenverwaltung des Bezirkes Orange in Kalifornien, be-

fand sich am 3. August 1965 auf Dienstfahrt, als er plötzlich über sich ein UFO sah. Es ähnelte einem Hut. Heflin reagierte schnell. Da er stets seine Polaroidkamera mit sich führte, gelangen ihm drei relativ gute Aufnahmen. Er hatte es aber nicht eilig, mit seinem Meisterstück an die Öffentlichkeit zu gehen. Erst einen Monat später zeigte er die drei Fotos dem Chefredakteur der Lokalzeitung „The Register“ in Santa Ana. Auf Umwegen gelangten die Bilder auch in die Redaktion des weltbekannten Magazins „LIFE“, wo man ihre Qualität bewunderte. Veröffentlicht wurden sie allerdings nicht.

Die Heflin-Fotos erschienen im „Register“. Kurz danach erhielt Rex Heflin den Besuch von zwei Uniformierten, die sich als Offiziere der „North American Air Defense“ (NORAD) legitimierten. Sie baten den gutgläubigen Fotografen, ihnen die originalen Polaroidbilder zu offiziellen Analyse Zwecken zu überlassen, worauf Heflin einging. Von diesem Tag an blieben die Fotos verschwunden, und bei der NORAD leugnete man überhaupt, von den mysteriösen Offizieren jemals gehört zu haben. Erstaunt reagierte besagter Rex Heflin zwei Jahre nach der Konfiszierung seiner Fotos auf den Besuch eines uniformierten Mannes, der sich als Offizier der amerikanischen Luftwaffe ausgab. Noch mehr verwunderte den UFO-Zeugen das Anliegen des Unbekannten. Er fragte nämlich Heflin besorgt, ob er sich auch weiterhin bemüht habe, seine drei Polaroidbilder zurückzubekommen, was verneint wurde. Heflin maß der Angelegenheit längst nicht jene Wichtigkeit bei, wie der Besucher offenbar vermutet hatte. Sichtlich erleichtert empfahl sich der Fremde, und Rex Heflin wurde seither in Ruhe gelassen.

Ihm erging es jedenfalls besser als dem amerikanischen UFO-Forscher William Dunn, der im Laufe vieler Jahre wichtige dokumentarische Unterlagen über ungeklärte „Untertassen“-Phänomene gesammelt hatte. Er besaß detaillierte Beschreibungen von Augenzeugen sowie brauchbares Fotomaterial. Dunns Sammelleidenschaft wurde eines Tages empfindlich gestört, als auch ihn Telefonanrufe anonymen Art zu belästigen begannen. Unbekannte Männerstimmen forderten ihn unmißverständlich auf, mit seinen UFO-Belegen heranzurücken, und ein warnender Unterton war dabei unüberhörbar. Aber William Dunn ignorierte das anonyme Begehren. Er lehnte es konsequent ab, seine Unterlagen auszuhändigen.

Diese Mißachtung sollte sich rächen. Eines Tages hielt vor seinem Haus eine dunkle Limousine. Dem Fahrzeug entstiegen drei völlig schwarz gekleidete Männer unbekannter Identität. Obwohl dem UFO-Forscher unbehaglich zumute war, ließ er die Besucher zu sich ins Haus. Zur Ausweisleistung aufgefordert, verschanzten sich die schwarz Gekleideten hinter nebulösen Ausflüchten, blieben aber konsequent, als sie William Dunn neuerlich aufforderten, ihnen sämtliches Dokumentationsmaterial auszufolgen. Als der Mann entrüstet ablehnte, drohten die Fremden unverblümt mit Repressalien. Dunn ließ sich nicht beeindrucken und wies seinen unerwünschten Besuchern die Tür. Als das Trio abfuhr, glaubte Dunn das Ärgste überstanden. Doch das dicke Ende folgte erst.

Als der UFO-Forscher eines Tages von einer Besorgung nach Hause kam, erlebte er eine böse Überraschung: Vor seinem Haus stand die Feuerwehr. William Dunns böse Ahnung trog nicht, aus seinem Arbeitszim-

mer loderten die Flammen. Es brannte trotz angestrenzter Löschversuche völlig aus. Eine Untersuchung bestätigte Dunns Verdacht einer Brandstiftung. Alle seine Unterlagen waren entweder durch die Flammen vernichtet oder aber vorher von unbekanntem Tätern gestohlen worden. Für den UFO-Forscher bestand kein Zweifel, wem er diesen böartigen Anschlag zu verdanken hatte: den drei fremden Besuchern. Die „Herren in Schwarz“ kennen kein Pardon, wenn man sich ihren Anordnungen widersetzt. William Dunn hatte es zu büßen.

Diese unbekannt Organisation schreckt aber auch vor psychologischer Kriegsführung nicht zurück. Sie kennt Mittel und Wege, ihre Opfer dermaßen einzuschüchtern, ja zu verängstigen, bis diese dann resignieren. Ein geradezu klassisches Beispiel bietet uns der Fall des amerikanischen UFO-Experten Albert K. Bender, der mit seinem 1952 gegründeten „Internationalen Büro für Fliegende Untertassen“ (so der ins Deutsche übersetzte Name dieser Organisation) in kürzester Zeit Furore machte.

Benders Gesellschaft betätigte sich nur ein Jahr. Und obwohl sie in diesem Zeitraum größte Popularität und viele Mitglieder gewann, wurde sie 1953 ganz plötzlich wieder aufgelöst. Albert K. Benders Büro befand sich in Bridgeport, Connecticut. Aber jäh ebten die Aktivitäten des Begründers ab, als man seine Bestrebungen, das Geheimnis der „fliegenden Untertassen“ aufzuklären, mit Nachdruck behinderte. Im letzten Heft jener Zeitschrift, die Benders Büro herausgab, und die unvermittelt ihr Erscheinen einstellte, deutete der UFO-Forscher seine Beweggründe für die Auflösung seiner Organisation vorsichtig an:

„Das Geheimnis der fliegenden Untertassen ist kein Geheimnis mehr. Ihre Herkunft ist bekannt, aber jede Information darüber wird auf Anordnung höherer Stellen zurückgehalten. Wir hatten die Absicht, die ganze Angelegenheit . . . darzustellen. Aber aufgrund der Natur der erhaltenen Informationen müssen wir uns entschuldigen, daß wir dies nicht tun werden. Wir raten jedem, der sich in Fragen der Untertassen engagiert hat, äußerst vorsichtig zu sein.“

Nur in der näheren Umgebung Benders wußte man, daß der UFO-Experte den Besuch dreier schwarz gekleideter Männer erhalten hatte, aber niemand wußte Näheres über diese Fremden oder kannte gar deren Identität. So war es weiter nicht verwunderlich, daß man Bender mißtrauisch entgegnetrat, ihm sogar anstete, die Leute zum Narren zu halten. Selbst seine eigenen früheren Mitarbeiter begannen sich gegen ihren Organisationsleiter zu stellen, und Freunde mieden künftig den Kontakt mit ihm. Bis zum Jahr 1962 weigerte sich Albert K. Bender strikt, genauere Auskünfte zu geben oder, wie er es bezeichnete, „die Wahrheit zu enthüllen“.

Erst damals raffte er sich dazu auf, aber seine Geschichte ließ ihn erst recht zu einer Zielscheibe öffentlicher Verunglimpfungen werden. Kein Wunder: Sein Buch „Fliegende Untertassen und die drei Männer“ liest sich wie eine Science-Fiction-Horror-Geschichte.

Laut Bender hatte der Psychodruck auf ihn bereits kurz nach der Eröffnung seines Büros eingesetzt. Zunächst will er telepathische Warnungen erhalten haben, alle weiteren Untersuchungen des UFO-Phänomens sofort einzustellen. Dann seien in seinem Zimmer leuchtende Objekte aufgetaucht, die einen penetranten

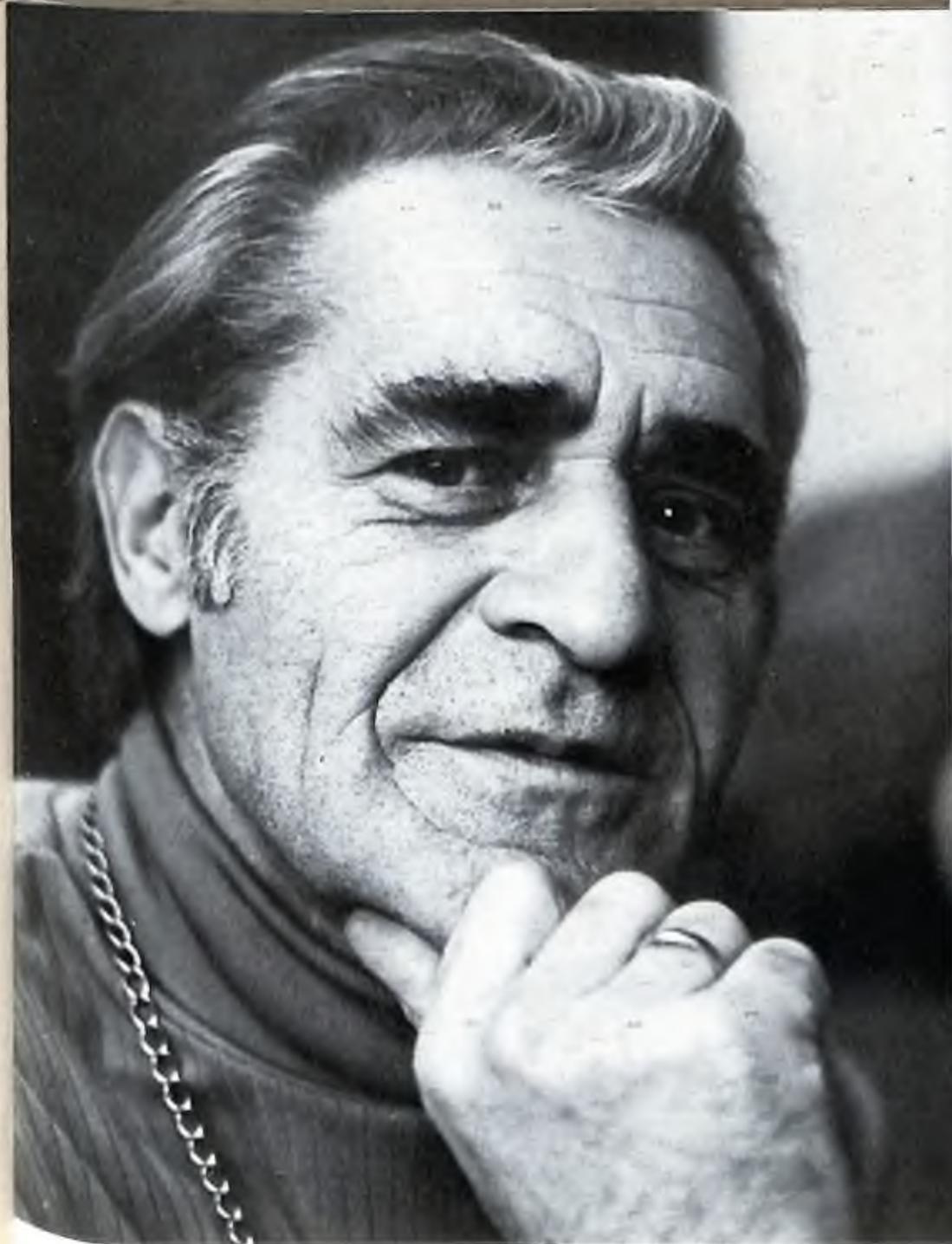
Schwefelgeruch hinterlassen hätten. Und schließlich wurde Bender eines Tages in einem Kino auf einen neben ihm sitzenden Mann aufmerksam, der „zwei seltsame Augen besaß, die in seinem dunklen Gesicht wie kleine Taschenlampenbirnen aufleuchteten“.

Als er seinen Nachbarn genauer fixierte, sei dieser plötzlich verschwunden, um nunmehr an seiner anderen Seite wieder aufzutauchen. Als Bender erschrocken den Kinobilleteur zur Hilfe rief, und dieser den Störfried anleuchten wollte — waren die Plätze zu beiden Seiten leer. Nichts deutete darauf hin, daß hier irgendjemand gegessen hatte.

Die glühenden Augen verfolgten den UFO-Forscher aber auch weiterhin. Als Bender einige Monate nach diesem Vorfall die Treppe zu seinem Zimmer emporstieg, bemerkte er zu seiner Überraschung, daß sich darin bereits jemand aufzuhalten schien. Ein seltsames blaues Licht schimmerte ihm aus der Dunkelheit des Raumes entgegen. Er bewaffnete sich daraufhin mit einem Besen und betrat mutig das Zimmer. Nun bemerkte er, daß das geisterhafte Leuchten aus einer Ecke des Raumes kam, und in der Mitte der bläulichen Lichtquelle schien sich ein undefinierbares „Objekt“ zu befinden.

Der Wohnungsinhaber faßte allen Mut zusammen und rief in Richtung der Zimmerecke: „Laß den Unsinn und komm aus der Ecke heraus!“ Daraufhin habe das Leuchten nachgelassen; nur die glühenden Augen seien noch im Dunkel für eine Weile sichtbar gewesen. Danach sei die ganze Erscheinung verschwunden. Nur einen unangenehmen Geruch, der ihn an Schwefel erinnerte, will Bender noch festgestellt haben.

Kurz bevor das „Internationale Büro“ des UFO-For-



Das ist Walter Ernsting. Er schrieb das Vorwort zu diesem Buch. Als Science-Fiction-Autor „Clark Darlton“ hat er mehr als 280 utopische Romane verfaßt. Sie wurden weltweit veröffentlicht.



Das „Requiem“ war Mozarts letzte kompositorische Arbeit. Sie blieb unvollendet. Wolfgang Amadeus starb mit 35 Jahren. Wurde er, wie man behauptet hat, tatsächlich vergiftet?



Von einer schwarzen Limousine wurde der britische Kriegsheld Lawrence von Arabien (links) vom Motorrad gestoßen und getötet. Wieviel wußte Churchill (rechts) über die wahren Hintergründe?



Ungeklärt blieb der mysteriöse Absturz des Düsenflugzeuges „Fouga-Magister“ (oben), in dem vor 19 Jahren der schwedische UN-Generalsekretär Dag Hammarskjöld (unten, Mitte) starb.

Wer tötete 1865 Amerikas Präsident Abraham Lincoln in einer Theaterloge (oben)? Auch die Warnungen der Hellseherin Jeanne Dixon (unten) vermochten John F. Kennedys Leben nicht zu retten.



Nur wenige Minuten nach dieser Aufnahme wurde John F. Kennedy (oben, links) ermordet. Aber auch sein angeblicher Mörder, Lee Harvey Oswald (unten, Mitte), kam nicht mit dem Leben davon.



Ihm wurde der mörderische Anschlag auf Senator Robert Kennedy angelastet. Aber war Sirhan Bishara Sirhan (oben, rechts) tatsächlich der Täter? Über der Familie Kennedy scheint ein Fluch zu liegen. Fünf Jahre nach seinem Bruder fiel auch Robert Kennedy (unten) einem Attentat unbarmerziger Gegner zum Opfer.





Auch der Friedensapostel Martin Luther King (oben, Mitte) war den Herren in Schwarz im Weg. Aber James Earl Ray (unten, links) war nicht der Mörder — nur ein Phantombild (rechts) existiert.

Mit dieser Limousine (oben, links) stürzte Ted Kennedy ins Wasser. Seine Freundin Mary Jo Kopechne (oben, rechts) ertrank. Über Ted Kennedy (unten, rechts) liegt immer noch der Schatten eines niemals völlig aufgeklärten Geschehens. War es tatsächlich Geschehens. War es tatsächlich ein Unfall? Oder war der Senator Handlanger einer grausamen Macht? Auch nach elf Jahren sind die Ereignisse auf der Insel Chappaquiddick nicht vergessen.





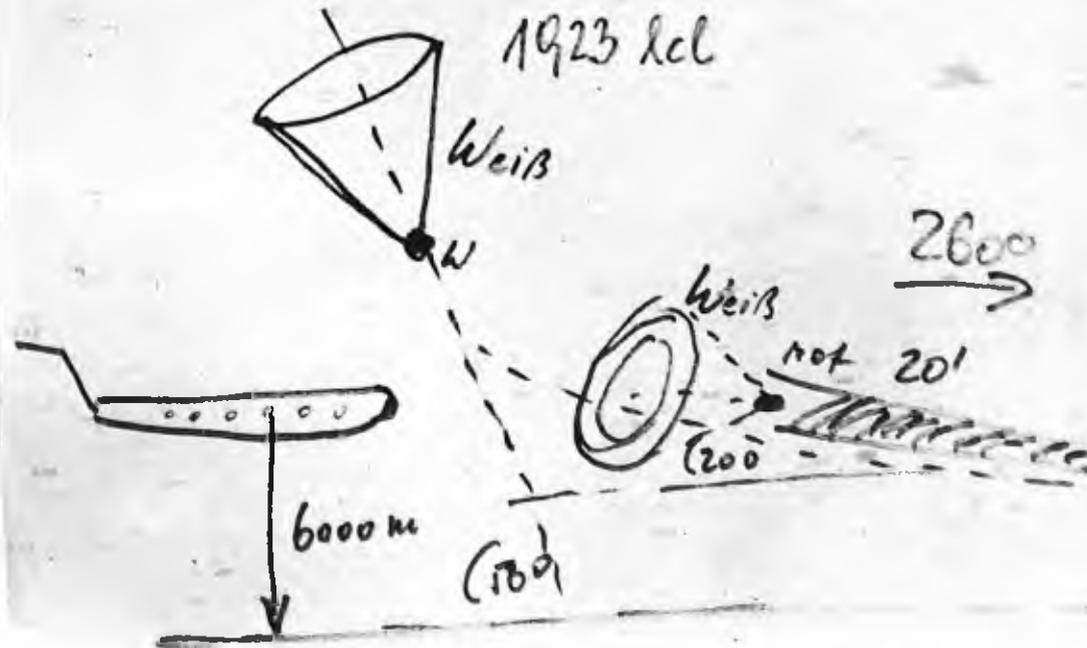
Nur mit großem Glück entging der amerikanische Präsident Jimmy Carter dem Schicksal seiner Vorgänger Lincoln und Kennedy.



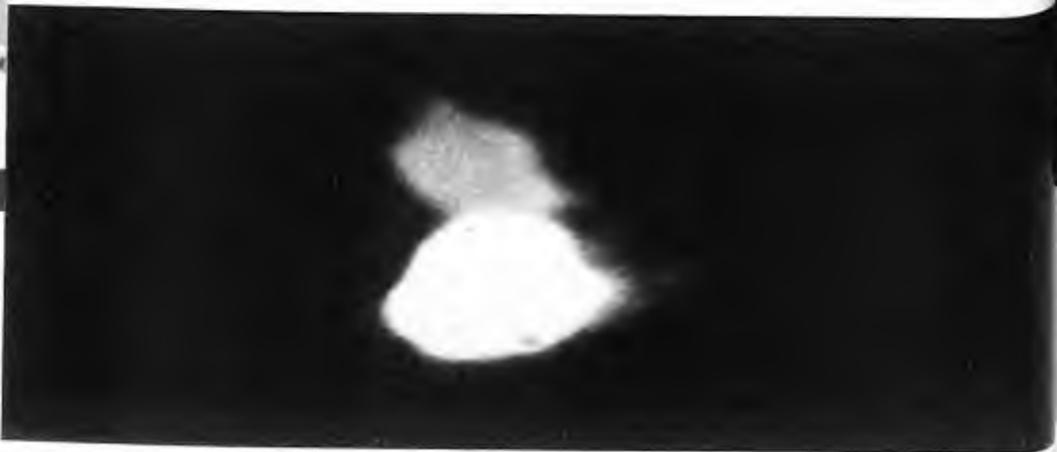
Er war die Hoffnung der katholischen Christenheit. Aber auch Johannes Paul I., der „lächelnde Papst“ (oben), mußte sterben. Steht sein mysteriöser Tod mit der „Affäre Sindona“ in Zusammenhang? Wußte der Heilige Vater zuviel über die dunklen Machinationen des Bankiers Michele Sindona (unten, rechts)? Wurde so auch er ein Opfer der Herren in Schwarz?



Er fiel seinem UFO-Fanatismus zum Opfer: Sir Eric Gairy (oben) wurde in Abwesenheit als Premierminister der Insel Grenada gestürzt. Vergeblich hatte er die UNO-Delegierten dazu gedrängt, bei den Vereinten Nationen UFO-Forschungsstellen einzurichten. Gairy glaubte an die Existenz außerirdischer Piloten in den „Fliegenden Untertassen“. Sehen diese UFO-Wesen so aus (unten, rechts)?



Der frühere AUA-Chefpilot Alexander Raab (oben, vorne rechts) gilt als absoluter Realist. Seine UFO-Sichtung im Jahr 1972, die er sogar skizzierte (unten), scheint daher authentisch.

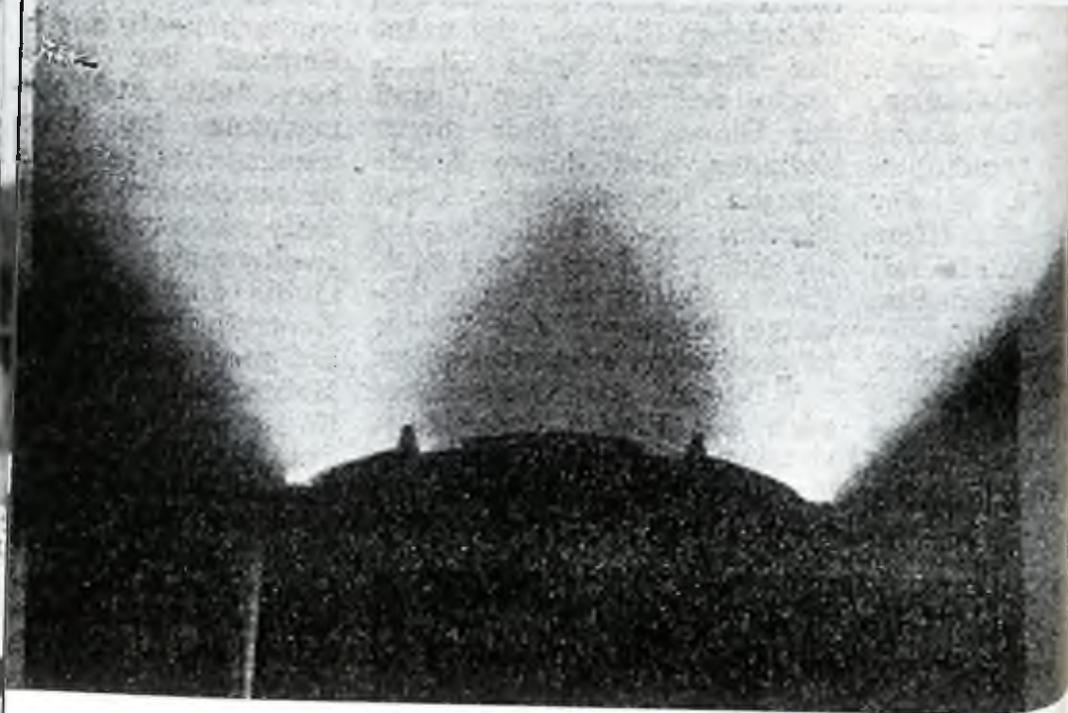


Das sind drei Fotos aus einer Serie von Filmaufnahmen, die einem australischen Fernseheteam über Neuseeland geglückt sind. Sieben Minuten lang waren UFOs am 30. Dezember 1978 sichtbar.



Dieser UFO-Schnappschuß ist angeblich echt (oben). Dennoch ist selbst einer der anerkanntesten Experten für „Unbekannte Flug-Objekte“, der amerikanische Astronom Professor J. Allen Hynek (unten), nicht bereit, unkritisch alle einlaufenden UFO-Sichtungsmeldungen zu akzeptieren. Hynek hält im übrigen die Herkunft „Fliegender Untertassen“ aus anderen Zeitebenen für denkbar.





Eine angeblich authentische Aufnahme eines landenden UFOs. Sie wurde 1979 in einer italienischen Zeitschrift veröffentlicht (oben). Noch mysteriöser scheint aber die Identität eines Mannes zu sein, dessen Name durch mehrere Jahrhunderte geistert: Der Graf von Saint-Germain (unten, links). Ihn bewunderte sogar der berühmte Casanova (unten, rechts). War Saint-Germain ein Zeitreisender?

schers 1953 für immer die Pforten schloß, hatten die Mitglieder einvernehmlich den Beschluß gefaßt, mit Hilfe von Telepathie eine Botschaft an die „Besatzungen von fliegenden Untertassen“ abzuschicken. Die UFOonauten wurden darin gebeten, mit den Menschen Kontakt aufzunehmen und ihnen zu helfen, ihre Probleme zu lösen. Man einigte sich auf einen bestimmten Zeitabschnitt, zu dem jedes Mitglied der Bender-Organisation verpflichtet war, sich mit gleichlautendem Text telepathisch an die kosmischen Helfer zu wenden. Das sektiererische Beginnen wurde auch von Bender selbst nicht negiert.

In seinem umstrittenen Buch schildert er, daß er seine telepathischen Kontakte vom Bett aus versuchte, auf das er sich der Konzentration halber gelegt hatte. Beim dritten Versuch will er in seinem Kopf einen furchtbaren Schmerz verspürt und einen Schwefelgeruch im Zimmer wahrgenommen haben. Kleine Lichter tapsten plötzlich durch sein Gehirn, und er begann zu frieren.

Als Bender die Augen langsam öffnete, sei es ihm vorgekommen, als ob er über dem Bett schweben würde, seine Seele ihn verlassen hätte und auf den im Bett liegenden Körper hinuntersähe. Dann will der UFO-Kontakter eine Stimme vernommen haben, die ihn förmlich zu durchdringen schien, ohne daß er irgendeinen Ton zu hören vermochte. Eindringlich warnte ihn die Stimme, sich nicht mehr in die Geheimnisse des Universums einzumischen. Als Bender zu widersprechen versuchte, wurde ihm bedeutet: „Wir sind unter euch und kennen alle eure Gedankengänge. Nimm zur Kenntnis, daß wir hier auf eurer Erde sind!“

Einige Tage danach, schreibt Bender, seien die my-

steriösen Sprecher leibhaftig bei ihm aufgetaucht. Wie bei vielen anderen Besuchen, habe ihre Ankunft bei ihm Schmerzen und Unwohlsein ausgelöst. Und so soll sich das erste Rendezvous des UFO-Forschers mit den „Herren in Schwarz“ — denn um diese handelte es sich zweifellos — abgespielt haben. Bender berichtet:

„Von irgendwoher tauchte blaues Licht auf und schwirrte im Raum umher. Mir wurde schwindelig, es hämmerte wild in meinem Kopf, und ich fühlte mich wie aufgebläht. Ich schwankte zum Bett und warf mich nieder. Dabei wurde mir eiskalt. Ich fühlte richtig, wie ich gänzlich unter den Einfluß irgendeiner Kraft oder irgendeiner Person geriet. Das Zimmer schien dunkel zu werden, obwohl ich noch alles erkennen konnte. Dann bemerkte ich drei schattenhafte Figuren, die etwa dreißig Zentimeter über dem Fußboden schwebten. Im Kopf hämmerte es, mein Körper wurde immer leichter. Ich hatte das Gefühl, gewaschen zu werden. Die drei Figuren wurden deutlicher. Sie sahen wie Geistliche aus, trugen aber Hüte aus weichem Filz. Die Gesichter waren nicht klar erkennbar, weil die Hüte sie teilweise abdeckten und beschatteten . . . Plötzlich leuchteten die Augen aller drei Figuren wie Taschenlampen auf; sie hatten sich auf mich gerichtet.“

Es fällt schwer, diese Geschichte für bare Münze zu nehmen und nicht als Gruselmär einzustufen. Andererseits, selbst wenn man den Erzählungen Albert K. Benders keinen Glauben schenkt, die Existenz der „Herren in Schwarz“ (oder „Men in Black“, wie sie in den USA genannt werden) hat sich längst vielfach bestätigt. Und irgendwer scheint auch tatsächlich Bender beeinflusst zu haben. Es muß einen zwingenden Grund geben, der den recht erfolgreichen UFO-Forscher veranlaßte, sein

Büro plötzlich zu schließen. Und selbst, wenn man seine dubios klingenden Erzählungen auf eine durch Panik vielleicht überreizte Phantasie zurückführt — eine Bedrohung dieses Mannes durch eine unbekannte Macht scheint tatsächlich erfolgt zu sein. Durch eine Art von Psychoterror, der seine Wirkung nicht verfehlte.

Nicht abgeleugnet werden kann jedenfalls die Existenz jener anonymen Organisation, deren Mitglieder als „Herren in Schwarz“ in allen Teilen der Welt, vor allem aber unter den UFO-Experten, für Verwirrung gesorgt haben. Es wäre verhänglich und auch gefährlich, die Berichte darüber als Humbug und lächerliche Horrorgeschichten abtun zu wollen. Selbst die innerhalb der UFO-Forschung am seriösesten arbeitende Gruppierung, die ausschließlich aus Wissenschaftlern zusammengesetzte „Mutual UFO Network“, kurz MUFON genannt, nimmt die Gerüchtewelle rund um die „Herren in Schwarz“ bitter ernst.

Der deutsche Diplomphysiker Illo Brand (ein Pseudonym; der richtige Name des UFO-Forschers ist dem Verfasser bekannt) übermittelte mir einen Fall, für dessen Authentizität und Wahrheitsgehalt er sich verbürgt. Ich kenne Illo Brand persönlich und weiß daher, daß er geradezu allergisch gegen jedwedes UFO-Sektierertum ist, sich aber auch gegen unüberprüfte Schauergeschichten von Weltraummonstern, wie sie manchmal gerne verbreitet werden, wendet. Illo Brand hält den folgenden MIB-Fall (MIB ist die amerikanische Abkürzung für „Men in Black“, eben „Herren in Schwarz“, wie wir sie bezeichnen) für einen der verbürgtesten. Das Geschehnis liegt noch nicht sehr lange zurück und war deshalb auch ohne Schwierigkeiten nachprüfbar.

Es begann alles wie üblich. Am 23. Mai 1978 fuhren

der 29jährige Hundetrainer Roy Thomas und seine Frau Cathy mit ihrem Wagen in Richtung Las Vegas. Plötzlich schriean beide gleichzeitig auf. Deutlich sahen sie vor sich im Mondlicht — es war eine klare Sternennacht — ein seltsames Flugobjekt vom Himmel herabschweben. In einiger Entfernung landete es, vor ihrem Auto, auf der Straße. Den Durchmesser des UFOs schätzten die Augenzeugen später auf ungefähr 35 Fuß. Deutlich erkannte das Ehepaar an dem Objekt dunkelblaue Landevorrichtungen und an seiner Spitze die Buchstaben TLK oder, hier waren sich die beiden nicht ganz einig, TLE. Das fremdartige Ding blockierte die Straße nur wenige Sekunden lang, dann erhob es sich wieder und raste senkrecht in den Nachthimmel empor. Aber ihr unheimliches Erlebnis war damit noch nicht zu Ende: Roy Thomas und seine Frau bemerkten erst jetzt das merkwürdige Verhalten ihres dritten Autoinsassen. Duke, ein Schäferhund, den der Hundetrainer ausbilden wollte, wirkte plötzlich apathisch und krank. Obwohl ihn Roy Thomas sofort zum Tierarzt brachte, war dem Hund nicht mehr zu helfen.

Duke starb, aber seine Todesursache konnte vom Tierarzt nicht ohne weiteres festgestellt werden. Deshalb ließ der Hundetrainer den Kadaver beim Tierarzt zur weiteren Untersuchung zurück. Zwei Tage nach dem denkwürdigen Vorfall, am 25. Mai 1978, um etwa 23.30 Uhr abends, klopfte es an der Wohnungstür des Ehepaares. Zwei mit blauen Anzügen bekleidete Männer begehrten Einlaß und wiesen sich mit Legitimationen der amerikanischen Luftwaffe aus. Roy Thomas fand gerade Zeit, einen der Namen auf den Ausweisen zu erspähen: „Major Painter“ blieb ihm dabei in Erinnerung.

Roy Thomas hatte zu diesem Zeitpunkt keinerlei Veranlassung, an der Identität seiner Besucher zu zweifeln. Er nahm vielmehr an, sie seien von der „Nellis Base“ der Air Force gekommen. Daher war er auch nicht überrascht, daß diese Männer ziemlich gut über den UFO-Vorfall vor zwei Tagen informiert waren. Thomas selbst hatte ja den Luftwaffenstützpunkt noch am selben Tag informiert und auch vom tragischen Ableben seines Schäferhundes berichtet. Er war aber in der „Nellis Base“ offenbar nicht ernst genommen worden.

Dies erwies sich als gravierender Irrtum, denn die beiden Air-Force-Leute zeigten sich auch darüber unternichtet und legten nunmehr Roy Thomas einige Formulare zur Unterschrift vor. Zu seiner nicht geringen Überraschung wollten sie die Hundeleiche mit sich nehmen, was Thomas durch seine Unterschrift bekräftigen sollte. Als ihnen der Hundetrainer nun auseinandersetzte, Duke sei der Liebling seiner Frau gewesen und sie bestünde darauf, das Tier begraben zu lassen (Hundefriedhöfe sind in den USA keine Seltenheit), nahmen die Fremden eine drohende Haltung ein. Man würde den Hund so oder so bekommen, meinten sie, ehe sie sich empfahlen.

Erst hinterher erfuhr Thomas, daß sich seine Besucher längst schon beim Tierarzt um die Herausgabe der Hundeleiche, allerdings vorerst vergeblich, bemüht hatten. Aber die Unbekannten ließen nicht locker. Offenbar hatten sie dem Arzt mit Repressalien gedroht, denn jetzt gab er die Tierleiche frei. Ein Besuch der Hundebesitzer in der nahen „Nellis Base“, um dort gegen das Verhalten ihrer Besucher zu protestieren, erwies sich als vergeblich. Das mißtrauische Ehepaar wurde von einem der Air-Force-Beamten abgewimmelt.

Kaum nach Hause zurückgekehrt, standen Mister und Missis Thomas neuerlich den „blauen Männern“ gegenüber. Diesen behagten offenbar die eigenmächtigen Nachforschungen der jungen Leute nicht, die versucht hatten, die wahre Identität der vorgeblichen Air-Force-Abgesandten aufzuklären. Man warnte Roy und Cathy Thomas eindringlich davor, weitere Recherchen vorzunehmen und drohte beiden sogar mit Gefängnis, sollten sie es wagen, den Tierarzt nach dem Verbleib der Hundeleiche auszufragen.

Jetzt wurde es dem Hundetrainer zu bunt. In scharfen Worten wies er den unerwünschten Besuchern die Tür, und zu seiner Überraschung gingen die Blauen ohne Widerspruch ihrer Wege. Roy Thomas erschien jetzt die ganze Angelegenheit im höchsten Grade verdächtig. Noch einmal versuchte er telefonisch im Luftwaffenstützpunkt „Nellis Base“ Näheres über den mysteriösen Major Painter zu erfahren, diesmal mit Erfolg. Aber das Ergebnis seiner Anfrage machte den ganzen Fall nur noch undurchsichtiger. In „Nellis Base“ war ein Major namens Painter nicht bekannt.

Der junge Mann erinnerte sich jetzt seiner Bekanntschaft mit Amerikas bekanntestem UFO-Experten, Professor J. Allen Hynek. Ihn bat er um Unterstützung. Hynek nannte Thomas, nachdem ihm dieser über seine Erlebnisse berichtet hatte, die Adresse des „Center for UFO-Studies“ (CUFOS) in Evanston, Illinois. Und tatsächlich: Dort erinnerte man sich noch recht gut an Major Painter. Schon mehrmals war ein Mann unter diesem Namen in Erscheinung getreten, allerdings nicht immer unter dem Schutzschild der Air Force. Painter und seine Helfer waren auch als Abgesandte eines imaginären „Sicherheitsdienstes“ aufgetreten.

Professor Hyneks Versuche, bei Thomas' Tierarzt mehr über den „Major“ und seinen Begleiter zu erfahren, schlugen fehl. Der Veterinär weigerte sich beharrlich, offenbar von den „blauen Männern“ eingeschüchtert, genauere Angaben zu machen.

Die machte nun Roy Thomas, als ihn Mitarbeiter des „Center for UFO-Studies“ nach dem Aussehen seiner unangenehmen Besucher befragten.

„Beide sahen gut aus“, meinte der Hundetrainer, Painter sei etwas größer als sein Kumpan gewesen. „Der Major trug, soweit ich mich erinnere, einen Anzug aus blauem Stoff und darunter ein gestreiftes Hemd. Sein Begleiter war ebenfalls mit einem blauen Anzug bekleidet, er trug ein weißes Hemd und, wenn mich nicht alles täuscht, auch eine blaue Krawatte.“

Roy Thomas erinnerte sich außerdem an den sportlichen Haarschnitt der zwei und an ein weiteres wichtiges Detail: Als sie mit ihrem Fahrzeug wegfuhr, registrierte er an dem Auto die Aufschrift „For Air-Force-Use Only“ (zu deutsch: „Nur für Air-Force-Personal“).

Nach wie vor ist ungewiß, wie weit die Verantwortlichen des Luftwaffenstützpunktes „Nellis Base“ das Verhalten jenes „Major Painter“ und seines Begleiters deckten, oder ob sich die beiden Männer diese offiziellen Dienstbezeichnungen unerlaubt zugeeignet hatten. Auf jeden Fall gelang es einem CUFOS-Mitarbeiter, dank der Mithilfe eines Air-Force-Sergeants, den Stützpunkt zu betreten. Ein erster Blick in das Besucherbuch der Air-Force brachte auch gleich die erste Überraschung: Der Besuch von Roy und Cathy Thomas stand darin nicht verzeichnet! Das schien um so mehr verwunderlich, weil jeder Zivilist sehr strenge Kontrollen über sich ergehen lassen muß, wenn er tatsächlich ein-

mal einen US-Luftwaffenstützpunkt betreten darf. Jeder nichtmilitärische Besucher muß sich vorerst ausweisen und wird danach penibel in einem Gästebuch registriert, ehe man ihm gestattet, das Gelände von „Nellis Base“ zu betreten. Kaum anzunehmen, daß man diese Vorsichtsmaßnahmen ausgerechnet bei dem Ehepaar Thomas unterlassen hatte. Dennoch: Roys und Cathys Kurzaufenthalt im Inneren des Stützpunktes schien niemals stattgefunden zu haben. Oder aber: Man hatte, aus welchem Grund immer, ihre kurzzeitige Anwesenheit „wegretuschiert“.

Wer immer hier im Hintergrund die Fäden zog, die beiden jungen Eheleute bekamen es zu fühlen: Mitten in der Nacht wurden sie angerufen und durch anonyme Stimmen davor gewarnt, weiterhin mit dem „Center for UFO-Studies“ zusammenzuarbeiten. Und um dieser Drohung Nachdruck zu verleihen, kamen „Major Painter“ und sein Begleiter ein drittes Mal in Roys Wohnung. Diesmal gelang es dem jungen Mann, den ihm vorgelegten Ausweis genauer zu studieren. Später erinnerte er sich daran, darauf den Begriff „Superior Officer“ gelesen zu haben, was Painter quasi als höhergestellten Offizier legitimierte.

Erstmals gingen die beiden Besucher mehr aus sich heraus. Verwundert nahmen Roy und seine Frau zur Kenntnis, daß man, laut Major Painter, „auf paranormalem Wege“ den Inhalt von Roy Thomas' Gespräch mit Professor Hynek erfahren hatte. Auf die erstaunte Frage des jungen Mannes, weshalb Painter so großes Interesse daran gezeigt habe, ausgerechnet den toten Hund des Ehepaares zu konfiszieren, erklärte dies der Major mit der Absicht, das Tier auf „nicht entdeckte Effekte“ untersuchen zu wollen. Was sich für Thomas

so anhörte, als wäre das von ihm gesichtete UFO Besitztum der amerikanischen Luftwaffe.

Der Hundetrainer verlor langsam die Nerven. Ihm waren die dauernden Belästigungen und offen geäußerten Drohungen der beiden Fremden einfach zu viel. Wohl nur so ist sein plötzlicher Amoklauf gegen die beiden Pseudo-Air-Force-Leute zu verstehen.

„Ich habe von euch endgültig genug“, schrie Roy Thomas plötzlich wütend, packte ein in Griffweite liegendes Gewehr und richtete es drohend auf seine Besucher. Sie im Auge behaltend, begann er mit der linken Hand die Wahlscheibe des Telefons zu drehen. „Ich werde Sie jetzt der Polizei übergeben“, meinte er kurz angebunden. „Dort soll man feststellen, wer Sie überhaupt sind!“

Die Männer wurden von dieser überraschenden Reaktion völlig überrumpelt. Major Painters Begleiter wandte sich zur Flucht, auch Painter selbst hatte gleiches vor. In diesem Augenblick traf ihn die Faust des Hundetrainers voll im Gesicht. Der angebliche Air-Force-Offizier reagierte schnell: Ein kräftiger Tritt seines Schuhs traf Roy Thomas schmerzhaft am Knöchel. Danach verließ auch Major Painter, oder wer immer sich hinter diesem Namen verbarg, fluchtartig die Wohnung.

Daß sich die „Herren in Schwarz“ nicht scheuen, zwecks irreführender Legitimation auch Air-Force- oder CIA-Ausweise zu benützen oder sie zu fälschen, kann nicht verwundern: Schließlich verfolgt diese geheimnisvolle Organisation ein ganz bestimmtes Ziel, und um dieses zu erreichen, ist ihr jedes Mittel recht. Wie ein weiterer Fall, der sich auf dem Militärflughafen New York ereignete, beweist.

Der Vorfall spielte sich am 27. Juli 1952 ab. Gegen Mitternacht beobachteten der UFO-Experte August Roberts und sein Freund George Conger, die sich beide auf der Towerplattform befanden, mit Hilfe eines Fernglases ein rotbraunes UFO, ganz nahe dem Empire State Building. Auffallend an dem Objekt war seine überaus starke Helligkeit. Auch ein anderer Angestellter des Militärflughafens, James Leydon, der sich im Tower aufhielt, sah das Flugobjekt. Er berichtete Roberts und Conger, auch die beiden anderen Militärbasen Plainfield und Taryton hätten das UFO beobachtet, am Radarschirm erfaßt und sogar gefilmt. Dieser Film wurde August Roberts übergeben, der sich beeilte, das Dokumentationsmaterial entwickeln zu lassen. Der Flughafenangestellte und UFO-Experte unterließ es selbstverständlich nicht, auch seinen Vorgesetzten über sein Vorhaben zu unterrichten, und dieser lud Roberts ein, ihm die entwickelten Fotos vorzulegen. Das Material erwies sich als überaus brauchbar, und obwohl auf den Bildern nicht alle Einzelheiten so klar zu sehen waren, wie dies durch das Fernglas möglich gewesen war, so schien das Ergebnis doch durchaus befriedigend zu sein. Die Fotos bewiesen jedenfalls die Existenz eines Gegenstandes, der in der Luft schwebte und mit Recht als „Unbekanntes Fliegendes Objekt“ bezeichnet werden durfte.

Ein unvermittelter Anruf seines Kollegen James Leydon vermochte August Roberts nicht zu überraschen. Fast hatte er damit gerechnet. Jedenfalls reagierte der Flughafenangestellte sofort, als ihm gemeldet wurde, zwei Offiziere der Air Force seien zu ihm unterwegs. Aus Erfahrung anderer wußte er, was das bedeutete: Die von ihm entwickelten Aufnahmen befanden sich in

Gefahr! Obgleich die Fotos offiziell der Regierung gehörten, nahm Roberts einige der noch nicht entwickelten Negative, gab sie in einen lichtsicheren Umschlag und versteckte diesen unter der Matratze seines Bettes. Gerade noch rechtzeitig, denn Sekunden später vernahm er durch die Wohnungstür eine barsche Stimme: „Öffnen Sie, Roberts! Wir wissen, daß Sie da drinnen sind!“

Der Flughafenangestellte sah sich zwei Männern des Militärpersonals der Luftwaffenbasis gegenüber, und mit Gleichgültigkeit heuchelnder Stimme fragte er nach dem Grund ihres Kommens. Ihm war jetzt klarer denn je, daß die UFO-Fotos eine weit größere Bedeutung besaßen, als er ursprünglich geglaubt hatte. Die beiden Air-Force-Leute weigerten sich beharrlich, Roberts eine logische Erklärung ihres Kommens zu liefern.

„Warum wir da sind, werden Sie nie erfahren. Geben Sie uns jetzt die entwickelten Fotos und kommen Sie mit!“

Sie brachten August Roberts in die Polizeistation der Basis, wo sich der UFO-Spezialist wie ein Krimineller behandelt fühlte. Er wurde von den beiden Offizieren einem strengen Verhör unterzogen; vor allem wollte man wissen, ob Roberts die bewußten Aufnahmen schon jemandem gezeigt oder von der UFO-Sichtung erzählt habe. Konsterniert erfuhr er, der ihm im Tower übergebene Film, den er dann in seinem Labor entwickelt hatte, sei eine Fälschung, und die Bilder würden nunmehr von einem Fotografen eingehend untersucht und auf ihre Echtheit überprüft werden. Roberts glaubte den Offizieren kein Wort, war aber jetzt mehr denn je überzeugt, daß diese Bilder von großer Wichtigkeit sein mußten. Freimütig gab er zu, einen Reporter des „Jer-

sey Journals“ von der Sichtung und den UFO-Fotos unterrichtet zu haben, und daß beide übereingekommen wären, über den Vorfall ein Interview zu machen.

Die beiden Offiziere hatten es jetzt offenbar eilig. Einer von ihnen versuchte Roberts scheinbar einlenkend zu ködern und beschwor ihn, sämtliche noch in seinem Besitz befindlichen UFO-Fotos herauszugeben. Man wolle sie zuerst der Air Force zeigen und danach an den bewußten Reporter weitergeben. Roberts ging aus taktischen Gründen auf dieses Angebot ein. Ein paar weitere Bilder wechselten ihren Besitzer. Daraufhin durfte er gehen. Vor der Basis wartete bereits ein bestelltes Taxi, das ihn nach Hause brachte.

Von den übergebenen UFO-Bildern erhielt der Reporter des „Jersey Journals“ lediglich ein winziges Foto ausgehändigt, aber selbst dieses durfte nach seiner Veröffentlichung nicht im Zeitungsarchiv aufbewahrt werden. Als nämlich Roberts den Journalisten um die Rückgabe der Aufnahme bat, erfuhr er zu seiner nicht geringen Überraschung, daß auch dieses Miniaturbild von der Polizei im nachhinein konfisziert worden war. Jetzt erst erinnerte sich der UFO-Forscher an jene Aufnahmen, die er vorsorglich unter der Bettmatratze versteckt hatte. Eilig machte er sich nun daran, die Negative in seinem Fotolabor zu entwickeln. Kaum war er damit fertig, erreichte ihn ein Anruf seiner Schwester. Während er die Negative entwickelt hatte, war bei ihr angerufen worden, und ein Polizeioffizier hatte das Kommen eines Mannes vom „Massachusetts Institute of Technology“, kurz MIT genannt, angekündigt. Er befinde sich bereits auf dem Weg zu Roberts. Die Sache besitze Dringlichkeit und müsse daher sofort erledigt werden, wurde Roberts Schwester telefonisch bestellt.

„Um wen handelt es sich denn, der mich da so dringend sprechen will?“, wollte Roberts wissen.

Die Antwort seiner Schwester mahnte den Flughafenangestellten zu höchster Vorsicht: „Es klingt unglaublich, August, aber der Polizist wollte mir den Namen des Besuchers einfach nicht nennen.“

Es dauerte nicht lange, bis der fremde Besucher bei Roberts aufkreuzte. Er kam gleich zur Sache. Es sei überaus wichtig, bedeutete er ihm, über Roberts' UFO-Sichtung zu sprechen. Der MIT-Abgesandte, für den sich der Besucher ausgab, war ein muskulöser Typ, trug einen hellen sportlichen Anzug und hatte, wie Roberts auffiel, etwas Militärisches an sich. Im Verlauf der Diskussion über UFO-Phänomene erkannte Roberts sehr bald, daß sein Besucher über alles, was mit der Sichtung vom 27. Juli zusammenhing, genauestens Bescheid wußte. Selbst Details waren ihm geläufig. Roberts zeigte dem Fremden einige Bücher und Zeitungsausschnitte von UFO-Fällen und versuchte, seinen Besuch auf Distanz zu halten, indem er ihm weismachte, vor seinem Erlebnis am Tower am UFO-Thema nicht besonders interessiert gewesen zu sein.

Sein Ablenkungsmanöver erwies sich als vergeblich. Am Ende der Unterhaltung stellte der Fremde eine nicht erwartete Frage: „Könnte ich die Fotos kaufen, die Sie eben erst entwickelt haben?“ Roberts versuchte, seinen Besuch hinzuhalten. Aber der ließ nicht locker. Wenigstens eine der Aufnahmen hätte er gerne gehabt, bohrte der Unbekannte. Dann zog er zehn Dollar aus der Tasche. Roberts ließ sich erweichen und trennte sich von einem der Bilder. Mit Erstaunen registrierte er, daß der vorgebliche MIT-Abgesandte das ihm überlassene Foto sehr sorgfältig mit beiden Händen hielt und

es fast wie ein kostbares Erbstück behandelte. Kaum hatte die Aufnahme ihren Besitzer gewechselt, verabschiedete sich der Fremde unvermittelt und wandte sich zum Gehen. Roberts öffnete ihm höflich die Tür, da stoppte sein Besucher noch einmal, griff in die Rocktasche und reichte seinem Gastgeber ein gefaltetes Blatt Papier.

„Lesen Sie das einmal. Ich glaube, Sie werden es sicher sehr interessant finden“, waren die sphinxischen Worte des Fremden, ehe er sich endgültig empfahl. Neugierig faltete Roberts das Blatt auseinander und las den handschriftlichen Vermerk: „Atli Himalayas‘ von Nicholas Roerich, Seite 361 bis 362“.

Verwundert wollte er seinen Besucher nach dem Sinn dieser Aufzeichnung fragen, aber der war bereits spurlos verschwunden.

Wochen später kam August Roberts rein zufällig an einer Buchhandlung in Manhattan vorbei und erkundigte sich nach diesem Buch. Es war tatsächlich vorhanden. Hastig schlug er die angegebenen Seiten auf, siehe da: Roerich berichtete über seine Himalaja-Expedition im Jahre 1921 und von der Sichtung einer silbernen Flugscheibe.

Über die wahre Identität des seltsamen Besuchers hat August Roberts nie etwas in Erfahrung bringen können. Es ist auch sehr zu bezweifeln, daß dies jemandem anderen mit mehr detektivischem Gespür gelungen wäre.

Die „Herren in Schwarz“ legen keinen Wert auf Publicity.

## XI.

### DER MANN, DER ALLES WUSSTE

Ungewöhnliches aus Feldpostbriefen — Der „spinade“ Fremde — Der Graf von Saint-Germain — Alchimist, Erzähler, Allroundgenie — In der Gunst Ludwigs XV. — Madame de Pompadour ist neugierig — Wie alt war Saint-Germain wirklich? — Bildhauer, Diplomat und Revolutionär — Seine Spur führt durch Jahrhunderte — Gestorben und wieder „auferstanden“ — Aus dem Tagebuch Casanovas — Niemand wußte, was Saint-Germain aß — Speisen aus der Zukunft? — Nur noch ein einziges Schriftstück — „... Eine ganze Weile zog ich durch den Weltraum dahin.“ — Ein Zeitagent auf der Flucht? — Warnung vor den „dunklen Männern“ — Immer noch da?

Zeitlebens hat er nicht begriffen, was ihm da widerfahren ist. Wir verdanken es zwei von ihm geschriebenen Feldpostbriefen, daß mysteriöse Geschehnisse aus ihrem Dunkel ins Licht gerückt worden sind. Der oberbayerische Schreinermeister Andreas Rill, von ihm ist hier die Rede, schrieb sie im Jahre 1914 an seine Angehörigen in der Heimat, und er erzählte in den beiden Schreiben vom 24. und 30. August von der Bekanntschaft mit einem Zivilisten, den der Leutnant seiner Kompanie an der Vogesen-Front festgenommen und an der Flucht gehindert hatte. Der Fremde beherrschte mehrere Sprachen und unterhielt sich mit den Kompa-

nieangehörigen vorzugsweise deutsch und französisch. Doch das war es nicht, was Andreas Rill und seine Kameraden in Erstaunen versetzte. Was die Soldaten dem Fremden einfach nicht glauben wollten, worüber sie lachten und ihn deshalb als „spinnad“ bezeichneten: Der unbekannte Zivilist vermochte offenbar in die Zukunft zu schauen.

Hatten der Schreinermeister Rill und seine Kameraden in jenen Augusttagen fest angenommen, dieser eben begonnene Krieg würde spätestens bis Weihnachten beendet sein, und sah sich unser bayerischer Soldat im Geist bereits wieder mit seinen Lieben im Heimatort Untermühlhausen vereinigt, so widersprach dem die Behauptung des Fremden, dieser Krieg — der Erste Weltkrieg — würde noch Jahre dauern und viele Opfer fordern. Der bewußte Feldpostbrief, der die Aussagen des Kriegsgefangenen enthält und nachweislich von dem oberbayerischen Schreinermeister verfaßt worden ist, hat jeder Überprüfung standgehalten und gilt als echt.

Andreas Rill hat somit sein seltsames Erlebnis dokumentarisch festgehalten und der Nachwelt überliefert. 1952 starb der Chronist 71jährig.

Was den Schreinermeister so maßlos verblüffte und in Erstaunen versetzte, waren die zahlreichen Angaben des Fremden, die sich ausschließlich auf zukünftige Ereignisse bezogen. Der Krieg, behauptete der Gefangene, sei für Deutschland verloren, er würde ins fünfte Jahr gehen, dann gäbe es Revolution. Aber auch dadurch würde nichts besser werden. Das Volk wäre allerdings plötzlich reich, und es hätte dann jeder so viel Geld, daß er es beim Fenster hinauswerfen könnte, und niemand würde es aufheben.

In dieser Zeit würde im äußersten Rußland der Antichrist geboren werden, aber erst in den fünfziger Jahren in Erscheinung treten. Doch zuvor würde sich ein Mann aus der niederen Stufe in Deutschland bemerkbar machen. Er huldigte der Gleichmacherei, und das Volk hätte nichts mehr zu Reden. Seine Befehle würden mit einer Strenge durchgesetzt, daß es den Leuten das Wasser bei allen Fugen heraustriebe. Es würde ihnen mehr genommen als gegeben werden, und die Strafen würden entsetzlich sein. Die Leute würden wieder ärmer werden, ohne daß sie es merkten. Jeder Tag brächte neue Gesetze, und viele Menschen erlitten dadurch manches oder stürben gar. Diese Zeit begänne zirka 32 (= 1932) und dauerte neun Jahre. Aber der nachfolgende Krieg würde für diesen Mann schlecht enden, ebenso für seinen Anhang.

Für den biedereren Andreas Rill waren diese Voraussagen „spanische Dörfer“. Er wußte damals nichts von bevorstehenden Umstürzen, nichts von heraufdämmernden Inflationen, und spätere Diktatoren wie Stalin und Hitler stellten für ihn unbekannte Faktoren dar. Rill nahm die Prophezeiungen des Unbekannten nicht ernst, auch nicht jene, in denen von einem dritten Weltkrieg die Rede war. Er würde 28 oder 58 Tage dauern: „Ich habe es nicht mehr in der Erinnerung“, entschuldigte sich der Bayer, als er am 7. August 1947 dem aus seinem Heimatdorf stammenden P. Balthasar Gehr von anderen Äußerungen des Fremden berichtete. Rußland würde gegen die Türkei, Deutschland, Polen und Frankreich kämpfen, während England und Amerika „mit sich selbst beschäftigt“ wären.

„Als wir ihn bedrängten, sagte er nur immer wieder: „Wenn ihr wüßtet, was ihr vor euch habt, würdet ihr

große Augen machen!““, verwunderte sich der Schreibermeister.

Wer war dieser Seher gewesen? Wer besaß die Gabe, in die Zukunft schauen zu können? Oder war der sprachensbewanderte Zivilist sogar aus der Zukunft gekommen?

Als Zeitreisender?

Andreas Rill hat uns den Namen dieses Mannes nicht überliefert. Wahrscheinlich kannte er ihn gar nicht. Aber einen Namen muß der Fremde zweifellos gehabt haben. Hat er ihn bewußt verschwiegen? Rill registrierte in seinen Feldpostbriefen immerhin die Tatsache, daß der Unbekannte perfekt Deutsch und Französisch sprechen konnte. Das erinnert an eine geheimnisvolle Persönlichkeit, die ebenfalls über Vergangenheit und Zukunft genau informiert gewesen sein muß. Die sogar von sich behauptete, 4000 Jahre alt zu sein.

Dieser rätselhafte Mann nannte sich Graf von Saint-Germain. Er spukte in den verschiedensten Epochen umher und war infolgedessen immer ziemlich umstritten. Für Voltaire war Saint-Germain „ein Mann, der alles weiß und niemals stirbt“, und 1745 urteilte der britische Horrorschriftsteller Horace Walpole über den Grafen wenig schmeichelhaft: „Er singt und spielt wunderbar Geige, komponiert, ist verrückt und nicht sehr vernünftig.“

Diese auffallende Erscheinung wurde „Sphinx des 18. Jahrhunderts“ genannt. Ein Mann, der neben Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Deutsch, Französisch auch die Sprachen des klassischen Altertums, und zwar in Wort und Schrift, beherrscht haben soll. Aber nicht nur die verschiedensten Sprachen, auch die berühmtesten historischen Persönlichkeiten scheint er gekannt zu

haben. Der Graf von Saint-Germain wurde verschiedentlich als besonders brillanter Erzähler geschildert, der seine Histörchen mit vielen unbekanntem Details aus dem Leben der Cleopatra, des Pontius Pilatus oder Heinrichs des Achten zu bereichern verstand. Außerdem war er offensichtlich sehr reich, galt als befähigter Alchimist, und in manchen Aufzeichnungen werden seine ungewöhnlich großen Edelsteine und Brillanten erwähnt und seine Gabe, die verschiedensten Metalle in Gold verwandeln zu können.

Die Meinung über Saint-Germain ist, wie immer bei unkonventionellen Persönlichkeiten, geteilt. Begeisterte sich zum Beispiel der dänische Diplomat Baron Charles Henry de Gleichen in seinen 1813 in Paris veröffentlichten Memoiren über „Wunderdinge“, die ihm der Graf gezeigt haben soll — „eine große Anzahl farbiger Diamanten und andere Edelsteine von außergewöhnlicher Größe und Vollkommenheit“ —, und glaubte er, „die Schätze der Wunderlampe“ erblickt zu haben, so wurde Saint-Germain von der französischen Polizei, seiner hervorragenden Deutschkenntnisse wegen für einen preußischen Spion gehalten. Andere europäische Geheimdienste sahen in dem Grafen einen russischen Agenten beziehungsweise einen englischen Jakobiten.

Saint-Germain war also offenbar eine recht schillernde Persönlichkeit, deren wahre Identität verdeckt blieb und selbst Geheimdienstprofis vor unlösbare Probleme stellte. Er scheint in vielen Dingen erstaunlich beschlagen gewesen zu sein, „wußte in Physik gut Bescheid und war ein sehr großer Chemiker“, wie die Gräfin de Genlis in ihren 1825 in Paris erschienenen Memoiren bewundernd konstatierte, und ein anderer Adelige, Prinz Karl von Hessen-Kassel, nannte in sei-

nen „Memoires de Mon Temps“ Saint-Germain, als dessen Schüler er sich sah, einen der größten Philosophen, die jemals gelebt haben.

Ludwig XV. war von dem seltsamen Grafen fasziniert. Ihm war Saint-Germain, im Beisein von Madame de Pompadour, vom Marschall de Belle-Isle vorgestellt worden. Vor dem französischen König und seiner Mätresse enthüllte der Besucher andeutungsweise seine verblüffenden Kenntnisse auf dem Gebiet der Alchimie. Als ihm Ludwig XV. Schloß und Sold anbot, um vor und für ihn das Lebenselixier zusammenzusetzen oder den Stein der Weisen zu finden, lehnte Saint-Germain mit den Worten ab: „Ich brauche weder ein Schloß noch Sold. Ich bringe alles, was ich brauche, mit, eine Schar Dienstboten und Geld, um ein Haus zu mieten.“ Und gleichsam wie zum Beweis griff er in seine große, kunstvoll bestickte Tasche und warf dann eine Anzahl ungefaßter Brillanten auf den eingelegten Tisch in dem luxuriösen Saal in Versailles. „Hier, Eure Majestät, sind einige Diamanten, die ich dank meiner Kunst habe herstellen können.“

Ludwig XV. war von dem Glanz der Steine geradezu geblendet und dazu noch geschmeichelt, als der Graf ihm eröffnete: „Und wenn Eure Majestät geruhen wollen, so mögen Sie diese als eine armselige Gabe annehmen.“ Der König geruhte natürlich und ließ sich in der Folge, weil er sonst nichts zu tun hatte, von Saint-Germain in der Kunst, Farbstoffe herzustellen, unterweisen. Wahrscheinlich war dies für Ludwig XV. die produktivste Schaffensperiode seines Lebens, sicher aber seiner Regierungszeit. Der österreichische Gesandte in Brüssel, Graf Johann Karl Philipp Cobenzl (1712 bis 1770), der viel von Saint-Germain hielt und ihn seiner

Aufrichtigkeit halber und wegen seiner seelischen Güte bewunderte, hatte Gelegenheit, den Grafen und den französischen König bei ihren Experimenten zu beobachten. In einem Brief an den österreichischen Staatskanzler Fürst Wenzel Anton Kaunitz (1711 bis 1794) vermerkte er mit großem Respekt vor dem Wissen Saint-Germains, das Färben von Seiden- und Wollstoffen sei in einem ihm, Cobenzl, unbekanntem Grad vervollkommen worden.

Der Graf von Saint-Germain war also offensichtlich nicht nur ein befähigter Alchimist, sondern auch auf dem Textilsektor bewandert. Und daß er für die damalige Zeit unermesslich reich gewesen sein muß, bewies er nicht zuletzt durch seine Diamantendemonstration vor dem französischen König.

In England, wo Saint-Germain ebenfalls in Erscheinung trat, wurde sein Tun und Treiben mißtrauisch beobachtet, und im Jahr 1745 schrieb der bereits erwähnte Gruselautor Horace Walpole an einen Bekannten in Italien: „Neulich hat man hier einen sonderbaren Mann unter dem Namen eines Grafen von Saint-Germain verhaftet, der hier seit zwei Jahren ansässig ist. Er weigert sich allerdings, zu sagen, woher er kommt und wer er ist, gibt aber unumwunden zu, daß er unter einem angenommenen Namen lebt.“

Klug dürften die britischen Behörden aus ihrem Gast kaum geworden sein, schrieb doch Lord Holderness, der sich für die Herkunft des geheimnisvollen Zeitgenossen interessierte, in einem Brief an den britischen Gesandten in Preußen, Mitchell, resignierend: „Seine Überprüfung hat nichts besonders Wesentliches ergeben.“

Noch unbestimmter drücken sich die wenigen Lexika

aus, die Saint-Germain erwähnen. Sie bezeichnen den Grafen kurzerhand als „Abenteurer“. Eine gelinde Untertreibung, wie wir heute wissen. Aber was wissen wir wirklich über diese „Sphinx des 18. Jahrhunderts“? Wo kam er her, wie alt war er, wie lautete sein wirklicher Name? Drei Fragen, deren Beantwortung unvollständig bleiben muß.

Im „London Chronicle“ (31. Mai bis 3. Juni 1760) wurden Recherchen über den Grafen veröffentlicht, die aber ebenfalls kaum imstande sind, Licht in diese

aus, die Saint-Germain erwähnen. Sie bezeichnen den Grafen kurzerhand als „Abenteurer“. Eine gelinde Untertreibung, wie wir heute wissen. Aber was wissen wir wirklich über diese „Sphinx des 18. Jahrhunderts“? Wo kam er her, wie alt war er, wie lautete sein wirklicher Name? Drei Fragen, deren Beantwortung unvollständig bleiben muß.

Im „London Chronicle“ (31. Mai bis 3. Juni 1760) wurden Recherchen über den Grafen veröffentlicht, die aber ebenfalls kaum imstande sind, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen. In dem Artikel hieß es, vorsichtig formuliert:

„Alles, was wir voller Recht sagen können, ist, daß dieser Herr als ein unbekannter, harmloser Fremder zu betrachten ist, der die Mittel für große Ausgaben besitzt, deren Quellen unklar sind. Aus Deutschland brachte er den Ruf eines großen, souveränen Alchimisten mit nach Frankreich, der im Besitz des Geheimpulvers und damit der Universalmedizin war. Es wurden auch Gerüchte laut, der Fremde könne Gold machen. Die Unkosten, die ihm durch seine Lebensführung entstanden, scheinen diese Auffassung zu bestätigen.“

Madame de Pompadour beschrieb Saint-Germain als einen etwa 50jährigen Mann, als sehr intellektuell und mit einer hinreißenden Erzählungsgabe ausgestattet. Seine Kleidung sei schlicht, aber mit vorzüglichem Geschmack ausgewählt gewesen, und mehrere außergewöhnliche Brillantringe hätten seine Finger geziert. Das waren Äußerlichkeiten. Sie erweckten Bewunderung und Neid. Vor allem einem der französischen Minister wollte es nicht in den Kopf, woher der fremde Adelige seine Reichtümer nahm. Er befahl heimlich, eine Untersuchung gegen Ludwigs Gast einzuleiten, um die wahre

Herkunft der Geldsendungen, mit denen Saint-Germain am Hofe brillierte, aufzudecken. Der Minister glaubte nämlich den Vermutungen des Monarchen nicht, der Graf müsse sich im Besitz des Steines der Weisen befinden. Zwei Jahre lang spionierte man Saint-Germain nach, aber das Ergebnis war gleich Null. Der Minister mußte die Tatsache zur Kenntnis nehmen, daß der Verdächtige während dieser Zeitspanne wie gewöhnlich lebte, alles bar bezahlte, aber von nirgendwoher Geldsendungen in Empfang genommen hatte. Waren es tatsächlich nur seine alchimistischen Experimente gewesen, die ihm sein Vermögen sicherten? Oder hatte der Graf von Saint-Germain auch zu anderen Quellen Zutritt, die seiner Umwelt verborgen blieben?

Solch orakelhafte Frage stellte sich gewiß nicht grundlos. Denn schon im 18. Jahrhundert rätselte man über Herkunft und Alter des königlichen Gastes.

Vor allem das Alter des Grafen bleibt ungewiß. Madame de Pompadour wollte es genau wissen. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß Saint-Germain verschiedenen Leuten, denen er besonders gewogen war, ein Elixier zu schenken pflegte. War dieses Zaubermittel der Grund für das jugendliche Aussehen des Grafen? Die Mätresse Ludwigs XV. wußte von einer Aussage der Gräfin de Gergy, die vor ungefähr fünfzig Jahren die Frau des französischen Gesandten in Venedig gewesen war. Auch sie hatte die Bekanntschaft eines Grafen gemacht, der sich Saint-Germain nannte. Das war im Jahr 1710 gewesen, und die Gräfin de Gergy hatte ihren charmanten Partner damals auf fünfzig Jahre eingeschätzt. Ähnliches liest man auch in den Memoiren des Baron de Gleichen; er lebte von 1735 bis 1807.

„Ich habe gehört“, schreibt er, „daß der berühmte

Opernkomponist Jean Philippe Rameau gemeinsam mit einem Bekannten eines französischen Gesandten in Venedig erklärt haben soll, sie hätten Monsieur de Saint-Germain 1710 kennengelernt, und er wäre damals etwa fünfzig Jahre alt gewesen.“ Jean Philippe Rameau (1683 bis 1764) komponierte in seiner Schaffensperiode zahlreiche Opern und Ballette.

Als Madame de Pompadour ihren geheimnisvollen Besucher um Aufklärung bat, schrieb man das Jahr 1749. Ihre Frage nach dem Elixier der ewigen Jugend, und ob der Graf imstande sei, dieses Präparat herzustellen, beantwortete Saint-Germain ausweichend. Es sei doch bekannt, daß sich alle Frauen das Elixier und alle Männer den Stein der Weisen herbeiwünschten. Die einen richteten ihr Begehren nach ewiger Schönheit, die anderen nach ewigem Reichtum.

Zwei enge Vertraute des königlichen Hofes haben uns den nachfolgenden Dialog zwischen Madame de Pompadour und dem Grafen von Saint-Germain überliefert: der Marschall de Belle-Isle und Madame du Hausset. Sollte er Wort für Wort zutreffen, dann würde er die Person des Grafen noch um einen Hauch mysteriöser erscheinen lassen, als sie das schon bisher gewesen ist.

Die Pompadour war neugierig geworden. Sie wollte hinter das Geheimnis ihres Besuchers kommen.

„Wie alt sind Sie?“

„Fünfundachtzig Jahre, vielleicht.“

„Mir machen Sie nichts vor, Monsieur de Saint-Germain. Ich werde Ihren Behauptungen schon auf den Grund kommen. Ich habe bereits mehr Quacksalber und Scharlatane entlarvt, als Sie denken.“

„Der, der vor Ihnen steht, Madame, kann es mit

Ihnen aufnehmen. Und wenn Sie es mir gestatten, werde ich mich jetzt verabschieden.“

Das ließ Madame de Pompadour nicht zu.

„Aber Sie sagen mir nicht, wie alt Sie sind, und tun doch so, als wären Sie sehr alt. Die Gräfin de Gergy lernte Sie vor ungefähr fünfzig Jahren in Venedig kennen, und schon damals waren Sie nicht jünger als heute.“

„Es trifft zu, Madame, daß ich Madame de Gergy vor langer Zeit gekannt habe.“

„Aber dann müßten Sie jetzt über hundert sein . . .“

Der Graf von Saint-Germain mußte über diesen komisch-verzweifelten Gefühlsausbruch der Pompadour lachen: „Es ist nicht unmöglich, aber ich halte es noch immer für eine größere Möglichkeit, daß die Dame, für die ich eine große Hochachtung habe, Unsinn redet.“

„Sie sagt, Sie hätten ihr ein Elixier gegeben, das wunderbare Wirkungen hatte, und sie behauptet, daß sie lange Zeit so aussah, als sei sie erst vierundzwanzig. Warum sollten Sie nicht auch dem König eines geben?“

Der Graf antwortete zurückhaltend: „Ach, Madame, sich vorzustellen, daß ich dem König ein unbekanntes Mittel gebe! Da wäre ich ja verrückt!“

Saint-Germain war also, trotz aller Versuche Madame de Pompadours, nicht bereit, Farbe zu bekennen. Er tröstete die Marquise aber mit der Zusicherung, ihr wirksame kosmetische Tinkturen zuzubereiten, was die Pompadour wieder versöhnte.

Der geheimnisvolle Graf führte ein recht abwechslungsreiches Leben. Er tauchte in Abständen fast überall auf dem Kontinent auf, und auch in England, wie wir wissen, machte er sich bekannt. Aber so sehr auch seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu verblüffen wuß-

ten, die wahre Herkunft des steinreichen Adligen, die eigentliche Quelle seines Geldsegens und der Nachweis seiner Identität blieben dunkel. Wir verdanken es genauen Aufzeichnungen zeitgenössischer Chronisten, daß wir heute wenigstens ein paar Abschnitte aus dem Leben des Grafen von Saint-Germain kennen.

Sein Geburtsjahr könnte 1660 gewesen sein, wenn die eigenen Angaben auf Richtigkeit beruhen. 1710, so haben wir bereits vernommen, war Saint-Germain in Venedig mit der Gräfin de Gergy sowie mit dem Komponisten Rameau zusammengetroffen. Damals will er fünfzig Jahre alt gewesen sein.

Von 1737 bis 1742 war der Graf Gast am Hofe des Schahs von Persien.

1743 kam er nach London, wo er zwei Jahre verlebte. 1745 wurde er von den englischen Behörden unter dem Verdacht, Jakobiter zu sein, verhaftet. Er mußte aber mangelnder Beweise wegen wieder auf freien Fuß gesetzt werden.

Von 1745 bis 1746 lebte Saint-Germain in Wien, und zwar als Gast des Prinzen Ferdinand von Lobkowitz, in dessen Palais er wohnte.

1749 lernte der Weltbürger den französischen König Ludwig XV. und dessen einflußreiche Freundin, Madame de Pompadour, in Versailles persönlich kennen.

1756 wissen wir von des Grafen Bekanntschaft mit General Robert Clive, dem Begründer der britischen Herrschaft in Indien.

1758 kehrte Saint-Germain neuerlich an den Hof Ludwigs XV. zurück. Von der Hofdame der Pompadour, Madame de Hausset, wurde der Schützling des französischen Monarchen als etwa 50jährig beschrieben.

Welch außergewöhnliches Ansehen der Graf von Saint-Germain am Hof Ludwigs XV. genossen haben muß, beweist jene ehrenvolle Aufgabe, die ihm im Jahr 1760 zuteil werden sollte: Im Auftrag des französischen Königs reiste er nach Den Haag, um zwischen den feindlichen Mächten Preußen und Österreich zu vermitteln. Dem Grafen gelang es tatsächlich, beide Staaten zu einem für die damalige Zeit sensationellen Friedensvertrag zu bewegen. Dies mißfiel lediglich dem französischen Außenminister Choiseul. Er bezichtigte Saint-Germain des Landesverrats, aber sein Versuch, den Grafen in die berüchtigte Bastille werfen zu lassen, wurde ihm von den Holländern unterbunden: Sie waren von dem diplomatischen Geschick des französischen Unterhändlers dermaßen fasziniert, daß sie des Grafen Auslieferung an Choiseuls Schergen glatt verweigerten.

Saint-Germain tat das Beste, was er in dieser Situation tun konnte — er setzte sich nach England ab. Dort hatte man längst alles Mißtrauen gegen den Fremden abgelegt und sprach nur noch mit Hochachtung von seinen Fähigkeiten. Die Zeitung „London Chronicle“ befaßte sich in einem speziellen Artikel vor allem mit Saint-Germains „ewiger Jugend“ und verwies hiebei auf sein anscheinend immer gleichbleibendes Alter:

„Niemand zweifelt inzwischen daran, was anfangs als Phantasterei hingestellt wurde. Man ist vielmehr davon überzeugt, daß er unter anderem auch ein Heilmittel gegen alle Krankheiten kennt und das Altern besiegen kann.“

Aber der Graf beabsichtigte keineswegs, ein ruhiges und zurückgezogenes Leben zu führen.

1762 verließ er England, und man hörte erst wieder

von ihm, als der Thronsturz von Zar Peter III. bekannt wurde. Der Graf von Saint-Germain hatte ihn herbeigeführt und Katharina der Großen zur Herrschaft über Rußland verholfen.

Ein Jahr später, 1763, zog sich der geheimnisvolle Adelige wieder in sein Labor auf Schloß Chambord zurück. Es war dem Grafen fünf Jahre zuvor von seinem Gönner Ludwig XV. zur Verfügung gestellt worden. Hier frönte Saint-Germain seinen alchimistischen und chemischen Experimenten.

Das Reisefieber packte den Grafen wiederum ab dem Jahr 1768. Zunächst weilte er in Berlin, dann führt uns seine Spur nach Italien. Dort errichtete er, und zwar in Venedig, eine Fabrik, in der Flachs zu einem seidenartigen Gewebe verarbeitet wurde. Niederschriften aus jenen Tagen vermerken aber auch, daß sich Saint-Germain auch als Bildhauer einen Namen machte. Reisen nach Korsika und Tunis standen 1768 ebenfalls auf seinem Programm.

1770, als die russische Flotte vor Livorno ankerte, war Saint-Germain Gast des Fürsten Alexej Orlow. Er trat dort standesgemäß auf — in der Uniform eines russischen Generals. Chronisten vermelden dazu, die beiden Brüder Orlow hätten immer wieder auf die wichtige Rolle von Saint-Germain hingewiesen, die dieser bei der russischen Palastrevolution offenbar gespielt hatte.

In den folgenden Jahren wechselte Saint-Germain neuerlich sein Domizil: Jetzt lebte er in Deutschland und befaßte sich dort intensiv mit Angelegenheiten der Freimaurer und Rosenkreuzer. Gemeinsam mit seinem Freund und Schüler, dem Landgrafen von Hessen-Kassel, experimentierte er nebenbei auf dem Gebiet der Alchimie, wo der Graf erstaunliche Kenntnisse besaß.

Einmal da, einmal dort finden wir diesen seltsamen Zeitgenossen, der ein Allroundgenie gewesen sein muß. Auf dem Gebiet der Chemie ebenso beschlagen wie auf jenem der hohen Politik war Saint-Germain ein kaum weniger brillanter Diplomat. Und betrachtet man den Machtwechsel in Rußland, so erwies sich dabei der nicht altern wollende Graf auch als vollendeter Revolutionär.

Seine Spur läßt sich durchgehend bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verfolgen.

1774 weilt er als Gast beim Markgrafen Karl Alexander von Ansbach in dessen Schloß Triersberg, wo er sich auch Graf Welldone oder Weldon nennt.

1776 kommt er nach Hamburg; ein Jahr danach besucht er Leipzig.

1779 protegirt ihn Amalie von Preußen, die Schwester Friedrichs des Großen. Der Grund, so wollen Gerüchte wissen, könnte darin zu suchen sein, daß der Graf von Saint-Germain in den Jahren zwischen 1776 und 1779 dem Preußenkönig mehrere Erfindungen angeboten habe. Hätte sie Friedrich der Große angenommen, so wäre Preußen damals wegweisend für die industrielle Revolution geworden. Im selben Jahr behauptete der Wiener Arzt Franz Mesmer, bekanntlich der Begründer der Lehre vom tierischen Heilmagnetismus, Saint-Germain habe ihn über das Unterbewußtsein aufgeklärt und auf diese Weise den Weg zur modernen Psychologie und Psychiatrie geebnet.

Aber der vielseitige Graf konnte auch anderes. 1780 wurde in London Saint-Germains musikalisches Werk für Violine veröffentlicht. Er beherrschte also auch die kompositorische Sprache.

Dann kam das Jahr 1784. In dieser Zeit lebte der rät-

selhafte Mann wieder in Deutschland. Er war Gast seines Freundes, Schülers und Gönners, des Landgrafen von Hessen-Kassel. Hier ereilte ihn der Tod. In Abwesenheit des Gastgebers soll Saint-Germain in den Armen von zwei Kammerzofen verstorben sein. Der Beweis hierfür kann im Kirchenregister von Eckernförde nachgelesen werden:

„Gestorben am 27. Februar, begraben am 2. März 1784, der sogenannte Graf von Saint-Germain und Weldon. Weitere Angaben unbekannt. In aller Stille in dieser Kirche beigesetzt.“

Sehr dürre Angaben über den Verstorbenen. Kein Geburtsjahr, kein Geburtsort, nicht einmal der Vorname ist verzeichnet. Seine wahre Identität ist zeitlebens unbekannt geblieben.

So war also die „Sphinx des 18. Jahrhunderts“ ins Grab gesunken. Gestorben und in aller Stille beigesetzt.

Aber war der Graf tatsächlich tot?

Sein Ende darf mit Fug und Recht bezweifelt werden.

Am 15. Februar 1785 wurde in Paris der große Freimaurerkongreß abgehalten. Anwesend waren Mitglieder der Rosenkreuzer, der Kabbalisten, des Illuminaten- und anderer Geheimorden. Unter ihnen eine uns schon vertraute Persönlichkeit. Sie ist eindeutig in Band II, Seite 9, der französischen Freimaurerbruderschaft vermerkt:

„Unter den Freimaurern, die zu der großen Sitzung in Wilhelmsbad am 15. Februar 1785 eingeladen wurden, finden wir zusammen mit Saint-Martin und vielen anderen auch Saint-Germain.“

Mehr noch: Der „verstorbene“ Graf soll beim Kongreß sogar eine Rede gehalten haben, und es kursiert

aus dieser Zeit ein Gerücht, Saint-Germain sei 1785 auch mit Katharina der Großen zusammengetroffen. Wie reimt sich dies alles zusammen? Hatte der geheimnisvolle Graf am 27. Februar 1784 seinen Tod nur vorgetäuscht?

Fast scheint es so — wie auch immer er das zuwege gebracht haben könnte. Die Chronisten wissen jedenfalls auch weiterhin Wunderliches von Saint-Germain zu berichten.

Im Jahr 1793 wurde die Geliebte Ludwigs XV., Madame Marie Jeanne Dubarry, auf dem Schafott hingerichtet. Vor ihrem Tod soll sich ihr jedoch der Graf gezeigt haben, und angeblich ist er auch Marie Antoinette im Gefängnis erschienen, um sie auf ihren genauen Todestag und ihre Todesstunde vorzubereiten. Wie hatte der Graf davon wissen können? War er imstande, in die Zukunft zu schauen? Oder kam er aus ihr?

War der Graf ein Reisender in der Zeit?

Was wir bisher von und über ihn kennengelernt haben, läßt diese Vermutung zur Überzeugung reifen. Seine Kenntnisse der Alchimie, die bestimmte Fähigkeiten auch als Chemiker und Physiker voraussetzen, seine unbekannte Identität, von der wir nur wissen, daß seine Adelsnamen Saint-Germain und Weldon angenommen waren, und seine scheinbare Fähigkeit, nicht zu altern, weisen deutlich darauf hin: Der „Graf“ hielt sich nicht ständig in jenem Zeitalter auf, das er gerade mit seinem Besuch beehrte. Er kannte ohne Zweifel die Zukunft — und mit ihr waren ihm natürlich auch die Ereignisse in der Vergangenheit nicht fremd. Wir kennen nicht die Mittel und Wege, die es dem Grafen ermöglichten, quer durch die Zeit zu reisen — wir wissen nur, daß er sich 1821 mit dem französischen Gesandten Graf de Chalon

auf dem Markusplatz in Venedig unterhalten hat und es sich auch nicht nehmen ließ, 1867 einem Treffen der großen Loge in Mailand beizuwohnen.

Auch die Theosophin Dr. Annie Besant will dem Grafen von Saint-Germain im Jahre 1896 begegnet sein. Ein völliger Unsinn, wenn man davon ausgeht, daß der seltsame Zeitgenosse damals bereits das biblische Alter von 236 (!) Jahren erreicht haben mußte. Hatte er doch 1710 selbst einbekannt, vor fünfzig Jahren geboren worden zu sein.

Wie gesagt: ein völliger Unsinn, wenn man normale Zeitmaße anlegt — aber durchaus denkbar, wenn Saint-Germain zeitungebunden gewesen sein sollte.

Zugegeben: das klingt alles recht phantastisch, weil wir in unserer Denkungsart nur jene drei Dimensionen berücksichtigen, für die wir sozusagen programmiert sind. Wie aber, sollte der Graf von Saint-Germain in der Lage gewesen sein, in seine „Reisepläne“ auch die vierte Dimension miteinzubeziehen?

Es gibt da eine schriftliche Anmerkung des Abenteurers Casanova über Saint-Germain, die uns erhalten geblieben ist und seltsam erscheint. Casanova berichtet:

„Dieser sonderbare Mensch wohnte oft den Dinern der besten Häuser der Hauptstadt bei, allein er berührte nie etwas, da er sagte, sein Leben hinge von der Nahrung ab, die er genieße, und die niemand außer ihm kenne. Man fügte sich in seine Eigentümlichkeit, denn man war nur auf seine Schwatzhaftigkeit neugierig, welche in der Tat die Seele aller Gesellschaften wurde, die er besuchte . . .“

Casanova hatte offenbar keine sehr hohe Meinung von dem geheimnisvollen Grafen, den er — was er mehrmals deutlich vermerkt — für einen Scharlatan

hielt, gleichwohl schien ihm Saint-Germain auf gewisse Weise zu imponieren. Widerwillig bekannte der liebeshungrige Abenteurer in seinen Niederschriften ein:

„Trotz seiner Prahlereien, seiner offenbaren Lügen und seiner übertriebenen Behauptungen hatte ich doch nicht die Kraft, ihn unverschämt zu finden, ebensowenig aber fand ich ihn achtenswert, aber wider meinen Willen erschien er mir merkwürdig, denn er setzte mich wirklich in Erstaunen.“

Daß hier eine gewisse Portion Neid mitspielte, läßt sich aus diesen Äußerungen Casanovas unschwer erkennen. Die Souveränität des rätselhaften Adligen ärgerte offenbar den Abenteurer suchenden Liebeswerber. Er wäre gerne wie dieser Mann gewesen, was sich aus folgendem Satz seiner Aufzeichnungen deutlich herauslesen läßt:

„In meinem Leben habe ich keinen Betrüger gesehen, der geschickter und verführerischer war als er.“

Aber war Saint-Germain tatsächlich ein Betrüger? Nichts spricht für eine solche Annahme. Der Graf wußte vielmehr seine Fähigkeiten genauestens einzuschätzen. Und wenn sich um seine Person schließlich Anekdoten rankten, so war dies gewiß nicht sein Verschulden. Dem Baron Karl Heinrich von Gleichen bekannte er einmal offenherzig ein: „Die Pariser Schafköpfe glauben, ich sei fünfhundert Jahre alt, und ich bestärke sie in dieser Meinung, weil ich sehe, daß sie ihnen so viel Vergnügen macht, nicht, daß ich nicht wirklich viel älter sei, als man nach meinem Aussehen denken sollte.“

Ungewöhnlich bleibt dennoch die Angewohnheit des Grafen, seine Speisen unter Ausschluß der Öffentlichkeit in den eigenen vier Wänden zu verzehren, wobei

niemand wußte, was Saint-Germain eigentlich zu essen pflegte. Unterstrichen wird diese Tatsache durch einen Brief, den Casanova von dem Grafen erhielt, nachdem er ihn gebeten hatte, ihn besuchen zu dürfen. Saint-Germains Antwort, in italienischer Sprache abgefaßt, lautete kurz und bündig: „Meine Beschäftigungen machen es mir zur Notwendigkeit, jede Art von Besuch zurückzuweisen, Sie aber machen eine Ausnahme von der Regel. Kommen Sie morgen, Sie sollen auf der Stelle vorgelassen werden. Aber nennen Sie meinen Leuten Ihren Namen nicht. Ich lade Sie nicht zum Essen ein, denn es würde Ihnen nicht zusagen, besonders wenn Sie Ihren früheren guten Appetit bewahrt haben.“

Das klingt schon eigenartig. Denn um welche Speisenart könnte es sich gehandelt haben, von der Saint-Germain mit gutem Grund annehmen mußte, sie würde Casanova nicht munden? Unwillkürlich denkt man an eine Kost, die völlig andersartig gewesen sein dürfte, als das, was man zu Casanovas Zeiten an Festtafeln zu essen pflegte. Und des Grafen zusätzliche Bemerkung „... besonders wenn Sie Ihren früheren guten Appetit bewahrt haben“ läßt auch auf die geringe Menge der Nahrung schließen.

Ernährte sich der Graf von Saint-Germain von speziellen Präparaten? Ähnlich wie heute die Weltraumfahrer? Handelte es sich bei seinem Nahrungsvorrat etwa um chemisch hergestellte Pillen und Pasten, die einem mit den Augen essenden Mann wie Casanova wohl kaum zugesagt hätten? Und woher kam diese Nahrung? Auf welche Weise, und wo und wann, war sie für den Grafen zubereitet worden? In den Jahrhunderten seines Wirkens? Oder in einer noch weit vor uns liegenden Zukunft?

Nichts wäre naheliegender, denn auch unsere Astronauten — sollten sie irgendeinmal einen fremden, aber lebensfreundlichen Planeten in diesem oder einem anderen Sonnensystem betreten — würden sich zunächst davor hüten, Pflanzen oder Tiere dieses Gestirns als Nahrungsmittel zuzubereiten. Ehe man die Eßbarkeit dieser Dinge im Labor nicht genauestens überprüft hätte, würde man sich sicherheitshalber mit Mitgebrachtem behelfen: Weltraumnahrung, wie die amerikanischen und russischen Astronauten sie stets bei sich führen. Und die, obwohl nicht unbedingt attraktiv aussehend und auch nicht für das Auge zubereitet, dennoch alle wichtigen Vitamine für den Körper beinhaltet. Wäre es da so abwegig, ähnliches auch beim Grafen von Saint-Germain zu vermuten — vor allem, wenn man voraussetzt, daß dieser geheimnisvolle Mann tatsächlich nur ein Gast in vergangenen Jahrhunderten gewesen ist? Wenn er in Wirklichkeit ein Besucher aus einer nicht genau bestimmbar zukünftigen Epoche war? Die Aufzeichnungen des Abenteurers Casanova sind ein weiteres Indiz dafür, daß Saint-Germain tatsächlich ein Zeitreisender war.

„Im kosmischen Maßstab (so lehrt uns die moderne Physik) hat nur das Phantastische eine Chance, wahr zu sein“, schrieb der über die Dimensionen hinaussehende Theologe Teilhard de Chardin, und was er erkannte, besitzt wahrhaft kosmische Maßstäbe. Vielleicht besaß der Graf von Saint-Germain tatsächlich das, wovon der Science-fiction-Autor H. G. Wells einstens träumte: eine Zeitmaschine.

Von Saint-Germain gibt es heute leider nur noch ein einziges Schriftstück. Es befindet sich in der Bibliothek von Troyes. „La très Sainte Trinosophie“ heißt dieses

seltsame Dokument. Sein Sinn blieb unenträtselt, aber verschiedene Passagen darin geben zu denken. Im 5. Abschnitt lesen wir ungewöhnliche und doch so vertraut wirkende Angaben:

„Die Geschwindigkeit, mit der wir durch den Raum jagten, läßt sich mit nichts anderem als sich selber vergleichen. In einem Augenblick hatte ich die Sicht auf die unten liegenden Ebenen vollkommen verloren. Die Erde erschien mir nur noch wie eine verschwommene Wolke. Man hatte mich zu riesiger Höhe emporgehoben. Eine ganze Weile zog ich durch den Weltraum dahin. Ich sah Himmelskörper um mich herum sich drehen und Erdkugeln zu meinen Füßen versinken.“

Solche Schilderungen hätten auch unsere Astronauten abgeben können — aber sollte der Graf von Saint-Germain irgendwann in der Vergangenheit ebenfalls zu einem Raumflug gestartet sein? Wer das denkt, verfällt einem Trugschluß. Denn das, was dieser Allroundkönner in seinem Manuskript niedergeschrieben hat, ereignete sich in einer völlig anderen Zeitepoche: in unserer Zukunft.

Wir wissen weder, wer Saint-Germain in Wahrheit gewesen ist, noch was er in seiner Vergangenheit suchte. Vielleicht war er ein Zeitagent, eine Art Spion in fremden Dimensionen. Und vielleicht, nein wahrscheinlich war er auch jener Fremde, über den sich im August 1914 der oberbayerische Schreinermeister Andreas Rill so maßlos wunderte. Was aus dem sprachgewandten Kriegsgefangenen geworden ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist er wieder von der Bildfläche ebenso unauffällig verschwunden wie schon seinerzeit der Graf von Saint-Germain. Noch wahrscheinlicher aber handelt es sich um ein und dieselbe Person.

Es gibt jedoch noch eine andere Erklärung für sein kurzzeitiges Auftauchen in den verschiedenen Jahrhunderten. Sollte dieser „Graf“ tatsächlich ein Zeitagent gewesen sein, dann wäre denkbar, was ihn kopfscheu gemacht haben könnte, was ihn veranlaßte, gelegentlich — und offiziell — das Zeitliche zu segnen: Er war offenbar auf der Flucht.

Sein in den diversen Kirchenregistern verzeichneter Tod sollte — vielleicht — die Verfolger täuschen. Seine Verfolger?

Es gibt da eine interessante Andeutung, die unser Schreinermeister Rill in einem der erhalten gebliebenen Feldpostbriefe aus dem Jahr 1914 seiner Familie übermittelte. Ahnungslos, mit welchem die Zeiten überdauernden Dynamit er dabei hantierte:

„Liebe Anna und Kinder!

Habe endlich Euren Brief vom 17. mit Dank erhalten, und nun wird's schnell Zeit, einige Zeilen zu schreiben . . . Man sagt, der Krieg ist bis Weihnachten zu Ende. Hoffentlich geht es Euch gut. Den Brief vom prophetischen Franzosen werdet Ihr auch schon haben. Da werde ich nicht fertig, was der alles gesagt hat. Denke immer an ihn. Es scheint aber fast unglaublich, und ich will Euch noch einiges mitteilen . . .

Da hat er immer wieder betont von den dunklen Männern, die dieses Unheil bringen sollten, und die sind in der ganzen Welt verteilt, an der Zahl sieben. Und die Zahl sieben hat eine große Bedeutung, und der Stuhl 12, den dieser Mann zur Zeit bekleidet, ist voll Schrecken und Morden . . .“

Von wem hat hier der Fremde gesprochen? Wen meinte er mit jenen „dunklen Männern“, denen er alles künftige Unheil zugeschrieben hat? War der Fremde

(vielleicht der Graf von Saint-Germain) in besonderer Mission unterwegs? Quer durch die Zeiten? Warner und Flüchtling in einem? Versuchte er sich als Hecken- schütze? Gegen die „Herren in Schwarz?“ Ist dieser Zeitagent vielleicht immer noch unterwegs?

## WENN DIE ERDE BEBT . . .

Von einer Flutwelle überrascht — Katastrophe vor unserer Haustür — „Sekunden später ließ ein gewaltiges Dröhnen die Luft erzittern . . .“ — Von 1556 bis 1979: 2,4 Millionen Erdbeben-tote — Ton- nenschwerer Erdbebenerzeuger — Beben als Be- gleiterscheinung? — Besucher aus der Zukunft — Gibt es den „Überraum“? — Reisen durch die Di- mensionen — Was ist, wenn zwei Zeitebenen sich „überlappen“? — Sind es Agenten aus einer ande- ren Zeitepoche?

Vor wenigen Monaten kamen an der französischen Côte d'Azur sieben Menschen ums Leben. Völlig un- vorbereitet wurden die Unglücklichen von einer Flut- welle überrollt und ertränkt. Die Geologen standen vor einem Rätsel. Nichts hatte auf dieses katastrophale Er- eignis hingedeutet. Es ging alles furchtbar schnell. Augenzeugen berichteten übereinstimmend, das Meer sei zunächst um dreihundert Meter zurückgegangen, um danach in einer Riesenwoge wiederzukehren. Gleich einer Lawine brachen die Wassermassen über die Hafenanlage der Stadt Nizza und über ihren nahen Flugplatz herein und bereiteten sechs Hafentarbeitern ein nasses Grab. Ähnlich tragisch war das Schicksal eines Touristen im Urlaubsort Antibes, der am Strand von der Flutwelle überrascht und getötet wurde.

Doch diese Todesziffer verblaßt vor den Opfern, die allein das Jahr 1976 auf dem Gewissen hat. So registrierte man am 27. Juli in der Volksrepublik China das folgenschwerste Erdbeben seit 420 Jahren. Obgleich offizielle Angaben unterblieben, dürften vor vier Jahren 655 000 Menschen ums Leben gekommen sein.

Noch mehr unter die Haut, weil unmittelbar vor unserer Haustür, ging uns 1976 jene Katastrophe, die innerhalb von zwei Minuten die südlich von Kärnten liegende Landschaft Friaul, ein beliebtes Ferienziel, fast völlig verödete. Neunzehn Ortschaften auf italienischem Gebiet wurden durch dieses schwerste Erdbeben, das je in Mitteleuropa gewütet hat, zum Teil vollkommen zerstört. Unter den Trümmern einstürzender Häuser starben 500 Menschen, mehr als 1 500 Einwohner der betroffenen Provinzen Udine und Pordenone wurden verletzt.

Innerhalb von zwei Minuten war dieses Gebiet völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Kein Telefon funktionierte mehr, Hilfsmaßnahmen kamen nur schleppend in Gang, da die verwüsteten Straßen jede Verbindung verhinderten. Erste Todesmeldungen trafen ein, dank einiger Funkamateure, welche die Behörden alarmierten. Die Zahl der Opfer stieg von Stunde zu Stunde. Verschiedene Ortschaften in diesem Gebiet waren durch das Beben zu über 90 Prozent zerstört worden. Die beiden Kleinstädte Osoppo und Forgaria — sie zählten insgesamt 7 500 Einwohner — wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Es gibt unzählige Augenzeugen, die später über ihre grauenhaften Eindrücke berichteten. Die Zeitungen waren voll davon. So schilderte eine 61jährige Frau aus Magnano:

„Zuerst spürte ich ein leichtes Beben und ging auf den Balkon meines Hauses. Mein Hund bellte wie wild. Sekunden später ließ ein gewaltiges Dröhnen die Luft erzittern. Der Boden hob und senkte sich fürchterlich, und ich dachte, ich würde von meinem Balkon geschleudert, aber mein Haus blieb stehen. Sobald ich mich von dem Schock erholt hatte, lief ich auf die Straße. Angst- und Schmerzensschreie waren um mich herum in der Dunkelheit zu hören. Ich weiß nicht, wie lange das Erdbeben dauerte — es kam mir wie eine Ewigkeit vor.“

Drei Jahre nach diesen Schreckensminuten wurde auch Kalifornien, ein bekanntermaßen erdbebengefährdetes Gebiet, von Angst beherrscht. Fünfundneunzig Menschen wurden durch eine gewaltige Erschütterung verletzt. Das Epizentrum lag 15 Kilometer östlich von Calexico im Imperial Valley des mexikanisch-kalifornischen Grenzgebietes. Es war ziemlich genau vier Uhr nachmittags Ortszeit, als es völlig überraschend geschah: Hauswände erzitterten und stürzten krachend zusammen, Dächer knickten ein, gewaltige Risse machten die Straßen unpassierbar, Autos wurden unter dem Schutt zerstörter Gebäude begraben. Seismographen in Pasadena ermittelten eine Erdbebenstärke von 6,5 Ball auf der Richterskala. In Friaul war sie noch weit höher gelegen. Fachleute stellten fest, daß dort eine Energie von 150 000 Megawatt freigesetzt wurde, was der Antriebskraft von rund vier Millionen Autos entspricht, bei angenommenen 50 PS pro Auto. Eine wahrlich gigantische Kraftquelle.

Ende des Jahres 1979, am 12. Dezember, wurde ein neuerliches Erdbeben, begleitet von zahlreichen Nachbeben, im Grenzgebiet zwischen Kolumbien und Ecu-

ador registriert. Diese südamerikanische Naturkatastrophe kam völlig überraschend und forderte Hunderte Todesopfer. Ersten Berechnungen zur Folge lag das Epizentrum im Pazifik, sechshundert Kilometer vor der kolumbianischen Küste. Die Stärke des Bebens wurde zwischen 7,5 und 8,5 nach der Richterskala eingeschätzt. Erdbebenspezialisten in Wien sprachen in diesem Zusammenhang von einem „Weltbeben“, das die Geräte in den seismologischen Stationen rund um die Erde zum Ausschlagen gebracht hatte.

Beben derartigen Ausmaßes hat es im Verlaufe der Menschheitsgeschichte schon viele gegeben. Zieht man einen ungefähren Querschnitt der spektakulärsten Katastrophen von 1556 bis 1979, so kommt man auf eine Verlustziffer von über 2,4 Millionen Menschen. Trotz modernster Meßgeräte sehen sich aber die Seismologen oft außerstande, den genauen Zeitpunkt einer neuerlichen Erderschütterung exakt vorauszusagen. Diese geodynamischen Prozesse im Erdinnern sind nicht kontrollierbar. Kapazitäten vom Range eines Professors Icilio Finetti, führender Erdbebenexperte Italiens, scheuen sich daher nicht, öffentlich einzugestehen: „Wir können keinerlei Voraussagen über die Stärke weiterer Erdstöße stellen.“ Nicht nur ihn hatte 1976 die Katastrophe, die damals über Friaul hereingebrochen war, überrascht. Er hatte sie mit dieser Vehemenz nicht erwartet.

Erdbeben und ihre Ursache stellen für unsere Wissenschaftler schon lange keine Rätsel mehr dar. Sie gehen auf Erschütterungen der Erdkruste, die meist nur Sekunden dauern, zurück; aber auch auf Verschiebungen der Erdkruste. Man bezeichnet diese als „tektonische Beben“. Sie unterscheiden sich von sogenannten „vulkanischen Erdbeben“, die dann auftreten, wenn es

zum Ausbruch eines Vulkans, der sich auch unter dem Wasser befinden kann, kommt. Und schließlich gibt es noch die „Einsturzbeben“, die, wie schon die Bezeichnung andeutet, durch den Einsturz unterirdischer Hohlräume ausgelöst werden. Seebeben beispielsweise sind besonders tückisch, da sie in der Regel meist eine verheerende Flutwelle bewirken.

Ein Erdstoß setzt sich von seiner Ausgangsquelle wellenförmig fort. Messungen haben ergeben, daß dabei bis zu fünfzehn Zentimeter Bodenbewegung erzeugt werden. Bereits fünf Zentimeter können zu großen Zerstörungen führen, sofern sich der Erdbebenherd (das Epizentrum) unter dem Meeresboden befindet.

Auf unserem Planeten werden jährlich im Durchschnitt ungefähr zehntausend Erdbeben registriert, jedoch nur die Hälfte davon wird auch ohne Instrumente wahrgenommen. Wirklich zerstörerisch sind aber nur an die hundert Erschütterungen.

Sind aber all diese Beben auf natürliche Ursachen zurückzuführen? Könnten sie nicht auch „künstlich“ herbeigeführt werden? Allerdings.

Die Universität von Canterbury, Neuseeland, beispielsweise hat entsprechende Versuche durchgeführt. Sie nahm für ihre Bebenforschung eine mächtige Maschine von eintausend Tonnen Gewicht in Betrieb. Diese gigantische Apparatur wurde von der englischen „Dartec Limited“ konstruiert, und die Firma gewann damit den Auftrag für das neuseeländische Bebenforschungszentrum gegen ähnliche Konstruktionen aus der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten.

„Dartec-1000“ (so der Name dieser Maschine) wurde konstruiert, um Materialien und Konstruktionsart ein-

zelter Bauteile echten Erdbebenbedingungen aussetzen zu können, ohne den Umweg über Modelle nehmen zu müssen. Auf diese Weise ist man in der Lage, einzelne Gebäudeteile im Original unter Druck zu setzen. Allein der Rahmen, in den die Gebäudeteile eingespannt werden, ist acht Meter hoch und wiegt fünfunddreißig Tonnen. Alle Bauteile bis zu 10 mal 7,5 mal 4 Meter können von „Dartec-1000“ getestet werden. Hydraulische Pressen und Zusatzverstärker sorgen dafür, daß sogar die großen Kräfte der ersten Erdstöße erreicht werden können.

An alles haben die Konstrukteure gedacht. Ihr monströses „Kind“ wird elektronisch kontrolliert. Die Bebenmaschine spricht innerhalb von 0,02 Sekunden auf das erste Signal an, so daß für die Prüfung der Widerstandsfähigkeit eines Bauteiles die aufgezeichneten Signale echter Erdbeben verwendet werden können.

Man sieht also: Unsere Wissenschaft ist bereits imstande, Erderschütterungen zu simulieren. Könnte es vielleicht auch bei echten Beben zu ähnlichen „Nachbildungen“ gekommen sein?

Vielleicht unbeabsichtigt, ungewollt?

Diese provokante Frage stellt sich keineswegs zufällig. Sie ergibt sich vielmehr aus der Fortführung der in diesem Buch diskutierten Hypothese über die Herkunft der „Herren in Schwarz“. Gehören diese Männer zum Geheimdienst einer Großmacht? Oder arbeiten sie autonom? Sind sie amerikanische, russische oder gar chinesische Befehlsempfänger? Oder unterstehen sie einer uns unbekanntem Macht? Kaum vorstellbar, wenn man weiß, daß den weltweit tätigen Spionagediensten heute kaum noch eine Stecknadel im Heuhaufen entgehen kann. Sie wissen vielleicht nicht über alle Aktivitä-

ten im einzelnen Bescheid — aber anonym läßt sich zwei Jahrzehnte vor dem dritten Jahrtausend dieses Handwerk gewiß nicht mehr betreiben.

Die „Herren in Schwarz“ zeichnet aber bis zum heutigen Tage eine geradezu provozierende Anonymität aus. Sie sind sozusagen ein Faktor X. Unbekannte Wesen. Ihre Spur vermochte bisher kein Geheimdienst zu folgen. Sie verlor sich, trotz hartnäckiger Fährtenmacher, buchstäblich im Nichts.

Ein Ding der Unmöglichkeit, werden Sie, lieber Leser, jetzt vielleicht denken. Zweifellos — wenn man mit den uns bekannten Wertmaßstäben mißt. Wenn man die „Herren in Schwarz“ um jeden Preis in der Jetztzeit sucht.

Was aber, wenn diese dunklen Phantome gar nicht in unserer Gegenwart zu finden wären? Wenn sie imstande sein sollten, nicht nur räumliche, sondern sogar „zeitliche Entfernungen“ zu überbrücken? Wenn sie also nicht in unserer Zeit, in unserem Heute, zu Hause wären? Wenn die Unbekannten in der Lage sein sollten, räumlich unabhängig zu operieren, in der Zeit, durch die Zeit zu reisen?

Unmöglich, werden Sie antworten. Das sind irrealen Theorien. Unsere wissenschaftliche Forschung hat noch keinen Weg gefunden, die Zeitbarriere zu überwinden. Solche Überlegungen spuken vorläufig nur durch diverse utopische Romane. Sie sind reine Phantasieprodukte. Science-fiction.

Wahrscheinlich haben Sie recht. Aber die Möglichkeit besteht immerhin, daß auch das Unmögliche existieren könnte. Einmal mehr greife ich auf den berühmten Theologen und Philosophen Teilhard de Chardin zurück, der seinerzeit feststellte: „Im kosmischen Maß-

stab (so lehrt uns die moderne Physik) hat nur das Phantastische eine Chance, wahr zu sein.“

Phantastisch genug wäre sie ja, die Überlegung, die „Herren in Schwarz“ stammten zwar aus dieser Welt — aber nicht aus dieser Zeit. Da es uns bis heute aber unmöglich ist, die Grenze in eine andere Dimension zu überschreiten, weil wir — vorderhand — auch nicht in der Lage sind, die Zeit zu manipulieren, und weil dies auch in unserer Vergangenheit kaum möglich gewesen sein kann, gibt es eigentlich nur eine überlegenswerte Erkenntnis, eine zwingende Logik „im kosmischen Maßstab“: Die „Herren in Schwarz“ sind Zeitreisende. Agenten in geheimer Mission. Aus einer Zeitepoche, die noch vor uns liegt. Besucher aus der Zukunft!

Aber was hat dies mit „künstlichen“ Erdbeben zu tun? Welcher Zusammenhang ergibt sich da? Lesen Sie bitte zunächst einmal zwei Passagen aus dem bemerkenswerten Buch von Ernst Meckelburg „Der Überraum — Expeditionen ins Unfaßbare“. Meckelburg ist Naturwissenschaftler, steht aber dennoch paranormalen Phänomenen aufgeschlossen gegenüber. Er hält die Zeitschranke für überwindbar, und in seinem Buch liefert er dafür jede Menge Anhaltspunkte. Meckelburg schreibt:

„John B. Priestley untersuchte in ‚Man and Time‘ (Der Mensch und die Zeit; London 1964) die Möglichkeiten des Menschen in seiner Relation zur Zeit. ‚Zeit Nr. 1‘ nennt er die Uhrzeit, die im Alltag gebräuchlich ist; sie entspricht dem Ich-Bewußtsein. Als ‚Zeit Nr. 2‘ bezeichnet er die Zeit, in der wir leben, wenn wir träumen oder in einem veränderten Bewußtseinszustand sind (Welt des Voraustrumes). Schließlich bezeichnet

er ‚Zeit Nr. 3‘ als dritte Art der Zeit, die irgendwie mit der Fähigkeit zusammenhängt, das Mögliche und das Wirkliche zu verbinden oder zu träumen (übergeordnetes Bewußtsein).“

Von einer höherdimensionalen Warte aus gesehen, dürfte das Raum-Zeit-Gefüge (RZ-Gefüge) eine „massive, erstarrte Form“ besitzen. Kein Wunder, daß der bekannte sowjetische Astrophysiker Dr. Nikolai Kozyrew die Zeit als eine Form der Energie definiert wissen möchte. Bei genau überwachten und wiederholten Versuchen haben seine Meßgeräte eine unbekannte Energie registriert, die sich mit bekannten mechanischen und chemischen Prozessen verband. Dies wäre, so folgert Kozyrew, die „Zeit“. Er hat festgestellt, daß ein System, das sich entgegen dem Uhrzeigersinn dreht, positiv ist; also würde Energie hinzutreten. Entgegengesetzt drehende Systeme beinhalten einen negativen Zeitfluß.

Ernst Meckelburg propagiert in dem von ihm zusammengetragenen Mosaik den sogenannten „Überraum“, faktisch das „Sprungbrett“, von dem aus man — wenn die hierfür erforderlichen wissenschaftlichen Möglichkeiten einmal ausgeschöpft sein sollten — in jede beliebige Zeitphase „eintauchen“ könnte. Meckelburg ergänzt:

„Unsere Nachfahren, die — vom Überraum aus gesehen — schon längst existieren, könnten z. B. eine Zeitmaschine erfinden (besser: erfunden haben) und hiermit ihre Altvorderen, also uns, besuchen (d. h. schon besucht haben) . . .

Mehrere solcher interdimensionaler Operationsfahrzeuge könnten doch im Verlaufe weniger Jahre oder Jahrzehnte buchstäblich die ganze ‚Zeitgeschichte‘ dieses Planeten mühelos ‚abfahren‘, Beobachtungen anstel-

len und auf diese Weise ihre (von uns aus gesehen erst eintretende) eigene Geschichte plastisch studieren . . .“

Für Ernst Meckelburg gewinnt die Hypothese über jederzeit zu vollziehende Zeitsprünge auch deshalb an Wahrscheinlichkeit, weil derartige — uns Heutigen unbegreifliche — Begebenheiten oft und oft beobachtet werden können. Der Autor denkt hier in erster Linie an das plötzliche Erscheinen oder Verschwinden von unbekanntem Flugobjekten. Sie scheinen aus dem Nichts zu kommen, um später in gleicher Weise aus unserem Blickfeld zu entschwinden. Das UFO habe sich buchstäblich „in Luft aufgelöst“, wird von fassungslosen Augenzeugen angegeben. Meckelburg folgert schlüssig:

„Für die interdimensionale Operationsweise dieser Fahrzeuge sprechen zahlreiche Berichte, aus denen hervorgeht, daß sich UFOs auch teilmaterialisieren und in diesem Zustand durchsichtig erscheinen können. Der auf Gran Canaria ansässige und dort hochgeachtete Arzt Dr. F. J. Padrón León ließ sich am Abend des 22. Juni 1976 im Taxi zu einem in Las Rosas wohnenden Patienten fahren, als er plötzlich hinter einer Kurve im Abstand von nur 60 Metern ein fremdartig aussehendes Objekt bemerkte. Reporter der Zeitung La Provincia — durch die mysteriösen Vorgänge auf der spanischen Ferieninsel ohnehin alarmiert — wollten später von León unter anderem wissen, ob das beobachtete Objekt massiv oder durchsichtig gewesen wäre. Hierzu äußerte sich León wortwörtlich: Als wir (er und der Taxifahrer) es genauer betrachteten, konnten wir die Sterne hindurchsehen. Es war ungefähr so hoch wie ein dreistöckiges Haus. Außen, an der rechten Seite, hatte

es eine ovale Zeichnung. Im Inneren sah man so etwas wie eine Plattform, silbern, mit drei Hebeln, alle drei nach vorn gerichtet.

Befand sich das von León beobachtete Objekt zu diesem Zeitpunkt etwa noch im teilmaterialisierten Zustand, in einer Art Halbraum zwischen unserem RZ-Kontinuum und einer übergeordneten Struktur?“ fragt Meckelburg mit einiger Berechtigung. Wir aber fragen uns, welche Folgen dieses Durchbrechen der Zeitmauer auf die gegenständliche Welt haben könnte. Der auf mysteriöse Weise ums Leben gekommene amerikanische UFO-Forscher und Wissenschaftler Morris K. Jessup (er verübte angeblich Selbstmord) vertrat beispielsweise die Meinung, daß durch die Energie eines Magnetfeldes Materie verwandelt und auf diese Weise von einer Dimension in eine andere befördert werden könnte. Dabei berief sich Jessup stets auf Einsteins „Einheitliche Feldtheorie“, die ja bekanntlich besagt, daß Begriffe wie Raum, Zeit (Raum-Zeit), Materie und Energie zusammenhängend betrachtet werden müssen.

Könnte bei Verwendung und beim Einwirken solch starker, pulsierender elektromagnetischer Felder ein spektakulärer Nebeneffekt entstehen, der Folgewirkungen auf die im „Zielpunkt“ befindliche Umwelt nach sich zieht?

Denken wir doch einmal an den Schall. Er bewegt sich wellenförmig von seinem Zentrum — etwa uns selber — weg. Mit einer Geschwindigkeit von 333 Mikrosekunden; oder 1 200 Stundenkilometern. Die Schallgeschwindigkeit vergrößert sich sogar noch im Wasser und in festen Körpern.

Früher hegte man die Überzeugung, daß die Schall-

mauer die absolute Grenze für alle angestrebten Geschwindigkeitsrekorde im Flugwesen darstellen müßte. Aber schließlich gelang es doch, diese Barriere zu durchbrechen. Als der erste Pilot die Schallgeschwindigkeit mit seiner Maschine überschritt, hatte er damit gleichzeitig den auf das dreifache angestiegenen Luftwiderstand überwunden. In das dabei entstehende Vakuum brachen danach die Luftmassen mit donnerndem Krachen wieder ein. Oft genug kam es bei solchen Flugmanövern zu unangenehmen Begleiterscheinungen. Etwa dann, wenn der Düsenjägerspilot mit seiner Maschine zu knapp über menschlichen Ansiedlungen hinwegraste. Zersprungene Fensterscheiben waren die mindeste Zerstörung, die durch die aggressiven Schallwellen herbeigeführt wurden. Längst hat man inzwischen den Schall auch als Kriegswaffe entdeckt. Sogenannte Schallkanonen sind, scheinbar lautlos, imstande, mit Hilfe von Schallwellen selbst massiv gebaute Häuser zum Einsturz zu bringen.

Wäre ein ähnlicher Effekt wie beim Schall nicht auch bei einem Übergang von einer Dimension in die andere denkbar? Hervorgerufen durch elektromagnetische Felder? Wenn sich beispielsweise zwei Zeitebenen (was ja vorkommen könnte) „überlappen“ sollten, und sich die Zeitmaschine der Fremden aus der Zukunft zufällig in dem Einflußbereich dieser Zeitebenen materialisieren würde?

Wäre es also denkbar, daß manche auf diesem Planeten registrierte Beben unbeabsichtigte Begleit- beziehungsweise Folgeerscheinungen eines Besuches aus der Zukunft gewesen sind? Als uns die „Herren in Schwarz“, Agenten aus einer anderen Zeitepoche, mit ihrem — unerwünschten — „Gastspiel“ beehrten?

### XIII.

#### ENTHÜLLTES GEHEIMNIS

Was wollen sie, die Herren in Schwarz? — Kontrollieren sie die Zeitebene? — „Stolpersteine“ — Wer besuchte Abraham und Lot? — Wer waren die drei Weisen aus dem Morgenland? — Ein „Steckbrief“ über die Herren in Schwarz — Der geheimnisvolle „Major French“ — Tödliche Folgen — Mysteriöses um Morris Jessup — Die „Herren in Schwarz“ verstehen keinen Spaß — Wieviel wußte Heinrich Schliemann? — Ein Buch, das nie erschien — Die „Marsmenschen“ — Ein Holzfäller als UFO-Zeuge — Einem Attentat entronnen — Augenzeugen eingeschüchtert — Wer stirbt schon gerne? — Eine rätselhafte Darmerkrankung

Wir haben nunmehr, über viele Buchseiten hinweg, von jenen dunklen Phantomen berichtet, die, wo immer sie in Erscheinung treten, zur Beunruhigung der Normalbürger beitragen. Wir nennen sie die „Herren in Schwarz“; welchen Namen oder welche Bezeichnung sie sich selbst gegeben haben, ist uns nicht geläufig. Vor allem aber wissen wir nichts über ihre Identität. Da bleibt es gegenstandslos, daß sich die Unbekannten von Fall zu Fall mit CIA-, FBI- oder Air-Force-Ausweisen legitimieren, weil längst feststeht: Sämtliche dieser scheinbaren Dokumente sind ausnahmslos gefälscht!

Dennoch müssen die Drahtzieher dieser Organisa-

tion über ausgezeichnete Kontakte zu hohen und höchsten Regierungs- und Militärstellen verfügen, weil nur auf diesem Weg Zugang zu wichtigen Akten, für die sich die „Herren in Schwarz“ interessieren, gefunden werden kann.

Zwei wichtige Fragen stellen sich für jene, die bestrebt sind, hinter das Geheimnis der „Herren in Schwarz“ zu gelangen:

Wer sind sie? Was wollen sie?

Und dennoch wird im Eifer der Nachforschungen die eigentliche Schlüsselfrage ignoriert. Sie allein nur bietet das Fundament unserer Untersuchungen, der wahren Identität der „Herren in Schwarz“ endlich näherzukommen.

Woher kommen sie?

Das Treiben dieser unheimlichen Schreckgestalten auf unserem Planeten muß zwangsläufig bestimmten Gesetzen folgen, die zu erfüllen den „Herren in Schwarz“ von irgendwoher und durch irgendjemanden aufgetragen worden ist. Wer aber hat zur Zeit genügend Macht, genügend Einfluß und genügend Möglichkeiten, um ein dermaßen ausgeklügeltes Schachspiel mit uns Menschen voranzutreiben? Ganz gewiß keine Großmacht, ganz egal ob wir dabei an die USA, die Sowjetunion oder an China denken. Die auf Gegenseitigkeit beruhende Spionagetätigkeit ist längst über kindische James-Bond-Spielereien hinausgewachsen. Den Weltmächten ist es heute fast unmöglich geworden, wirklich Geheimes vorzubereiten. Denn jeder überwacht jeden. Zu Land, zu Wasser und vor allem in der Luft. Und auch der nahe Weltraum ist längst okkupiert. Satellitenspione sind mit hochempfindlichen Radar-  
augen ausgerüstet — und die sehen, wenn es einmal

darauf ankommen sollte, sogar die Stecknadel im Heuhaufen.

Und doch: Das unheimliche Rätsel der „Herren in Schwarz“, die Frage nach ihrer Herkunft und ihren Zielen, besteht weiter. Niemand war bisher imstande, auch nur den Zipfel jener Decke, die das Geheimnis der Unbekannten verbirgt, zu lüften. Was uns erneut überlegen läßt: Woher kommen sie?

Wo liegt die Zentrale der „Herren in Schwarz“? Von wo aus ziehen die Auftraggeber dieser mysteriösen Organisation — denn um eine solche scheint es sich zweifelsfrei zu handeln — ihre Fäden und lassen uns wie Marionetten tanzen?

Wir erinnern uns an Berichte, wo vom seltsamen Verschwinden der schwarz Gekleideten die Rede ist. Wo Polizeibeamte beim Überprüfen von bestimmten Autotypen vor Unfaßbares gestellt wurden:

Das Fahrzeug — in der Regel eine dunkle Limousine — löste sich unter ihren Händen buchstäblich in Luft auf. Polizisten griffen entgeistert ins Leere . . .

Wer nun denkt, alle diese Wiedergaben seien einfach auf überhitzte Phantasievorstellungen zurückzuführen, irrt. Polizisten sind in den meisten Fällen Realisten. Und wurden dennoch mit dem Unglaublichen konfrontiert. Dinge und Menschen verschwanden, als wäre es das Einfachste der Welt, von der Bildfläche. Wurden schlichtweg unsichtbar. So als hätten sie sich in eine andere Dimension katapultiert. Derartige Beispiele lassen sich bei den „Herren in Schwarz“ in genügender Menge aufzählen.

Liegt hierin vielleicht das Geheimnis ihrer Identität verborgen?

Sind diese Phantome in Wahrheit Reisende durch

die Zeit? Besitzen sie die Möglichkeit und die Hilfsmittel, sich von einer Dimension in eine andere zu begeben?

Sind sie überhaupt gegenwärtig?

Zeitreisende — gesetzt den Fall, es gibt sie — haben bestimmt Mittel und Wege gefunden, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander zu verbinden.

Das Wort Zukunft vermag uns zu faszinieren. Denn nur von einer Rampe, des Zukünftigen aus, wäre man — hypothetisch — in der Lage, für uns Gegenwärtiges zu überblicken. Wäre man imstande, dabei Unzukömmlichkeiten wahrzunehmen. Unzukömmlichkeiten, die vielleicht Zukünftiges nachhaltig zu beeinflussen vermögen. Und die daher korrigiert werden müssen.

Ist das vielleicht die wahre Aufgabe jener Wesen, die uns nicht erst seit heute beunruhigen, nein auch schon gestern und vorgestern?

Haben die „Herren in Schwarz“ mit Zeitphänomenen zu tun? Sind sie Agenten zwischen den Dimensionen?

Ist ihnen die Aufgabe gestellt, die Zeitebene zu kontrollieren? Müssen sie koordinieren? Korrigieren?

Handelt es sich bei den „Herren in Schwarz“ um eine aus der Zukunft agierende Polizeieinheit?

Um sogenannte Zeit-Korrektoren?

Manche Geschehnisse, die einwandfrei die Handschrift dieser unheimlichen Phantome tragen, scheinen eine solche Vermutung zu bestätigen. Und Beispiele wie die überlieferten Erzählungen über den geheimnisvollen Grafen von Saint Germain oder die noch recht aktuelle Story um den rätselhaften Milliardär Howard Hughes, sind offenbar die Bestätigung unserer Verdachtshypothese.

Diese, vielleicht aber auch noch ein paar andere Persönlichkeiten — denken wir nur an das Erfinder- und Malergenie Leonardo da Vinci — waren offenbar aus ihrer Zeitebene gerissen worden, „landeten“ — freiwillig oder auch nicht — in einer unbekanntem Vergangenheit. In einer Epoche, aus der es für sie kein Zurück mehr geben konnte. Ihre Kenntnisse hatten sie aber deshalb nicht verloren, und so versuchten sie, zukünftiges Wissen in dem Zeitabschnitt, der sie „gefangen“ hielt, nutzbringend zu verwerten.

Jene Wesen aber, die allein über die Möglichkeiten verfügen, beliebig durch die Zeit zu reisen, denen die Aufgabe gestellt ist, jene Zeitabschnitte zu kontrollieren, sahen in diesen illegalen Zeitreisenden „Stolpersteine“. Und so arbeiten vielleicht die mysteriösen „Herren in Schwarz“ daran, diese „Stolpersteine“ aus dem Weg zu räumen. Sie korrigieren Zeitparadoxe — und dies nötigenfalls auch mit Gewalt!

Es ist eine erbarmungslose Aufgabe, die den Phantomen aus der Zukunft gestellt ist — aber letzten Endes die einzige Möglichkeit, ihre eigene Gegenwart vor „Vergangenheitssünden“ zu retten.

Natürlich stellt sich hier die Frage, wem prominente Staatsmänner und Kirchenführer wie John F. Kennedy oder Papst Johannes Paul I. im Wege gewesen sein könnten? Welche Motive für ihre Beseitigung ausschlaggebend waren? Darüber sich in Spekulationen zu verlieren, scheint sinnlos. Wir kennen die in unserer Zukunft geborenen Beweggründe nicht, die diese Gewalttaten im Laufe der Menschheitsgeschichte rechtfertigen. Wir wissen nur, daß es immer wieder zu mysteriösen Todesfällen gekommen ist, die die Gesetzgebung mit einem klaren Begriff gebrandmarkt hat: Mord!

In dem einen oder anderen Fall reichen, zugegebenermaßen, die Indizien nicht aus, um den oder die Täter zu überführen. Aber ich habe, anhand einiger markanter Beispiele, aufzuzeigen versucht, daß die schemenhaften „Herren in Schwarz“ oftmals ganz bestimmt zu verdächtigen sind. Ihre Rolle, die sie etwa in der unachgiebigen Verfolgung wichtiger UFO-Zeugen spielen, ist ebenfalls unbestritten. Offenbar sind UFOs, diese seltsamen Himmelsobjekte, mit dem Schicksal der „Herren in Schwarz“ untrennbar verbunden. Und wenn nicht alles täuscht, dann handelt es sich bei den umstrittenen „fliegenden Untertassen“ in Wahrheit nicht um Raumfahrzeuge, sondern um „Dimensionsschiffe“, die, nach Wunsch ihrer Insassen, aus unserer Zeit verschwinden können, um sich dann in einer anderen Zeitperiode wieder zu materialisieren.

Wer diverse UFO-Zeugenberichte aufmerksam studiert hat, wird sich gewiß an manche Aussagen erinnern, wonach solche UFOs, oft völlig unmotiviert, vor den Augen ihrer Beobachter buchstäblich verschwanden. „Wie ein Licht, das in der Dunkelheit ausgeschaltet wird“, stellten die überraschten Augenzeugen fest, wenn man sie nach dem Hergang des Verschwindens des UFOs befragte.

Ähnliche Fähigkeiten werden auch den „Herren in Schwarz“ zugeschrieben.

Ein UFO-Sachbuchautor, der sich mit dieser unheilvollen Organisation in verschiedenen Publikationen auseinandergesetzt hat, John Keel, ist davon überzeugt, daß diese Zeitagenten bis in die fernste Vergangenheit hinein gewirkt haben und, anhand diverser Überlieferungen in alten Schriften und „heiligen“ Büchern, zweifelsfrei nachzuweisen sind.

Denken wir beispielsweise an unsere Bibel. Sowohl im Alten als auch im Neuen Testament gibt es zumindest zwei Geschehnisse, die verdächtig präzise auf die Spur der „Herren in Schwarz“ zu führen scheinen. Wobei eines ja inzwischen nicht mehr diskutiert zu werden braucht: Die rätselhaften „Zeitkorrektoren“ (wie wir sie künftig auch nennen wollen) treten nicht ausschließlich in dunkler Kleidung auf. Wir wissen aus Beispielen — die ich auf vorangegangenen Seiten genannt habe —, daß sich die „Herren in Schwarz“ nicht verlegen zeigen, wenn es gilt, in entsprechender Tarnung aktiv zu werden. Und so können wir ihr Eingreifen in die Menschheitsgeschichte auf vielfältige Weise dokumentieren. Der Amerikaner John Keel bemerkt in seinem 1976 erschienenen Buch „The Cosmic Question“ zu Recht, daß sich diese Zeitkorrektoren unterschiedlichster Identität und Verkleidung bedienten, um ihr vorgeschriebenes Ziel zu erreichen.

Sie gebrauchten ihren Einfluß auf die Umwelt, je nach Geschichtsepoche, als anerkannte Bankiers ebenso wie als Freimaurer, Jesuiten, Alchimisten oder sonstige wichtige Persönlichkeiten. Und weil ich vorher auf die Bibel verwiesen habe: Wer waren jene zwei Männer, die Abraham und Lot dazu veranlaßten, die vom Untergang bedrohten „sündigen“ Städte Sodom und Gomorrha auf schnellstem Wege zu verlassen? Woher wußten sie so genau, daß der Count-down zur Zerstörung beider Ansiedlungen nicht mehr aufzuhalten war?

Und wer waren — um in das Neue Testament überzuwechseln — die drei „Weisen“ aus dem Morgenland, denen der Volksmund frei erfundene Namen — Kaspar, Melchior, Balthasar — gegeben hat, die aber weder

so hießen, noch jemals „Könige“ gewesen sind? Laut Bibeltext kamen die drei aus dem „Osten“. Sie folgten angeblich einem Stern, der sie ziemlich genau zur Geburtsstätte Jesu geführt haben soll. Erstaunlich genug, wo doch Sterne in der Regel schwerlich in der Lage sind, je nach Belieben voranzufiegen oder über dem Zielort stehenzubleiben.

Aus unserem Umgang mit den „Herren in Schwarz“ wissen wir inzwischen, daß ihre Verbindung zu beweglichen „Sternen“ — UFOs — nicht abzuleugnen ist. Diese „Weisen“ aus dem Morgenland besaßen nicht nur Vorkenntnisse über kommende Ereignisse, sie wußten auch von der Gefahr, die dem in Bethlehem Geborenen drohte. Nach ihrem Besuch bei König Herodes und ihrer Referenz gegenüber der „Heiligen Familie“, verschwanden sie von der Bildfläche — oder, wie es der Bibeltext umschreibt, „sie nahmen einen anderen Weg nach Hause“.

Darüber zu sinnieren, welcher tieferer Sinn im Besuch der „Herren in Schwarz“ bei Jesus liegen könnte, scheint zwecklos. Da die Fremden aber aus der Zukunft kamen, dürfte auch in diesem Fall eine bestimmte Korrektur vorgenommen worden sein, um gewisse „Stolpersteine“ auf der Zeitebene zu beseitigen. Im übrigen ist es keineswegs erwiesen, daß die „Weisen“ tatsächlich aus dem „Morgenland“ gekommen sind. Man nahm es deshalb an, weil diese Besucher angeblich „orientalische“ Gesichtszüge gehabt haben sollen. Wieder ein deutlicher Hinweis auf die „Herren in Schwarz“. Beschreibungen aus den vergangenen Jahrzehnten sowie zeitgemäße Beobachtungen erweisen sich als recht einheitlich. Demnach gibt es zumindest drei verschiedene Typen, über die ein „Steckbrief“ existiert:

Große Männer von schlankem Wuchs mit Bürstenhaarschnitt und hellem Teint, die an Skandinavier erinnern.

Fremde von unterschiedlicher Größe, die oft als seltsames Paar in Erscheinung treten: ein langer Blonder, beispielsweise, sowie ein kleingewachsener Begleiter, dunkelhaarig.

Kleine Männer von dunklem Teint, schwer zu verstehendem Akzent und orientalischem Gesichtsschnitt.

Der bekannte amerikanische UFO-Autor Brad Steiger erinnert sich an ein Ferngespräch, das er 1968 mit einem Journalisten führte. Dieser Zeitungsmensch, mit Steiger befreundet, ärgerte sich darüber, daß er mit einem UFO-Fall, den er für sein Blatt untersuchte, nicht vorankam. Zeugen, die er befragte, hatten ihm die Auskunft verweigert, und darüber hinaus war er von einigen Leuten, die sich als UFO-Forscher ausgaben, in seiner Arbeit behindert worden.

Steigers präzise Befragung des Freundes brachte die Wahrheit ans Licht: Die Unbekannten hatten sich als Angehörige der bekannten UFO-Organisation NICAP legitimiert, doch ein Steiger bekanntes Mitglied dieser Forschungsgruppe dementierte anhand der Beschreibung dieser Leute und der Namen, die sie angegeben hatten, ihre Zugehörigkeit. „Es waren kleine Männer in dunklen Anzügen“, beschrieb Steigers Journalistenfreund seine seltsame Begegnung. „Jeder dritte von ihnen war tief gebräunt. Sie trugen dunkle Brillen.“

Olivfarbene Haut hatte jener Fremde, der Missis R. Butler im Jahr 1967 in ihrer Wohnung in Owatonna, Minnesota, besuchte. Kurz vorher war sie, gemeinsam mit ihrer Freundin, Zeugin einer UFO-Landung auf freiem Feld geworden. Während diese Freundin wie in

Trance niedersank, vernahm Missis Butler erstaunt eine metallisch klingende Stimme, die aus dem Mund der Knieenden zu kommen schien: „Wie ... teilen ... Sie ... Ihre ... Zeit ... ein?“, lautete die stockende Frage. Missis Butler versuchte zu erklären, daß das Jahr in Tage, und diese in Stunden, Minuten und Sekunden eingeteilt würden. Dann erwachte die Freundin wieder aus ihrer Trance, während die „Untertasse“ steil zum Himmel emporraste.

Der Mann, der nun Missis Butler in ihrer Wohnung aufsuchte, hatte sich als Major Richard French ausgewiesen. Er sei Luftwaffenoffizier und beim Rundfunk beschäftigt, versuchte er der Frau klarzumachen. Missis Butler erinnerte sich in einem Gespräch mit dem Schriftsteller John Keel noch sehr genau an das Aussehen ihres Besuchers: „Er war etwa 1,74 Meter groß, hatte einen olivfarbenen Teint und ein spitzes Gesicht. Sein Haar war dunkel und sehr lang, zu lang für einen Offizier der Luftwaffe. Er sprach ein perfektes Englisch und machte einen intelligenten Eindruck.“

Bekleidet war der Fremde mit einem grauen Anzug. Dazu trug er ein weißes Hemd mit schwarzer Krawatte. Alles an seiner Kleidung wirkte wie fabriksneu, fiel Missis Butler auf. Sie hatte es nicht verabsäumt, sich auch die Autonummer ihres Besuchers heimlich zu notieren. „Major French“ war in einem weißen Mustang vorgefahren — ein Mietwagen aus Minneapolis, wie sich später herausstellte. Nachforschungen ergaben zwar, daß die Luftwaffe in Minnesota einen Offizier namens Richard French beschäftigte, aber ein Foto dieses Mannes ergab einwandfrei: Jener „Major“, der Missis Butler aufgesucht hatte, sah anders aus.

„Diese Leute stehen in keinerlei Zusammenhang mit

der Air Force“, wurde John Keel aufgeklärt. Sein Gesprächspartner war immerhin Colonel George Freeman, der Pentagonsprecher des „Project Bluebook“. Freemans inbrünstigsten Wunsch konnte ihm Keel freilich nicht erfüllen: „Ich würde gerne einmal einen dieser schwarz Gekleideten oder als Air-Force-Offiziere getarnten Männer fangen.“

Ein derartiger Versuch scheint außerdem lebensgefährlich zu sein. In seinem Buch „Le Livre Noir des Soucoupes Volantes“ (zu deutsch: „Das Schwarzbuch der Fliegenden Untertassen“) schreibt der Franzose Henry Durrant: „Es hat sich herausgestellt, und die Statistiken beweisen es, daß ernsthafte UFO-Forscher, die in der Öffentlichkeit Beachtung finden, etwas zu häufig einem Herzinfarkt erliegen oder durch Selbstmord zu Grunde gehen ...“

Daran ist etwas Wahres, wie einige Fallbeispiele zeigen.

Einer der prominentesten UFO-Experten, Dr. James E. Donald, wurde am 13. Juni 1971 bei der Canyon-del-Oro-Brücke in Arizona tot aufgefunden. Mit einer Kugel im Kopf. Die offizielle Version lautete auf Selbstmord.

Nach der Veröffentlichung seines Buches „Unidentified Flying Saucers“ erlag der bekannte Physiker Charles A. Maney vom Defiance College in Ohio einem Herzschlag. Zu diesem Zeitpunkt hatte er das Manuskript zu seinem zweiten Buch gerade fertiggestellt. Die Witwe des Physikers hat es seltsamerweise nie veröffentlicht.

Durch Herzinfarkt endete interessanterweise auch der Chef des „Project Bluebook“, Edward Ruppelt. Der Luftwaffenoffizier hatte, wie sich später herausstellte,

geheime UFO-Dokumente dem UFO-Forscher Major Donald E. Keyhoe weitergereicht.

Wilberth B. Smith, Leiter des „Project Magnet“ (ebenfalls eine geheime UFO-Sache) starb mit 52 Jahren. Ursache: unbekannt.

Mysteriös war auch der Tod von Frank Edwards, Autor mehrerer kritischer UFO-Bücher und populärer Radiokommentator, der 1966 verstarb. Er wurde eines Morgens im Bett seines Hotelzimmers tot aufgefunden worden. Mutmaßliche Todesursache: Herzversagen.

Besonders geheimnisvoll und immer noch nicht zufriedenstellend geklärt ist der Tod des amerikanischen Forschers Dr. Morris K. Jessup. Am 20. April 1959, gegen 18.30 Uhr, war der auch als Autor von UFO-Büchern bekannt gewordene Wissenschaftler, nur noch schwach atmend, in seinem Kombiwagen aufgefunden worden. Das Auto parkte nicht weit von seinem Haus in Coral Gables. Jessup starb auf der Fahrt ins Krankenhaus — an einer Kohlenmonoxydvergiftung. Er hatte sie — laut offizieller Aussage — angeblich selbst herbeigeführt, indem er einen Schlauch über das Auspuffrohr seines Wagens stülpte und dann das Gas durch das fast geschlossene Fenster ins Wageninnere leitete.

Diese Version wird von nicht wenigen Menschen bezweifelt. Vor allem von Jessups Freund, dem Tiefseeforscher J. Manson Valentine, der an jenem Abend auf die Ankunft Jessups wartete. Kurz vorher war Valentine (der seinerseits wieder mit dem Spezialisten für Geschehnisse im „Bermuda-Dreieck“, Charles Berlitz, bekannt ist) von Jessup angerufen worden, wobei ihm der UFO-Forscher sensationelle Dokumente zu zeigen versprach. Es braucht wohl nicht eigens darauf hingewie-

sen zu werden, daß sich im Fond des Kombiwagens nicht die Spur irgendwelcher Jessup-Notizen finden ließ. Mit einer Ausnahme: Ein Zettel, auf dem der Wissenschaftler handschriftlich ankündigte, sich selbst töten zu wollen.

In ihrem Buch „Das Philadelphia-Experiment“ legen Berlitz und sein Mitautor Moore ernstzunehmende Hinweise für die Unglaubwürdigkeit dieser Selbstmordversion vor.

„Der erste Anhaltspunkt kommt von Mrs. Anna Genslinger aus Miami, die sich zusammen mit einem befreundeten Polizeileutnant Zugang zu den Akten des Leichenbeschauers von Dade County, Florida, über den Fall Jessup verschaffte. Aus diesen Unterlagen geht hervor, daß Jessups Blut zum Zeitpunkt seines Todes mit einer normalerweise mehr als tödlichen Menge Alkohol übersättigt war. Mrs. Genslinger zufolge nahm Jessup zu dieser Zeit auch ständig Medikamente, die zusammen mit einer derartigen Menge Alkohol sofort tödlich gewirkt haben könnten, zumindest aber weit mehr als ausreichten, ihn völlig bewegungsunfähig zu machen. Er wäre absolut nicht in der Lage gewesen, aus eigener Kraft ins Auto zu kommen, geschweige denn noch mehrere Kilometer bis zum Country Park zu fahren, eine Selbstmordankündigung zu schreiben und dann den Schlauch am Auspuffrohr seines Wagens zu befestigen. Übrigens wurde nie eine Autopsie vorgenommen — eine höchst ungewöhnliche Vorgangsweise bei einem Selbstmord . . .“

Dr. Morris K. Jessup hatte sich nicht nur mit UFO-Phänomenen befaßt, sondern war auch den Hintergründen der geheimnisvollen Versuche der amerikanischen Kriegsmarine auf die Spur gekommen, die als sog-

nanntes „Philadelphia-Experiment“, die Dematerialisation eines Schiffes samt Mannschaft im Jahr 1943, bezeichnet werden. Nicht wenige Matrosen, die dabei in eine andere Dimension und wieder zurück geschleudert worden waren, fielen danach dem Wahnsinn zum Opfer. An der vollständigen Vertuschung dieses mißlungenen Experiments war höchsten Kreisen sehr gelegen. Politiker blamieren sich nicht gerne, und die Aufregung der amerikanischen Wähler bei einem Bekanntwerden dieser Sache wäre nicht ausdenkbar gewesen. Und noch jemand scheint damals seine Hände mit ihm Spiel gehabt zu haben. Jemand, dem es nicht recht sein konnte, daß mit Dingen experimentiert wurde, die an zukünftigen Fundamenten rührten: Die „Herren in Schwarz“ verstehen keinen Spaß.

Mit einiger Begründung fragen Berlitz und Moore in ihrem Buch: „War es wirklich Selbstmord, wie es den Anschein hatte, oder Mord, weil er zuviel wußte?“

Die von Mrs. Anna Genslinger vorgelegten Indizien sprechen für sich. Hier wurde offensichtlich ein Mann aus dem Weg geräumt, dessen Forschungsarbeit und eifriges Nachspüren den Interessen der Zeitkorrektoren zuwiderlief. Daher mußte Dr. Morris K. Jessup sterben.

Und auch der Schriftsteller und Forscher James R. Wolfe, der sich ebenfalls mit dem „Philadelphia-Experiment“ befaßt hatte und auch Jessup kannte, verschwand auf unerklärliche Weise, als er eben daranging, ein Buch über dieses ungewöhnliche Thema zu schreiben. William L. Moore, der Mitautor von Berlitz' Buch „Das Philadelphia-Experiment“, hatte noch Gelegenheit, mit Wolfe vor dessen rätselhaftem Verschwinden zu sprechen. Auch dieser hegte an der Ermordung von Morris K. Jessup keine Zweifel, gab dann aber

noch einen höchst merkwürdig klingenden Hinweis: Demnach hatte Jessup einfach zu viel über dieses mysteriöse Verschwinden eines Schiffes in der Marine werft von Philadelphia im Oktober 1943 in Erfahrung gebracht. Nicht so sehr der Schaden, den die Marine durch die Offenlegung des „Philadelphia-Experimentes“ erlitten hätte, sei der Hauptgrund für die fortdauernde Geheimhaltung gewesen, behauptete James R. Wolfe, vielmehr habe „ein gewisser Mann“ dadurch sein Image gefährdet gesehen.

Wolfe schwieg sich aus, um wen es sich bei dieser geheimnisvollen Persönlichkeit handeln könnte. Er deutete aber an, der Ungenannte verfüge über mehr als genug Einfluß, um nicht nur die Ermordung des UFO-Forschers zu veranlassen, sondern auch darüber hinaus für einen reibungslosen Ablauf des Attentats zu sorgen. Berlitz-Kompagnon Moore verabsäumte es leider, seinen Informanten über nähere Details zu befragen. Möglicherweise ist auch Wolfe für diesen Mann im Hintergrund — aus den bekannten Gründen — zu einem „Sicherheitsrisiko“ geworden. Seither hat man nichts mehr von dem Schriftsteller vernommen.

Der in Kanada geborene Autor Jean Prachan wiederum macht sich Gedanken über den ebenfalls spurlos verschollenen Enkel des Troja-Entdeckers Heinrich Schliemann. Dieser junge Mann, Paul Schliemann, kam im Jahr 1906 in den Besitz des Nachlasses seines Großvaters — ein versiegeltes Kuvert, in dem sich diverse Unterlagen sowie Fotografien befanden. In einem Begleitbrief stand zu lesen:

„Wer dieses Kuvert öffnet, muß schwören, meine unvollendete Arbeit fortzusetzen. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß Atlantis nicht nur ein weites Gebiet

zwischen Amerika und den westlichen Küsten Afrikas und Europas war, sondern auch die Wiege unserer gesamten Zivilisation. Dieser Punkt ist in der Fachwelt schon ausgiebig diskutiert worden. Die einen sagen, die Überlieferungen über Atlantis seien dichterischer Natur und einzig und allein durch Hinweise auf eine Sintflut begründet, die einige tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung stattgefunden haben soll. Andere wieder halten diese Tradition für geschichtlich authentisch, verfügen jedoch über keinerlei Beweise. Unter dem reichlichen Material werden Sie Dokumente, Notizen, Artikel und Beweise finden, die meiner Meinung nach über die Frage Aufschluß geben. Wer diese Dokumente gründlich untersuchen will, muß sich bei seiner Ehre dazu verpflichten, meine Nachforschungen weiterzuführen und alles zu tun, was in seiner Macht steht, um zum entscheidenden Durchbruch zu gelangen . . . Möge der Allmächtige diese wichtige Arbeit unterstützen.

Heinrich Schliemann.“

Paul Schliemann war von der Eröffnung seines Großvaters fasziniert. Er nahm die Spur auf und bereiste Ägypten und Lateinamerika sechs Jahre lang. In dem Magazin „New York American“ machte Schliemann am 20. Oktober 1912 dann erste Andeutungen über die Ergebnisse seiner bisherigen Nachforschungen und Ausgrabungen:

„Wie ich Atlantis, die Quelle aller Zivilisation, wieder fand“, betitelt der Enkel des Troja-Entdeckers den Bericht, worin er vom Fund zweier Münzen zu erzählen weiß, die aus derselben Legierung bestehen sollen wie jene Gegenstände, die Heinrich Schliemann, Pauls Großvater, in Troja ausgegraben und dem sagenhaften „Schatz des Priamos“ zugerechnet hat. Paul Schlie-

mann verweist in seinem Artikel aber auch auf zwei höchst merkwürdige Schriftstücke, die ihm als Beweis für die einstige Existenz von Atlantis gelten: Ein Maya-Manuskript aus dem Britischen Museum von London, in dem vom grauenhaften Ende des Landes „Mu“ berichtet wird, sowie ein chaldäischer Text, den er in einem Tempel in Lhasa in Tibet entdeckt haben will. Auch darin, behauptet Paul Schliemann, sei vom Untergang von „sieben Städten mit ihren goldenen Türmen und durchsichtigen Tempeln“ die Rede, „als der Stern Bal auf die Stelle fiel, an der es heute nur mehr Wasser und Himmel gibt“.

Am Ende seines archäologischen Berichts kündigt Schliemann die baldige Veröffentlichung eines Buches über Atlantis an, in dem er alle seine Behauptungen mit Beweisen untermauern wolle.

Dieses Buch ist niemals erschienen, und auch von Paul Schliemann hat man seither nichts mehr gehört. Oder deutlicher gesagt: der Atlantis-Forscher ist seit dem Jahre 1912 abgängig. Wissenschaftler behaupteten vor achtundsechzig Jahren, und man kann es ihnen nicht einmal verübeln, der Verfasser des Artikels habe lediglich geblufft und sei offenbar ein Betrüger. Jean Prachan bezweifelt das. In seinem Buch „UFOs im Bermuda-Dreieck“ kommt er zu dem waghalsigen Schluß, die (seiner Meinung nach immer noch existierenden) Atlantis-Bewohner hätten im Fall Schliemann zur Selbsthilfe gegriffen und den Forscher beseitigt. Prachans Folgerung: „Es ist nicht auszuschließen, daß auch er ‚Männern in Schwarz‘ zum Opfer gefallen ist. Es ist doch ziemlich merkwürdig, daß er genau zu der Zeit verschwand, als er spektakuläre Entdeckungen über Atlantis ankündigte . . .“

Wobei der kanadische Autor die „Herren in Schwarz“ mit den, angeblich in den Tiefen des Bermuda-Dreiecks hausenden, Atlantiden in Zusammenhang bringt, was kaum zusammenpaßt. Welche Ursache aber auch immer dem rätselhaften Verschwinden Schliemanns zugrunde liegen sollte, sie zu enthüllen wäre sicher reizvoll und wünschenswert. War auch der Atlantis-Forscher ein Sicherheitsrisiko geworden? Stand er vielleicht tatsächlich auf der „Abschußliste“ der Zeitkorrektoren?

Es wäre im übrigen ein verhängnisvoller Fehler, die „Herren in Schwarz“ als Phantasiegebilde abtun zu wollen. Ihre Spur ist konturenhafter, als wir vermuten. Ausgerechnet aus dem Zweiten Weltkrieg stammen Hinweise auf die Existenz einer mysteriösen Organisation, deren Verästelung durchaus irdische Züge trägt.

Einer der „Stolpersteine“, die den Zeitkorrektoren im Wege lagen, hieß — Adolf Hitler. Ihn galt es zu beseitigen. Die Gruppe, die dies zu betreiben hatte, nannte sich „Martians“. Auch wenn dieses Wort zu deutsch „Marsmenschen“ bedeutet, so darf man dabei keineswegs an Außerirdische denken. Es handelt sich vielmehr um einen Codenamen, denn die „Martians“ waren ein Teil der alliierten Gegenspionage. Sie hatten ihren Hauptsitz in England und wurden von Winston Churchill für besondere Zwecke herangezogen. Auch Amerikas Präsident Roosevelt und der sowjetische Diktator Stalin wußten über die Sonderaufgaben dieser Organisation genau Bescheid. Die „Martians“ bildeten gewissermaßen den Kern des gesamten Kriegsapparates. Es ist zu einem Gutteil dem amerikanischen UFO-Experten Jacques Vallée zuzuschreiben, daß die „Martians“ nicht in Vergessenheit geraten sind. Seinen

Nachforschungen verdanken wir einige interessante Hinweise.

Chef der Londoner Kontrollsektion, kurz LCS genannt, war Colonel John Bevan, der den Titel „Kontrollleur der Betrüger“ führte. Die Arbeit seiner „Martians“ konzentrierte sich hauptsächlich darauf, Freund und Feind bezüglich ihrer jeweiligen Strategie zu manipulieren. Denn das war letztlich der Zweck dieser Organisation: Invasionen zu erfinden, Phantomarmeen aufzustellen, die Hitler für bare Münze nahm, und die ihn schließlich zu strategischen Torheiten verleiteten. Strategische Fälschung und Betrug — das war das Werk der „Marsmenschen“, die auch sonst die Deutsche Wehrmacht zu bluffen verstanden. Schlachten, die nie geschlagen wurden, fanden statt, Spuren endeten im Sand. Falsche Radionachrichten wurden verlautbart und auf der Gegenseite geglaubt. Den „Martians“ war es unter Mithilfe technischer Geräte sogar möglich, Geräusche zu erzeugen, wie sie bei einem Großmanöver entstehen. So schickten sie einmal ein speziell präpariertes Flugzeug hoch, das in der Lage war, soviel Lärm wie eine komplette Bomberstaffel zu erzeugen.

Dank Jacques Vallée wissen wir heute wieder einiges über die Aktivitäten dieser Spionagespezialeinheit, deren Hintermänner nie in Erscheinung traten. Neben Colonel John Bevan, dem Chef der „Martians“, arbeiteten in dieser Organisation unter anderem Major Derrick Morley, Major Noel Gordon Clark, Major Harold Peteval, Commander Dennis Wheatley, Colonel Sir Wingate, Colonel Arbutnot und Commander Alan Finter tatkräftig mit.

Außergewöhnliche Männer in einer außergewöhnlichen Gruppe. Sämtliche Mitglieder waren einflußreich

und „hohe Tiere“. Major Peteval etwa war ein millionenschwerer Industriecoß, Wingate wiederum ein Cousin des berühmten britischen Helden Lawrence von Arabien, der bekanntlich ebenfalls auf mysteriöse Weise ums Leben kam. Wheatley hingegen ein prominenter Kriminalist, der außerdem einer ausgefallenen Leidenschaft frönte: Er beschäftigte sich mit Schwarzer Magie und galt hierin als absoluter Experte. Und da gab es auch noch Professor Neville de Costa Andrade — ein großer Zukunftsforscher. Seine Spezialität bestand darin, mit wissenschaftlichen Tricks den Feind zu täuschen. Leider scheint Jacques Vallée nicht herausgefunden zu haben, um welche Art von „Tricks“ es sich hierbei handelte. Hingegen zeigt er sich über die Aktivitäten einer anderen Einsatztruppe innerhalb der „Martians“ überraschend gut informiert. Sie führte offenbar eine systematische Computerforschung durch und war ihren Auftraggebern unter der Codebezeichnung „XX“ geläufig. Tatsächlich scheint es den James Bonds des Zweiten Weltkrieges gelungen zu sein, einen bemerkenswerten Supercomputer zu entwickeln. Er führte den Namen ULTRA. Mit Hilfe dieser außerordentlichen Denkmachine soll es dann den „Martians“ gelungen sein, verschiedene Codes des Nazifeindes zu entschlüsseln. Möglicherweise wurde also der Zweite Weltkrieg nicht so sehr auf dem Schlachtfeld, als vielmehr mit Hilfe dieses Computergiganten zugunsten der alliierten Streitkräfte entschieden.

Nach dem siegreichen Ende des Weltkrieges wurde die Spionagegruppe „Martians“ — zumindest offiziell — aufgelöst, aber Jacques Vallée brachte in Erfahrung, daß ein großer Teil der „Marsmenschen“ beschlossen haben soll, die anonyme Arbeit auf irgendeine andere

Weise auch nach 1945 fortzusetzen. Allerdings: Das Dunkel um diese Spionagemänner wurde seither niemals erhellt. Ganz im Sinn der „Herren in Schwarz“, die aus verständlichen Gründen vor allem eines scheuen: Rampenlicht!

Spätestens am 22. Juni 1947 wurden die Zeitkorrektoren wieder aktiv. Drei Holzfäller hatten tags zuvor an der Küste von Tacoma, Maury Island, Washington, ein gewaltiges „kräpfenartiges“ Objekt sich vom Waldboden erheben sehen, wobei hinterher ein Regen von schweren weißen Metallstücken niederprasselte. Eines der Trümmer tötete den Hund der Männer und beschädigte ihr Boot. Die Holzfäller sammelten dennoch Metallproben und nahmen diese zu sich nach Hause. Wortkarg wie diese Leute nun einmal sind, erwähnten sie niemandem gegenüber etwas von ihrem Fund. Auch Harold Dahl, einer von ihnen, hüllte sich in Schweigen. Deshalb war er auch sehr überrascht, als es am nächsten Morgen schon um sieben Uhr früh an seiner Wohnungstür klopfte. Er öffnete und sah sich einem ihm unbekanntem Mann gegenüber, der mit einem schwarzen Anzug und einem ebensolchen Mantel bekleidet war.

Dahls Überraschung verwandelte sich in Bestürzung, als sich zeigte, daß der Fremde über die vortägige UFO-Beobachtung der drei Männer genau Bescheid wußte. Obwohl von den Arbeitskollegen Dahls mit Sicherheit keiner geplaudert hatte, zeigte sich der Besucher über alle Details dieses sonderbaren Vorfalles informiert. Er sprach eine deutliche Warnung aus: Dahl solle nur ja darüber schweigen und mit niemandem über die Sache sprechen. Würde er jedoch seine Warnung mißachten, dann könnte die Familie zu Schaden kommen. Harold

Dahl war vorsichtig. Er versprach, den Mund zu halten. Dahl hielt den Unbekannten für einen Mann des Geheimdienstes und das gesichtete Flugobjekt für eine neue amerikanische Geheimwaffe.

Dann aber wurde der Holzfäller wortbrüchig. Die berühmte UFO-Sichtung des Privatpiloten Kenneth Arnold über dem Mount-Rainier-Gebirge am 24. Juni 1947, nur zwei Tage nach Dahls unheimlichem UFO-Erlebnis, hatte ihn hellhörig gemacht. Er schrieb dem Piloten einen Brief. Dieser antwortete und versprach Dahl, ihn zu besuchen. In der Zwischenzeit begann sich der Holzfäller in eine Unheilschleife zu verstricken. Sein Sohn entrann nur um ein Haar dem Tod, als ein geschlägerter Baumstamm knapp neben ihm niederstürzte. Zu allem Unglück erkrankte jetzt auch noch Dahls Frau an einem nicht zu diagnostizierenden Leiden. Ihm selbst ging eine Ladung gefällter Baumstämme im Wert von rund 3 500 Dollar auf mysteriöse Weise verloren, wodurch er fast seinen Job eingebüßt hätte.

All das erzählte der Holzfäller dem Piloten Kenneth Arnold, als ihn dieser in Tacoma besuchte. Arnold verständigte die Luftwaffe vom Fund der Holzfäller, und kurz darauf meldeten sich bei Harold Dahl zwei Air-Force-Offiziere. Captain William Davidson und Lieutenant Frank Brown wurden Proben der UFO-Artefakte ausgehändigt. Sie beabsichtigten, das Material nach Hamilton Field, California, zu bringen, aber bevor es dazu kam, schlug das Schicksal neuerlich auf grausame Weise zu.

Davidson und Brown kamen auf dem Weg zu ihrem Zielort bei einem bis heute unaufgeklärt gebliebenen Flugzeugabsturz ums Leben. In Hamilton Field hat

man nie etwas von den UFO-Beweisen zu sehen bekommen.

Manches deutet darauf hin, daß die „Herren in Schwarz“ Mittel und Wege wissen, unliebsame Zeugen auf verschiedene Weise mundtot zu machen. Rigorosestes Eingreifen der Zeitkorrektoren kann in solchen Fällen auch das Leben kosten. Sie scheinen jedoch auch über die Möglichkeit zu verfügen, die ihnen gefährlich werdenden UFO-Augenzeugen auf eine sehr bestimmte Art zu behindern: mittels Krankheiten.

Mehrere derartige Fälle sind bekannt. Denken wir nur an das Martyrium des UFO-Forschers Albert K. Bender, den man mit Psychoterrormethoden gesundheitlich fertig machte, und der sich danach jahrelang hütete, seiner UFO-Leidenschaft weiterhin zu frönen. Und denken wir an den Holzfäller Harold Dahl und an die Folgen seiner Redefreudigkeit. Die Unglücksserie, die ihn daraufhin ereilte, darunter die rätselhafte „Krankheit“ seiner Frau, gibt jedenfalls zu denken.

Auch Dr. Reilly H. Crabb, Direktor der „Borderland Sciences Research Foundation“, Inc., Vista, California, kennt einen ähnlich mysteriösen Fall. Ihn erreichte vor etlichen Jahren der Brief eines Freundes, in dem dieser von der Sichtung eines vom Boden aus startenden unbekanntes Flugobjekts berichtete. Er hatte das UFO gemeinsam mit einem Bekannten, einem Detektiv, beobachtet. Wahrscheinlich hätte Dr. Crabb der Sache nicht allzuviel Bedeutung beigemessen, wäre er nicht in den folgenden Tagen durch seltsame Telefonanrufe drangsaliert worden. Stets meldete sich eine anonyme Männerstimme und warnte Crabb davor, die Mitteilung seines Freundes in der Öffentlichkeit bekanntzumachen. Und wäre der Wissenschaftler nicht so aufmerksam ge-

wesen, dann hätte ihn um ein Haar eine schwarze Limousine überfahren. Es gelang ihm gerade noch, zur Seite zu springen. Die Insassen des Autos konnte er, trotz schneller Reaktion, nicht erkennen: Die Fenster des Fahrzeuges waren offenbar mit einer rauchigen Farbe beschichtet und ließen den Blick ins Innere des Wagens nicht zu. Nur das Kennzeichen der Limousine registrierte Direktor Crabb mit großem Unbehagen: XXX.

Crabbs Freund entging einem Pistolenattentat nur durch großen Zufall. Er befand sich, wie öfter, in seinem Lieblingskaffeehaus, um dort einen Mokka zu trinken. Als er gerade den Kopf kurz niederbeugte, um an seiner Schale zu nippen, wurde von der Straße aus ein Schuß auf ihn abgefeuert. Die Kugel bohrte sich über ihm in die Wand. Möglicherweise hatte der unbekannt gebliebene Schütze gar nicht beabsichtigt, Crabbs Freund zu töten. Psychoterror scheint hier eher im Spiel gewesen zu sein, denn kurz danach erkrankte der Mann und zeigte sich in der Folge nervlich ziemlich am Ende. Das kostete ihn zusätzlich den Studienplatz an der Universität.

Aber auch jener Detektiv, der gemeinsam mit Crabbs Freund das UFO beim Aufstieg gesehen hatte, blieb von einer Lebenskrise nicht verschont. Er bekam Streit mit seiner Frau, und diese ließ sich daraufhin von ihm scheiden.

So scheinen die „Herren in Schwarz“ abermals erreicht zu haben, was sie erreichen wollten: die Einschüchterung undisziplinierter Augenzeugen.

Es scheint offenbar ein stufenweises Vorgehen der „Zeitkorrektoren“ zu geben: Zuerst warnen sie, dann drohen sie, dann behelfen sie sich mit einer Art Psycho-

terror, strafen ihre ungehorsamen Opfer durch Krankheiten, und erst, wenn all das keine Wirkung zeigt, schlagen sie unbarmherzig zu. Ihre Methode ist „todsicher“.

Zahlreiche Zeugen, die am 22. November 1963 in Dallas das Attentat auf Amerikas jungen Präsidenten John F. Kennedy mit ansehen mußten und unfreiwillig mehr beobachteten, als erlaubt war, sind, wie wir wissen, allesamt diversen Mordanschlägen zum Opfer gefallen. Es besteht auch kein Zweifel daran, daß der sogenannte „Warren-Report“ von den „Herren in Schwarz“, dank ihrer Verbindungen zu höchsten Regierungs- und Geheimdienststellen, manipuliert worden ist. Daß man Geschehnisse rund um den Kennedy-Mord bewußt verschleierte und unkenntlich machte. Viele wissen das, aber niemand wagt, nach der Wahrheit zu suchen! Wer stirbt schon gerne? Wer wird schon freiwillig krank?

Übrigens seltsam: Seit ich an diesem Buch arbeite, plagt mich eine rätselhafte Darmerkrankung. Seit Monaten. Sie kam plötzlich, ohne Vorwarnung. Unwillkürlich beginnt man nachzudenken.

Es werden doch nicht . . . ? ? ?

## NACHRUF

Manches Mal passieren, egal wo und in welchem Winkel dieser Erde, höchst sonderbare Dinge. So sonderbar und mysteriös, daß davor selbst die üppige Phantasie eines unkonventionellen Erfolgsschriftstellers verblassen muß. Sollte sich etwa Phantastisches selbst in der anscheinend so phantasiearmen Realität widerspiegeln? Mitten im „stinknormalen“ Alltag? An der Schwelle zum dritten Jahrtausend? Und ohne jegliche Vorwarnung?

Montag, den 17. Dezember 1979, fielen meine Blicke auf drei riesige Schlagzeilen, rot unterstrichen. Auf der letzten Seite der Münchner „Abendzeitung“. In großen Lettern stand da zu lesen:

Nachts, wenn der Wagen mit dem Sarg kommt

Und darunter, etwas kleiner:

Polizei jagt unheimliches Leichenauto

Dem Verfasser des Berichts mag die ganze Sache ziemlich bedeutungslos erschienen sein. Auch wenn diese Story es durchaus in sich hat, unserer Gänsehaut das gewisse Prickeln beizubringen.

Was war geschehen?

In der westdeutschen Stadt Tirschenreuth, sie liegt in der Oberpfalz, wagten sich viele Menschen wochenlang abends nicht mehr aus den Häusern. Eltern verboten ihren Kindern, nach Einbruch der Dunkelheit auf die Straße zu gehen; junge Mädchen ließen sich sicherheits halber von ihren Freunden vom Arbeitsplatz abholen — und alles nur, weil zahlreiche Einwohner, in ihrer Mehrzahl Frauen, mit einem wahrlich unheimlichen Phänomen konfrontiert worden waren.

Immer wieder meldeten verschreckte Augenzeugen der Polizei die gleiche Begebenheit: Aus der Dunkelheit sei ganz plötzlich ein Kombi mit verhängten Seitenfenstern aufgetaucht, habe angehalten, und danach seien dem Fahrzeug drei Männer in Schwarz entstieg. Vor den entsetzten Passanten hätten die Unheimlichen einen Sarg aus dem Totenwagen gezerrt und ihn sodann geöffnet.

An ein Gruselstück erinnert die Schilderung der erst 14jährigen Sylvia S. über ihre „unheimliche Begegnung“ in Tirschenreuth: „Ich kam von einer Freundin und mußte am Friedhof vorbei. Im Schatten der Mauer sah ich den schwarzen Wagen stehen. Dunkle Männer öffneten die hintere Autoklappe. Da stand plötzlich ein Sarg . . .“

In panischer Angst ergriff damals Sylvia die Flucht. Wer kann es ihr verdenken? Die Mutter des geschockten Mädchens alarmierte die Polizei — doch auch die Beamten standen vor einem Rätsel. „An diesem Abend, das steht fest, gab es keinen Leichentransport in unserer Stadt“, wurde versichert. Aber man nahm das unglaubliche Phänomen, das da die Tirschenreuther Bürger verschreckte, durchaus ernst. Kein Wunder, wenn man erfährt, daß in einem anderen Fall eine junge Frau — nach einem ungewollten Zusammentreffen mit den schwarz gekleideten Männern und deren makabrer Fracht — einen so schweren Schock erlitten hatte, daß man sie sofort in ein Krankenhaus bringen mußte.

Jetzt würde sich von den Polizisten vermutlich auch keiner mehr gewundert haben, hätte irgend jemand von einer Begegnung mit Graf Dracula berichtet. Mit dem feinen Unterschied: Die unglaublich klingende Geschichte von den Männern in Schwarz ist offenkundig

wahr — und Dutzende Augenzeugen in der Oberpfalz würden sie jederzeit beschwören. Was der Polizei allerdings auch nicht weitergeholfen hat. Zur Aufklärung des Falles, zur Identifizierung der unheimlichen Spukgestalten von Tirschenreuth, fehlt nämlich bisher der wahrscheinlich wichtigste Anhaltspunkt:

Das Kennzeichen des Leichenwagens . . .

Was soll das alles? Es ergibt einfach keinen Sinn. Wirkt skurril und unwirklich. Und ist dennoch ein reales Geschehen. Wer aber steckt hinter diesem makabren Spuk? Spaßvögel mit wahrhaft teuflischem Humor? Verrückte mit abstrakten Ideen? Oder vielleicht doch jene Todesboten, die durch dieses Buch gegeistert sind:

Die Herren in Schwarz?

Schemenhaft tauchen sie auf, betreten die Szene, setzen eine Handlung — um danach ebenso schnell wieder zu verschwinden. Sie hinterlassen keine Spuren, die sie entlarven könnten. Versuche, ihrer habhaft zu werden, gehen unweigerlich ins Leere. Und doch scheinen sie zu existieren. Phantomen gleich, sind diese Unheimlichen dennoch aus Fleisch und Blut, und wo sie sich bemerkbar machen, regiert die Angst. Auf ihr Konto gehen zahlreiche, bis heute unaufgeklärte Fälle. Sie schlagen unerbittlich zu, die „Herren in Schwarz“, wenn sie es für erforderlich halten. Und sie hinterlassen am Tatort jede Menge Rätsel. Rätsel, die „dreidimensional“ nicht zu lösen sind.

Denken wir nur etwa an den mysteriösen Selbstmord des Anführers der Baader-Meinhof-Gruppe Baader, Ensslin und Raspe. Oder an die vermeintliche Selbstjustiz der Ulrike Meinhof. Die sich in ihrer Gefängniszelle in Stuttgart am Fensterkreuz erhängt zu haben schien. Bis heute rätselt man darüber, auf welche Weise

Andreas Baader und Carl Raspe im Gefängnis von Stuttgart-Stammheim zu ihren Selbstmordpistolen gekommen sein könnten. Die Konsequenzen hatten der Leiter der modernsten und bestbewachten Gefangenenanstalt, Hans Nusser, sowie deren Sicherheitsbeauftragter zu tragen. Sie wurden ihrer Posten enthoben.

In Bonn tat man alles, um jedwedes Gerücht zum Verstummen zu bringen. Und solche Gerüchte gab es genügend. Ein internationales Ärztekollegium wurde eingeladen, die Leichen der drei inhaftiert gewesenen Terroristen zu untersuchen und zu obduzieren. Und der zuständige Oberstaatsanwalt Dr. Mehl beeilte sich, gegenüber der Presse zu versichern, keiner der fünf Professoren aus diesem Kollegium habe eine Äußerung gemacht, daß auch nur ein Anzeichen gegen einen Selbstmord spräche. Bei den herangeholten Kapazitäten handelte es sich um die Gerichtsmediziner Professor Wilhelm Holczabek aus Wien, Professor Hartmann aus Zürich und Professor Andrée aus Belgien sowie deren deutsche Kollegen Professor Mallach und Professor Rauschke.

Natürlich war es den Bonner Behörden darum zu tun, jenen Meinungen zu widersprechen, die Zweifel an der Selbstmordversion hegten. Da wurden Gerüchte ausgestreut, Andreas Baader und Gudrun Ensslin hätten schon Tage vor ihrem Tod Selbstmordabsichten geäußert. Es soll Anspielungen Baaders gegeben haben, die Gefangenen würden selbst entscheiden, „wenn das nicht bald ein Ende findet“. Damit habe der Terrorist auf die zu dem Zeitpunkt laufenden Verhandlungen in der Schleyer-Affäre angespielt.

Gudrun Ensslin wiederum behauptete angeblich, hierginge es um Stunden oder Tage, danach würden die In-

haftierten, „wir, die Gefangenen von Stammheim, der Regierung die Entscheidung aus der Hand nehmen, indem wir entscheiden, und zwar so, wie es jetzt noch möglich ist, als Entscheidung über uns. Ich denke“, soll sie erklärt haben, „diese Konsequenz bedeutet zwangsläufig Eskalation“.

Ob die drei Terroristen in ihren Zellen tatsächlich freiwillig aus dem Leben gegangen sind, läßt sich damit nicht überzeugend beweisen. Immerhin ist bekannt, daß Baader mehrfach verlangt hatte, mit dem Staatssekretär des Bonner Kanzleramtes, Manfred Schüler, zusammengebracht zu werden. Wahrscheinlicher als ein Selbstmord ist daher die Annahme einer beabsichtigten Geiselnahme des Politikers durch Baader, um endlich mit seinen Gefährten freizukommen.

Es ist ferner interessant, daß ziemlich parallel mit der Auffindung der Leiche des entführten Industriellen Hans-Martin Schleyer in einem abgestellten Auto in der Elsaß-Stadt Mülhausen auch der Lebensfaden der Terroristen Baader, Ensslin und Raspe gerissen ist. Dazu drang ein weiteres Detail, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, an die Öffentlichkeit: In der Zelle von Andreas Baader wurden drei Einschüsse, sämtliche des Kalibers 7,65 mm, festgestellt. Ein Geschosß mit Blutspuren fand man auf dem Fußboden, eines in der Wand und eines in der Schaumgummieinlage der Matratze des Bettes. Die Spitzen dieser Geschosse waren nach der Art von Dumdumgeschossen abgefeilt, und man weiß, daß dadurch deren tödliche Wirkung noch erhöht wurde. Von Baader, Ensslin oder Raspe selber — oder von jemandem, der über die drei bereits den Schicksalsstab gebrochen hatte?

Ähnlich wie über die führende Anarchistin der west-

deutschen Terroristenszene, Ulrike Meinhof, die „rote Ulrike“ genannt? Sie hatte sich eineinhalb Jahre früher, am 9. Mai 1976, nach ebenfalls nicht befriedigender offizieller Version mit Streifen ihres Handtuchs am Fensterkreuz in ihrer Gefängniszelle erhängt. Und wiederum in der Stuttgarter Strafanstalt. Auch damals beilte man sich von offizieller Seite, die Handlung der 41jährigen Anarchistin als Freitod hinzustellen. Die Allgemeinheit nahm den Hinweis gleichgültig, aber zufrieden zur Kenntnis. Sicherheitshalber offerierte man der Presse aber auch noch die kleine Episode vom Besuch eines anglikanischen Geistlichen in Ulrike Meinhofs Gefängniszelle. Der Priester war im Auftrag der Gefangenenorganisation „Amnesty International“ nach Stuttgart gekommen, und soll sich, als er vom Tod der Terroristin erfahren hatte, „nicht überrascht“ gezeigt haben, wie zu lesen war. Ihm sei zum erstenmal, ließ der Geistliche angeblich verlauten, mit Ulrike Meinhof ein Mensch begegnet, „der total außerstande war, noch Licht zu sehen“.

Die Unruhe, die nach den Selbstmorden im Stuttgarter Gefängnis Stammheim in den verantwortlichen Kreisen ausbrach, blieb auch von den Journalisten nicht unbemerkt. Aber die offizielle Schweigemauer hielt dicht. Den Betroffenen, ob Regierende oder Gerichtsbarkeit, ging es um die eigene Haut. Und im Grunde war man heilfroh, diese Belastung losgeworden zu sein. Lagen doch während der Zeit der Inhaftierung von Baader, Ensslin, Raspe und der „roten Ulrike“ neuerliche Terroranschläge täglich in der Luft. Ihr Tod hatte dieses Problem auf einfache Weise gelöst.

Wer aber waren die „Liquidierer“ gewesen? Ein heimliches Exekutionskommando der Kripo oder Bun-

deswehr? Ausländische Todesschützen? Oder Personen, über die auch die Bonner Verantwortlichen nichts wußten?

Die Herren in Schwarz?

Waren sie abermals unterwegs gewesen, um die Zeitebene ihrer Vergangenheit — unserer Gegenwart — von störenden Elementen zu befreien? Waren Baader und seine Gesinnungsgenossen zu „Störfaktoren“ geworden, die ausradiert werden mußten? Schlug deshalb ihre Todesstunde?

Wir wissen es nicht, und die es vielleicht ahnen, halten dicht. Sie wissen warum.

Die „Herren in Schwarz“ aber sind auch weiterhin in Aktion. Sie erfüllen weiter ihre Aufgabe, die ihnen in ihrer Zeit — unserer Zukunft — gestellt worden ist. Die Zeitebene freizuhalten von Einflüssen, die ihre Gegenwart, die Jahrzehnte, Jahrhunderte, vielleicht auch Jahrtausende vor uns liegt, gefährden könnte. Wir wissen nur eines: Es gibt sie, diese Boten des Schicksals, die in unser Leben hineinspielen, es nach ihrem Gutdünken verändern können — und die auch, wenn die Situation es erfordert, nicht davor zurückschrecken, mit uns „tabula rasa“ zu machen.

Ist es uns gelungen, das Geheimnis der „Herren in Schwarz“ zu enthüllen? Ihr unheimliches Rätsel zu lösen? War alles nur ein „Blindgänger“ — oder müssen wir nunmehr die Konsequenzen fürchten? Wie auch immer: Hoffen wir inständig, daß sie uns ignorieren. Hoffen wir darauf, daß unsere „Nadelstiche“ sie nicht belästigt haben. Sollte nun irgendein Leser nach dem Studium dieses Buches hochmütig zur Tagesordnung übergehen, das Thema der „Herren in Schwarz“ als Phantasterei und Hirngespinnst abtun, dann sei er ge-

warnt. Die „Herren in Schwarz“ lassen mit sich nicht spaßen.

Ein Mann, dem ganz bestimmt keine Nähe zu grenzwissenschaftlichen Phänomenen nachgesagt werden kann, Fernsehprofessor Hoimar von Ditfurth, schrieb in einem seiner Bücher eine Erkenntnis nieder, seine Erkenntnis offenbar, die auch jene beherzigen sollten, die da meinen, sich mit überheblichem Getue über Dinge hinwegsetzen zu können, die unsere besondere Wachsamkeit verdienen.

„Welche Naivität steckt im Grunde doch dahinter, wenn wir erwarten, daß diese ganze Welt, die wir um uns vorfinden, in all ihrer Fülle und mit all ihren verborgenen Ursachen in das Volumen ausgerechnet unseres Gehirns hineinpassen müsse.“

\* \* \*

DANK

... möchte ich allen jenen hier sagen, die mir bei der Abfassung dieses Buches durch schriftliche und mündliche Informationen oder durch sonstige Mitarbeit geholfen haben. Dies gilt im besonderen für meinen Freund Walter Ernsting, der mir das Vorwort schrieb und Science-fiction-Anhängern unter seinem Autorenpseudonym „Clark Darlton“ ein Begriff geworden ist.

Doch soll dieses Lob keineswegs die Anstrengungen jener Mitarbeiter schmälern, von denen ich die Mehrzahl zu meinem Freundeskreis zählen darf. Der Großteil von ihnen ist haupt- oder nebenberuflich publizistisch tätig — und um niemanden zu bevorzugen oder

zu benachteiligen, seien ihre Namen nachstehend in alphabetischer Reihenfolge hervorgehoben; begleitet von einem nochmaligen „Dankeschön“:

Ernst Berger, Illo Brand, Peter Fiebag, Walter A. Fuchs, Harald Gregor, Reinhard Habeck, Karl Löbl, Ing. Willi Meduna, Hans-Werner Sachmann, Rainer Scheiblberger, Ing. Adolf Schneider, Gerhard R. Steinhäuser, Peter Stern, Norbert Wastl.

Danken möchte ich aber auch der Wiener Tageszeitung „Kurier“, aus deren Archiv ich manch wertvolle Anregung für die Gestaltung meines Buches gewann, und die mir wesentliches Fotomaterial zugänglich machte.

Letztendlich seien aber auch jene Männer nicht vergessen, die mit gutem Recht als die „tragenden Säulen“ dieses Buches angesehen werden müssen, und die mir jede Menge Schreibstoff geliefert haben:

Die „Herren in Schwarz“

P. K.

## LITERATURNACHWEIS

Bekh, Wolfgang Johannes: „Bayerische Hellseher“. Pfaffenhofen 1976.

Berlitz, Charles — Moore, William L.: „Das Philadelphia-Experiment“. Wien 1979.

Jezower, Ignaz: „Das Buch vom Abenteuer“. Berlin 1922.

Meckelburg, Ernst: „Der Überraum“. Freiburg/Br. 1978.

Prachan, Jean: „UFOs im Bermuda-Dreieck“. München 1979.

Schneider, Adolf — Malthaner, Hubert: „Das Geheimnis der unbekanntenen Flugobjekte“. Freiburg/Br. 1976.

## VORWORT 5

### I. TÖDLICHER BESUCH 8

Der schweigsame Gast — Auftraggeber: unbekannt — Requiem für fünfzig Dukaten — Wolferl hat Angst — Wurde er vergiftet?

### II. DIE SCHWARZE LIMOUSINE 13

Zeitnehmens umstritten — Lawrence von Arabien liebte einen Knaben — Ein Telegramm von Adolf Hitler — Motorräder waren seine Leidenschaft — Das unheimliche Auto — Nur drei Augenzeugen — Alles wurde vertuscht

### III. SCHACHMATT 19

Funkspruch für Ndola — UNO-Flugzeug überfällig — Ein „Messias“ des zwanzigsten Jahrhunderts? — Hammarskjöld hatte Vorahnungen — Ein Überlebender — „Go back!“ — Ein Lichtstrahl am Himmel — Einschußlöcher am Flugzeugwrack — Zu falschen Aussagen geprügelt — Ablenkungsmanöver der Rhodesier — Den Absturz selber herbeigeführt? — Gerüchte um eine Plastikbombe — Schachfiguren

### IV. DAS MORDKOMPLOTT 31

Präsidenten leben lebensgefährlich — Ein „unechter“ Mörder? — „Sic semper tyrannis!“ — Doppelspiel des Kriegsministers? — Ein mysteriöser Oberst — Wer war der Erschossene? — Achtzehn Tagebuchseiten fehlen — Nur „Werkzeug“ und „Marionette“? — Wer ließ Lincoln töten? — Ein ausgeklügelter Mord — Es fehlt an Beweisen — Fremder Leichnam im Mördergrab? — Es gab eine Geheimtür — In keinem Bericht verzeichnet — Mosaiksteine

### V. VERSCHWÖRUNG AUS DEM DUNKEL 44

Amerikas berühmteste Wahrsagerin — Sie „sah“ John F. Kennedys Tod elf Jahre früher — Besuch bei Jeane Dixon — Falsche Prophezeiungen — An einem Sonntag in Dallas — „Mein Gott, ich bin getroffen!“ — Mit unendlicher Anmut... — Wer war(en) Kennedys Mörder? — Ein Indiziengebäude begann zu wanken — Ledig-

lich „Paradepferde“ — Gab es zwei Attentäter? — Der Mann auf dem Hügel — Ein Augenzeuge weniger — Staatsanwalt Garrison wurde für verrückt erklärt — Ein Netz von Intrigen — Lee Harvey Oswald war nicht der Mörder Kennedys! — Opfer „von echten Verschwörungen“ — Als der Todesreigen begann — Kennedys Gehirn verschwand spurlos — Die dunkle Macht im Hintergrund — Attentat auf Robert Kennedy — Aber war Sirhan B. Sirhan der Täter? — Das Mädchen im getupften Kleid — Gespräch mit Godfrey Isaac — Wichtige Indizien beiseite geschafft — Mordkugel für Martin Luther King — Nur ein Phantombild — James Earl Ray war kein Attentäter! — „... Sie sind fertig, und Sie wissen es...“ — Eine falsche Spur gelegt

## VI. WIE STARB MARY JO?

79

Die greise Dame gab „grünes Licht“ — Ist Edward Kennedy unbestritten? — In jener Nacht auf Chappaquiddick... — Autosturz von der Holzbrücke — Ließ Ted seine Begleiterin ertrinken? — Kennedys seltsames Verhalten — „Wenn dir deine Gesundheit lieb ist, dann hältst du besser den Mund!“ — Beerdigt ohne Obduktion — Zwei mysteriöse „Geistliche“ — Eine Villa zum Geschenk — War Ted Kennedy „verwirrt“? — Ein dritter Autoinsasse? — Kräftemessen mit Jimmy Carter — Einem Attentat knapp entronnen — Teds Ziel ist die Präsidentschaft — Alle Warnungen in den Wind geschlagen — Jeane Dixons Alpträume: „Ted Kennedy liegt tot auf dem Boden. In einer enormen Blutlache...“

## VII. ATTENTAT AUF JIMMY CARTER

92

Einem tödlichen Verhängnis entronnen — Ein Mann namens Raymond Lee Oswald — Er nannte sich „Julio“ — Am Abend des 5. Mai... — Verräterische Bewegung — Wer waren die drei Unbekannten? — Oswald stand unter Drogeneinfluß — Wer trachtet Carter nach dem Leben?

## VIII. DAS ENDE DES „LÄCHELNDEN PAPSTES“

97

Eine schreckliche Gewißheit — Starb Albino Luciani tatsächlich an Herzschwäche? — Versucht der Vatikan, die Wahrheit zu vertuschen? — Obduktion des Papstes aus fadenscheinigen Beweggrün-

den verweigert — Der „Fall Sindona“ — Ein Bankier geht bankrott — Mit Papst Paul VI. befreundet — Ein Drittel der Vatikan-Milliarden verspekuliert — Beziehungen zur Unterwelt? — Rechtsanwalt erschossen — Besaß auch Johannes Paul I. Beweisdokumente gegen Sindona? — Vor Prozeßbeginn verschwunden — Von Linksradikalen gekidnappt? — Sindona taucht wieder auf — Mysteriöse Schußverletzung — Schutz vor wem?

## IX. DER UFO-STAATSTREICH

108

Das seltsame Hobby des Sir Eric Gairy — UFO-Konferenz am East River — In Abwesenheit entmachtet — Keine Terroristen oder Kommunisten — UFO-Gespräch mit Jimmy Carter — UFO-Forschung wird jetzt boykottiert

## X. UFOs — STRENG GEHEIM!

113

Ein Flugkapitän berichtet — Feueriger Körper überholte AUA-Maschine — Ein anonymer Anrufer — Erste Warnung — Unheimlicher Besuch — UFO-Sichtung hat Folgen — „Sie machen sich nur selbst Probleme...“ — Zwei Männer in einem schwarzen „Jaguar“ — Das Auto löste sich in Luft auf — Ein Fremder bei Doktor Hopkins — „... Wie wenn ich mit einer Puppe sprechen würde.“ — Eine „unheimliche Begegnung dritter Art“ — Drei Uniformierte klärten auf — UFO „verlor“ Bruchstück in Schweden — Ein „Offizier“ aus Amerika — Besucher hinterließ Kopfschmerzen — Wer war Major Smedley? — Drei Herren in Schwarz — Eine Abteilung für Innere Sicherheit gibt es nicht — Eine böse Überraschung — Beweismaterial herausgelockt — Anonyme Anrufer drohten mit Repressalien — Brandstifter am Werk — Albert K. Benders UFO-Beweise — Psychoterror — Tauziehen um eine Hundeleiche — „Ich habe von euch endgültig genug!“ — „Warum wir da sind, werden Sie nie erfahren...“ — Ein seltsamer Hinweis — UFO-Sichtung im Jahr 1921

## XI. DER MANN, DER ALLES WUSSTE

167

Ungewöhnliches aus Feldpostbriefen — Der „spinnade“ Fremde — Der Graf von Saint-Germain — Alchimist, Erzähler, Allroundgenie — In der Gunst Ludwigs XV. — Madame de Pompadour ist neugierig — Wie alt war Saint-Germain wirklich? — Bildhauer, Diplomat und Revolutionär — Seine Spur führt durch Jahrhunderte — Ge-

storben und wieder „auferstanden“ — Aus dem Tagebuch Casanovas — Niemand wußte, was Saint-Germain aß — Speisen aus der Zukunft? — Nur noch ein einziges Schriftstück — „... Eine ganze Weile zog ich durch den Weltraum dahin.“ — Ein Zeitagent auf der Flucht? — Warnung vor den „dunklen Männern“ — Immer noch da?

## XII. WENN DIE ERDE BEBT . . . 191

Von einer Flutwelle überrascht — Katastrophe vor unserer Haustür — „Sekunden später ließ ein gewaltiges Dröhnen die Luft erzittern . . .“ — Von 1556 bis 1979: 2,4 Millionen Erdbeben-tote — Ton-nenschwerer Erdbebenerzeuger — Beben als Begleiterscheinung? — Besucher aus der Zukunft — Gibt es den „Überraum“? — Reisen durch die Dimensionen — Was ist, wenn zwei Zeitebenen sich „überlappen“? — Sind es Agenten aus einer anderen Zeitepoche?

## XIII. ENTHÜLLTES GEHEIMNIS 203

Was wollen sie, die Herren in Schwarz? — Kontrollieren sie die Zeitebene? — „Stolpersteine“ — Wer besuchte Abraham und Lot? — Wer waren die drei Weisen aus dem Morgenland? — Ein „Steck-brief“ über die Herren in Schwarz — Der geheimnisvolle „Major French“ — Tödliche Folgen — Mysteriöses um Morris Jessup — Die „Herren in Schwarz“ verstehen keinen Spaß — Wieviel wußte Heinrich Schliemann? — Ein Buch, das nie erschien — Die „Mars-menschen“ — Ein Holzfäller als UFO-Zeuge — Einem Attentat ent-ronnen — Augenzeugen eingeschüchtert — Wer stirbt schon gerne? — Eine rätselhafte Darmerkrankung

## NACHRUF 228

## DANK 235

## LITERATURNACHWEIS 236

Der Quellenforscher folgte den Spuren seiner Entdeckung, die hinausführen in eine Welt, die wir nicht kennen, und die wir vermutlich auch nie kennenlernen werden. In eine Welt der Zukunft. Nur die Spuren dorthin existieren, und eine unbestimmte Ahnung von deren Ursache — von den Besuchern aus dem Jenseits.

Der Autor hat versucht, ihre Identität zu eruieren und erreichte einen unglaublichen Erfolg. Er weist nach: Seit Jahrhunderten (oder gar Jahrtausenden?) gibt es diese phantomartigen Wesen. Sie haben auf diesem Planeten einen Auftrag zu erfüllen — einen unerbittlichen, erbarmungslosen Auftrag. Peter Krassa rückte sie ins Licht, entlarvte ihr dunkles Treiben. Ihm gelang die Enthüllung eines unheimlichen Rätsels. Denn das Geheimnis, das diese Besucher aus dem Jenseits umgibt, ist gefährlich. Es ist das Geheimnis der Herren in Schwarz . . .

Peter Krassa, geboren am 29. 10. 1938 in Wien, schrieb bisher vier Bücher, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Er beschäftigt sich vornehmlich mit grenzwissenschaftlichen Phänomenen. Krassas bisherige Bücher: „Als die gelben Götter kamen“, „Gott kam von den Sternen“, „Däniken intim“, „Feuer fiel vom Himmel“.



Rätselhafte Geschehnisse auf unserer Erde — und die Wissenschaft weiß keine Antwort. Peter Krassa folgte den Spuren und erkannte das erschreckende Geheimnis der „Herren in Schwarz“.



CAESAR VERLAG

355/03024